

Alexander Lernet-Holenia und Maria Charlotte Sweceny

Briefe 1938–1945

Christopher Dietz

böhlau

Literatur und Leben. Neue Folge

Band 83

CHRISTOPHER DIETZ

ALEXANDER LERNET-HOLENIA UND MARIA CHARLOTTE SWECENY

Briefe 1938–1945



2013

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Für Christina

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung von



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Umschlagabbildung:
Lernet in Uniform: Fotoatelier Kitty Hofmann, Wien/
Alexander Dreihann-Holenia, Kitzbühel.
Lotte Sweceny: Urheber unbekannt/Stein Familienarchiv, Wien.

Wiesingerstraße 1, A–1010 Wien, www.boehlau-verlag.com

Umschlaggestaltung: Michael Haderer
Korrektorat: Herbert Hutz
Druck und Bindung: Prime Rate Kft.
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in Hungary

ISBN 978-3-205-78887-4

Inhaltsverzeichnis

1 Vorwort

„Ich bin kein eigentlicher Briefschreiber [. . .]“, schrieb Alexander Lernet-Holenia einmal an Carl Zuckmayer. Lernet war, im Gegenteil, ein begnadeter Briefeschreiber; meist schrieb er mehrere am Tag. Tausende Korrespondenzstücke von seiner Hand sind angeblich erhalten, nur wenige davon zugänglich – umso bedeutender ist der Archivfund, der dieser Edition zugrunde liegt. Sie entstand in den Jahren 2009–2011 und wurde im August 2011 von der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien unter dem Titel *„Ich bin wohl der Dichter mit einem der lächerlichsten Schicksale* – Die Briefe Alexander Lernet-Holenias an Maria Charlotte Sweceny“ als Dissertation approbiert. Für die Buch-Publikation wurde sie überarbeitet und aktualisiert.

Susanne Stein, die Großnichte Maria Charlotte Swecenys, öffnete mir das Archiv ihrer Familie – dafür sei ihr herzlich gedankt. Ebenso danke ich Alexander Dreihann-Holenia, der dieses Projekt mit großem Interesse und mancher Hilfestellung begleitet hat.

Für wichtige Hinweise danke ich außerdem: Hans Breidbach-Bernau (Bad Ischl), Robert von Dassanowsky (Colorado Springs), Christine Fliri (Feldkirch), Murray G. Hall (Wien), Anton C. Hilscher (Wien), Manon-Marcelle Kohlhuber Kollontay (St. Wolfgang), Tamara Loitfellner (Baden), Franziska Mayer (München), Manfred Müller (Wien), Barbara Netscher (Ronneburg), Gunther Nickel (Mainz), Christine Stein (Wien), Markus Stein (Wien), dem Team des Wiener Stadt- und Landesarchivs und Ernst Gundaccar Wurmbrand-Stuppach (Frohsdorf).

Wien, im August 2012 — Christopher Dietz

2 Einführung

„Briefe *sind* die Menschen, welche sie geschrieben haben [...]“

(A. Lernet-Holenia, „Beide Sizilien“)

2.1 Inhalt und Ziel dieser Arbeit

2.1.1 Überlegungen zu einer Briefedition

Eine Briefedition ist Wasserträgerarbeit. Es gilt, der Forschung neues Material zu erschließen, es in die bestehenden biografischen und werkhistorischen Zusammenhänge einzuordnen und, je nach seiner Beschaffenheit, neue Aspekte aufzuzeigen und zur Diskussion zu stellen. Im Falle des österreichischen Schriftstellers Alexander Lernet-Holenia (21. Oktober 1897 – 3. Juli 1976) ist dieses Unterfangen ein besonders lohnendes: Es existieren Tausende Briefe von seiner Hand, an unzählige Korrespondenzpartner, aus allen Lebensphasen. Nur wenige dieser Briefe sind jedoch zugänglich: Sie liegen unter anderem im Deutschen Literaturarchiv Marbach (darunter Briefe an Gottfried Benn und Carl Zuckmayer), in der Sammlung von Handschriften und alten Drucken der Österreichischen Nationalbibliothek (Nachlass Annie Lifczis), im Österreichischen Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek (Nachlässe Hilde Spiel, Ernst Schönwiese), in der Wienbibliothek[1] (Nachlässe Lambert Binder, Hans Weigel, Milan Dubrovic, Felix Braun), im Österreichischen Theatermuseum (Nachlass Hermann Bahr) und im Robert-Musil-Archiv Klagenfurt (Nachlass Michael Guttenbrunner). Einzelne Briefe wurden bereits im Transkript abgedruckt bzw. auszugsweise in der Literatur wiedergegeben.[2] Bereits 1953 erschien der Briefwechsel

[1] Im Weiteren: WienB; vormals Wiener Stadt- und Landesbibliothek.

[2] U. a. in Donald G. Daviau: Alexander Lernet-Holenia in seinen Briefen. In: Thomas Eicher/Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 39–63; Yeong-Suk Han: *Alexander Lernet-Holenia. Studien zu einer Monographie*. Universität Wien: Diss. 1985 (hier v. a. die Briefe Lernet-Holenias an Felix Braun und Alfred Kubin aus der WienB; leider teilweise mit sinnentstellenden Schreibfehlern, etwa „Maximum“ statt [Stefan Georges] „Maximin“); Thomas Hübel/Manfred Müller (Hrsg.): *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit*. Wien: Zsolnay 1997.

Lernets mit Gottfried Benn[3], der sich anlässlich von dessen umstrittener „Antwort an die literarischen Emigranten" (1933),[4] in der Benn für die Unterordnung des Dichters unter die Nation Stellung bezog, entsponnen hatte.

Diese wenigen veröffentlichten bzw. zugänglichen Briefe bilden jedoch die sprichwörtliche Spitze des Eisbergs: Knapp zehntausend Briefe Alexander Lernet-Holenias befinden sich nach dessen eigener Aussage im Besitz des Lernet-Biografen Roman Roček. Er plant seit Jahrzehnten eine Briefausgabe, auf die auch in der Sekundärliteratur schon mehrfach verwiesen wurde.[5] Einige Briefstellen sind in Ročeks Arbeiten über Alexander Lernet-Holenia – etwa in die Biografie *Die neun Leben des Alexander Lernet-Holenia* oder in den Kommentar zum lyrischen Gesamtwerk[6] – eingeflossen. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der vorliegenden Arbeit befand sich die Edition jedoch nach wie vor im Manuskriptstadium. Die einzige seit Lernets Tod 1976 publizierte Edition war bisher diejenige der Briefe an und von Carl Zuckmayer, die der Mainzer Literaturwissenschaftler und Zuckmayer-Kenner Gunther Nickel 2006 besorgt hat.[7]

Donald G. Daviau hat die Ansicht geäußert, dass die Briefe Lernets

[3] Gottfried Benn/Alexander Lernet-Holenia: *Monologische Kunst –? Ein Briefwechsel zwischen Alexander Lernet-Holenia und Gottfried Benn*. Wiesbaden: Limes 1953.

[4] Gottfried Benn: Antwort an die literarischen Emigranten. In: Dieter Wellershoff (Hrsg.): *Gesammelte Werke. Band III: Vermischte Schriften. Autobiographische Schriften*. Frankfurt am Main: Zweitausendeins 2003, S. 1695–1704.

[5] U. a. bei Han: *Studien zu einer Monographie*, S. 189; Robert Dassanowsky: *Phantom empires: The novels of Alexander Lernet-Holenia and the question of postimperial Austrian identity*. Riverside, CA: Ariadne Press 1996, S. 12; Daviau: Lernet-Holenia in seinen Briefen, S. 50; Hélène Barrière/Thomas Eicher/Manfred Müller (Hrsg.): *Personalbibliographie Alexander Lernet-Holenia* (Übergänge – Grenzfälle. Österreichische Literatur in Kontexten, hrsg. v. Thomas Eicher, Fritz Hackert und Bernd Hamacher, Bd. 4). Oberhausen: Athena Verlag 2001, S. 17, 20.

[6] Alexander Lernet-Holenia: *Das lyrische Gesamtwerk*. Hrsg. v. Roman Roček. Wien–Darmstadt: Paul Zsolnay Verlag 1989.

[7] Nickel spricht allerdings von einem „Torso" – Zuckmayer musste „1938 mit seiner Emigration fast alles zurücklassen" (Alexander Lernet-Holenia/Carl Zuckmayer: *Briefwechsel und andere Beiträge zur Zuckmayer-Forschung*. Hrsg. v. Gunther Nickel [Zuckmayer-Jahrbuch, Bd. Band 8, 2005/06]. Göttingen: Wallstein Verlag 2006, S. 25); vgl. auch Carl Zuckmayer: *Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1969, S. 390: „[...] Handschriften von Lernet, die ich nicht mehr habe. Sie sind vermutlich mit all den in meinem Haus beschlagnahmten ‚Schriften' in irgendeinem Aktenschrank der Geheimen Staatspolizei verbrannt oder verschimmelt."

> die tiefsten Einsichten und den klarsten Ausdruck seiner Gedankenwelt, zahlreiche Stellungnahmen zu Gott, zum Staat, zu seinen Mitmenschen und zur Literatur [beinhalten]. Die Briefe zeigen ihn als einen hochbegabten Menschen, der die Sprache wie wenige andere seiner Zeit beherrschte, und auch als einen Zerrissenen, der sein Leben nie so ordnen konnte, wie er es wünschte.[8]

Folgt man dieser Annahme, so vermögen die vorliegenden Briefe Aufschluss zu geben über einen besonders wichtigen Abschnitt im Leben und Werk Alexander Lernet-Holenias: Sie erstrecken sich über die Jahre 1938 bis 1943 und begleiten die Beziehung des Dichters zu Maria Charlotte („Lotte") Sweceny, einer gebildeten, vermögenden (und verheirateten) Frau, die einer Familie des assimilierten jüdischen Wiener Großbürgertums entstammte und in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg gemeinsam mit ihrem Mann Otto C. Sweceny und ihrem Bruder Walter Stein einem „oppositionell gesinnten Freundeskreis"[9] aus Architekten, Künstlern und Schriftstellern angehörte.[10]

Die Briefe zwischen beiden sind privater Natur und dienten zuvorderst der Beziehungspflege (wenn auch die emotionalen Aspekte der Beziehung selbst recht einseitig, nämlich meist von Lotte Sweceny, thematisiert werden). Für „Neni" und seinen „Hasen" Lotte – so die Kosenamen der beiden – war das Schreiben von Briefen über Jahre hinweg vor allem eines: die Möglichkeit, Kontakt zu halten und zumindest auf dem Papier eine Zweisamkeit zu pflegen, der durch die Teilnahme Lernet-Holenias am Überfall auf Polen und die Abkommandierung nach Berlin früh die Grundlage entzogen wurde: „Deine Briefe, Lieber, machen mir das Warten leicht [. . .]", so Lotte Sweceny in einem undatierten Konzept. Für sie wiederum bedeutete diese Art von Zwiesprache, vor allem auch zu Beginn der Beziehung, die Möglichkeit, Gedanken zu teilen, mit denen sie sich in ihrem Freundes- und Familienkreis oft genug allein gelassen fühlte: „Ich bin froh, daß Sie da sind. So muß ich nicht ins Leere schreiben" (S. 85).[11]

Besonders deutlich wird in den Briefen Lernets eine weitere Funktion des Briefschreibens, und zwar die „gnoseologische":

[8] Daviau: Lernet-Holenia in seinen Briefen, S. 63.

[9] Milan Dubrovic: *Veruntreute Geschichte. Die Wiener Salons und Literaturcafés*. Wien/Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1985.

[10] Vgl. dazu Kap. 6.6.3.

[11] Mit Klammern versehene Seitenangaben im Text beziehen sich auf die vorliegende Arbeit.

> Briefe werden geschrieben, um sich selbst mit eigenen und unfertigen Gedanken zu konfrontieren, diese zu objektivieren, Abstand zu erhalten, damit dem *Anbahnen eigener Erkenntnistätigkeit* zu dienen. [. . .] Die Vertraulichkeit des Umganges der Briefpartner miteinander läßt den Briefwechsel für viele zum *Medium der Selbsterschließung* werden.[12]

Alexander Lernet-Holenias Briefe an Lotte Sweceny sind – mehr noch als etwa die an Zuckmayer oder andere Freunde – häufig dozierender[13] und überwiegend monologischer[14] Natur und geben daher mehr über ihn selbst und seine Arbeit preis als über sein Verhältnis zu Lotte Sweceny oder gar über deren Lebensumstände. „*Dokumente geistiger Arbeitsprozesse*“[15] sind die Briefe dort, wo Lernet sich über Schicksal, Künstlertum, Tod, schriftstellerische Arbeit und dergleichen auslässt – vieles, was in seinen Romanen nachzulesen ist, wird in den Briefen vorgeformt, weiterentwickelt oder auch nur widergespiegelt.

Die Briefe wurden in Jahren verfasst, die für Alexander Lernet-Holenia – und nicht nur für ihn – von großer Bedeutung waren. „Die Welt hat doch ein anderes Gesicht bekommen“, schreibt Lernet einmal im Juni 1942 (S. 198) an Lotte Sweceny. Wie viele seiner Zeitgenossen hatte Lernet, der noch ganz dem „alten Österreich“ verpflichtete Dragoneroffizier des Ersten Weltkriegs, sein Bezugssystem gerade noch über die Zeit des austrofaschistischen Ständestaats hinüberretten können, bevor er seiner mit dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich endgültig verlustig ging. Die schriftstellerische Karriere Lernets stagnierte Ende der Dreißigerjahre, freilich auf hohem Niveau; die Erlebnisse des Zweiten Weltkriegs – und hier die ereignisreichen Wochen in Polen wohl ebenso wie die äußerlich oft lähmend untätigen Tage bei der Heeresfilmstelle in Berlin – verhalfen ihm jedoch zu einem Schub an „Selbstbesinnung“, der sich für einige seiner bedeutendsten Werke nutzbar machen ließ: die beiden Romane *Mars im Widder* und *Beide Sizilien* sowie die Gedichtsammlung *Die Trophae*. „Denn dieser Krieg“, so Lernet an seinen Verleger Peter Suhrkamp, „soviel er mir genommen hat, hat mir auch

[12] Regine Zott: Die unzeitgemäßen Hundsposttage . . . Fragen nach einer Brieftheorie. In: Hans-Gert Roloff (Hrsg.): *Wissenschaftliche Briefeditionen und ihre Probleme. Editionswissenschaftliches Symposion*. Berlin: Weidler Buchverlag 1998, S. 43–72, hier S. 51.

[13] Daviau hat zutreffend festgestellt, dass Lernet-Holenia „die Tendenz hatte, ex cathedra zu sprechen“, auch in seinen Briefen (Daviau: Lernet-Holenia in seinen Briefen, S. 41).

[14] Zur zugleich monologischen und dialogischen Natur von Briefen vgl. auch Zott: Fragen nach einer Brieftheorie, S. 55.

[15] Ebd., S. 62.

viel gegeben, und Gott allein weiß, eine wie unglückliche Entwicklung ich ohne derlei Ereignisse, welche mich zu einer sehr großen Selbstbesinnung gerufen haben, wohl genommen hätte.“[16] Die Briefe enthalten zahlreiche Hinweise zur Entstehungs- und Publikationsgeschichte dieser Werke;[17] sie liefern aber vor allem auch biografische Details, welche die Lebens- und Arbeitsbedingungen Lernets in diesen Jahren in teilweise neuem Licht erscheinen lassen.

2.1.2 Forschungsstand

Insofern ist die Forschung heute einen Schritt weiter als noch 2004, als Thomas Eicher im Sammelband zur Dortmunder Lernet-Tagung vom 24. bis 26. Oktober 2003 festhielt: „Fest steht, das Lernets ‚Überwintern‘ zwischen 1939 und 1945, seine dienstlichen Obliegenheiten als Angehöriger des Propaganda-Apparats wie seine ‚Freizeitbeschäftigungen‘ mangels sicherer Quellen und Dokumente bis heute weitgehend unerforscht sind.“[18] Zu diesem Zeitpunkt war die bislang einzige Biografie Lernets, Roman Ročeks *Die neun Leben des Alexander Lernet-Holenia*, bereits erschienen, hatte jedoch, trotz aller Materialfülle, ein wesentliches Desiderat hinterlassen: „[. . .] eine Biographie, welche tatsächlich zwischen literarischen und biographischen Dokumenten unterscheidet sowie Lernet-Holenia ernst nimmt, ihn also wirklich kritisiert, steht noch

[16] Alexander Lernet-Holenia: Brief an Peter Suhrkamp. St. Wolfgang. 8. Dezember 1943 (zit. nach A. Lernet-Holenia: *Das lyrische Gesamtwerk*, S. 656). Tatsächlich spricht einiges dafür, dass Lernets Schaffen mit den Werken der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsjahre seinen Zenit erreichte, und zwar aus dieser Zeit inhärenten Gründen: „Der Nationalsozialismus bildet die absolute Zäsur, jenseits derer [. . .] Lernet-Holenias Erzählwelt ihre innere Kohärenz nach und nach einbüßt. [. . .] die Nachkriegswerke [zeugen] untergründig vom unheilbaren Riß, der durch das Lernetsche Welt- und Erzählgebäude geht“ (Hélène Barrière: Ein Ritter von der traurigen Gestalt? Zur Aufnahme des *Grafen Luna* zehn Jahre nach Kriegsende. In: Hélène Barrière/Thomas Eicher/Manfred Müller (Hrsg.): *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 169–191, hier S. 180).

[17] Und anderer; ein Werkregister (S. 460ff.) hilft dabei, sie zu erschließen.

[18] Thomas Eicher: Alexander Lernet-Holenia und die österreichische Nachkriegszeit. In: Hélène Barrière/Thomas Eicher/Manfred Müller (Hrsg.): *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 9–24, hier S. 12f. Mit dem Schlagwort ‚Überwintern‘ trifft Eicher (unwillkürlich) den Nagel auf den Kopf: Vom „Fimbulwinter“, dem letzten Katastrophenwinter vor dem Weltenende, spricht Lernet 1942 unheilschwanger: „Es ist in Wahrheit der Fimbul-Winter gekommen [. . .] die Welt-Uhr geht in Unordnung“ (S. 194).

aus.“[19] Es ist im Moment nicht abzusehen, dass dieser Wunsch so bald erfüllt würde: Die Aktivitäten der Lernet-Forschung haben seit dem letzten Symposium 2003[20] merklich abgenommen. Die ihm vorangegangenen Jahre waren allerdings überaus produktiv: Das Jubiläumsjahr 1997, in dem der 100. Geburtstag des Dichters gefeiert wurde, konnte gleich mit zwei Symposien aufwarten, einem in Wien im Mai sowie einem in Marbach im Oktober. Die Ergebnisse aller drei Tagungen wurden in Sammelbänden publiziert.[21] Wichtige biografische Informationen versammeln außerdem die Kataloge zu den beiden Ausstellungen des Jubiläumsjahrs.[22] 1998 wurde in Wien die Internationale Alexander Lernet-Holenia Gesellschaft[23] gegründet, im folgenden Jahr die Alexander Lernet-Holenia-Forschungsstelle in der Phantastischen Bibliothek[24] in Wetzlar.

[19] Michael Pein: „Germanien“ nach Auschwitz. Notwendige Anmerkungen zu Alexander Lernet-Holenias Lyrik seit 1945. In: Thomas Eicher/Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 237–252, hier S. 252. Eine „Blankpolierung[ ]“ nennt Ruthner das Buch (Clemens Ruthner: Erzählte Zwischen-Reiche. Die Stellung Lernet-Holenias in der [phantastischen] Literatur des 20. Jahrhunderts. In: Thomas Eicher/Bettina Gruber [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 177–207, hier S. 178), „ein[en] Text, der biograf. Problemzonen des Autors i.d. NS-Zeit ausspart“ (ders.: Fatale Geschichte[n] im „Zwischenreich“. Zur postkakanischen Fantastik Alexander Lernet-Holenias [überarb. u. erw. Fassung des Beitrags in Thomas Eicher und Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard.* Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 177–207]. In: *Kakanien Revisited*, 13. Apr. 2002. URL: www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/CRuthner2.pdf S. 2 FN 11).

[20] „Alexander Lernet-Holenia und die österreichische Literatur der Nachkriegszeit.“ Tagung der Auslandsgesellschaft Nordrhein-Westfalen in Dortmund, 24.–26. Okt. 2003.

[21] Thomas Hübel/Manfred Müller/Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005 (Wiener Tagung); Thomas Eicher/Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999 (Marbacher Tagung); Hélène Barrière/Thomas Eicher/Manfred Müller (Hrsg.): *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004 (Dortmunder Tagung).

[22] Patrice Blaser/Manfred Müller (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Beharren im Wandel. Katalog der Ausstellung im Kassensaal der Creditanstalt (16. Juni bis 25. Juli 1997)*. Wien: Creditanstalt 1997; dies.: *Alexander Lernet-Holenia 1897–1976. Katalog einer Ausstellung veranstaltet vom Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten*. Wien: Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten 1998.

[23] www.lernet-holenia.com

[24] www.phantastik.eu

Ebenfalls im Zuge der Bemühungen, den bald nach seinem Tod im Jahr 1976 wieder in Vergessenheit geratenen Autor wieder ins Licht der Aufmerksamkeit zu rücken, entstand Robert von Dassanowskys bis heute wegweisende Studie *Phantom empires*[25]. In ihr unternahm der Film- und Literaturwissenschaftler den fruchtbaren Versuch, den beiden während des Zweiten Weltkriegs entstandenen Lernet-Romanen *Mars im Widder* und *Beide Sizilien* eine politische Lesart angedeihen zu lassen: „What differentiates this study from its predecessors is that it presents Lernet-Holenia as a preeminent historical and political critic [. . .]“[26] – eine Lesart, die sich in der Zwischenzeit in weiten Kreisen durchgesetzt hat.[27] Den größeren Studien, die bis dahin erschienen waren – etwa diejenigen von Müller-Widmer[28] und Han[29] – hatte Lernet-Holenia noch als allem Politischen abgeneigter Autor gegolten.

Nicht unerwähnt bleiben dürfen in diesem kursorischen Forschungsüberblick die 2001 publizierte Personalbibliografie,[30] die allerdings nur die bis dahin erschienene Sekundärliteratur versammelt, sowie Franziska Mayers vergleichsweise rezente Arbeit über Erzählstrategien[31] in Lernets Werk, die zugleich eine überarbeitete – wenn auch erklärtermaßen noch immer unvollständige – Bibliografie der Werke des Autors enthält. Dem Fantastischen in Lernet-Holenias Werk (das nicht umsonst häufig in Ver-

[25] Robert Dassanowsky: *Phantom empires: The novels of Alexander Lernet-Holenia and the question of postimperial Austrian identity*. Riverside, CA: Ariadne Press 1996.

[26] Ebd., S. 14. Daviau, der zwar die Bedeutung von Dassanowskys Studie anerkennt, ist allerdings noch 1997, ein Jahr nach dem Erscheinen von *Phantom empires*, der Ansicht, Lernet sei „sowohl als Mensch als auch als Schriftsteller apolitisch“ gewesen (Donald G. Daviau: Alexander Lernet-Holenia in der Kritik. Mit besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Auernheimer, Bahr, Kraus und Hofmannsthal. In: Thomas Hübel/ Manfred Müller/Gerald Sommer [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* [Studies in Austrian Literature, Culture And Thought]. Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 69–94, hier S. 90).

[27] Vgl. etwa den 2007 erschienenen Aufsatz Wynfrid Kriegleder: Der Irre und die sieben Soldaten. Alexander Lernet-Holenias „Beide Sizilien“ als politischer Roman. In: *Modern Austrian Literature* Bd. 40 Nr. 1 (2007), S. 59–70.

[28] Franziska Müller-Widmer: *Alexander Lernet-Holenia. Grundzüge seines Prosa-Werks dargestellt am Roman „Mars im Widder“. Ein Beitrag zur neueren österreichischen Literaturgeschichte* (Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik, hrsg. v. Armin Arnold und Alois M. Haas, Bd. Bd. 94). Bonn: Bouvier Verlag 1980.

[29] Han: *Studien zu einer Monographie*.

[30] Barrière/Eicher/Müller (Hrsg.): *Personalbibliographie Alexander Lernet-Holenia*.

[31] Franziska Mayer: *Wunscherfüllungen. Erzählstrategien im Prosawerk Alexander Lernet-Holenias*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 2005.

bindung mit demjenigen seines auf diesem Gebiet noch erfolgreicheren Freundes und Schriftsteller-Kollegen Leo Perutz genannt wird) – widmen sich einige Publikationen, allen voran diejenige Barrières aus 1998.[32]

2.1.3 Zum Inhalt der Briefe

Alexander Lernet-Holenia sei in seinen Briefen „als Privatperson derselbe [. . .], als der er sich in seinem öffentlichen Auftreten präsentierte“, ist sich Daviau sicher: „Die Briefe in ihrer Gesamtheit stellen die beste Quelle dar, um ein abgerundetes, authentisches Bild von Lernet zu erhalten.“[33] Ob man in seinen Briefen nun den „echten“ Lernet-Holenia vor sich hat oder nicht, lässt sich nicht entscheiden – schon gar nicht bei einer derart unüberschaubaren Anzahl von (überdies zum Großteil nicht zugänglichen) Briefen und Adressaten.

Die hier edierten Briefe an Lotte Sweceny bringen immerhin Mosaiksteine zutage, welche die ein oder andere Lücke im Bild Alexander Lernet-Holenias zu füllen vermögen. Einer davon hat ursächlich mit dem Beginn der Beziehung zwischen Lernet und Lotte Sweceny zu tun: Die Karibik- und Nordamerikareise, die Lernet Anfang 1939 unternahm und später als im letzten Moment abgebrochenen Emigrationsversuch darstellte,[34] trat er als Begleiter Lotte Swecenys[35] an und beendete er als deren Geliebter (vgl. Kap. 2.2.2). Den beiden waren jedoch nur wenige ungestörte Wochen vergönnt, denn die ersten Truppenübungen und schließlich der hastige Marsch der Wehrmacht (und mit ihr Lernets)

[32] Hélène Barrière: *Le fantastique dans l’œuvre narrative d’Alexander Lernet-Holenia*. Université d’Artois (Arras): Diss. 1998. Stellvertretend seien außerdem genannt: Gerald Funk: *Artistische Untergänge. Alexander Lernet-Holenias Prosawerk im Dritten Reich* (Schriftenreihe u. Materialien, Bd. 68). Wetzlar: Phantastische Bibliothek 2002; Reinhard Lüth: *Drommetenrot und Azurblau. Studien zur Affinität von Erzähltechnik und Phantastik in Romanen von Leo Perutz und Alexander Lernet-Holenia* (Studien zur phantastischen Literatur, Bd. 7). Meitingen: Corian 1988; Rein A. Zondergeld: Blaue Augen, nackte Füße oder Die Herrschaft des Anderen. Zu Lernet-Holenia. In: ders. (Hrsg.): *Phaïcon 5. Almanach der phantastischen Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982, S. 90–100.

[33] Daviau: Lernet-Holenia in seinen Briefen, S. 40. Im Lichte der Tatsache, dass der größte Teil der Briefe Lernet-Holenias nach wie vor nicht zugänglich ist – Daviau spricht selbst von „ungefähr fünftausend“ nicht veröffentlichten Briefen, wohl jenen aus dem Archiv Roček (S. 50) – und auch Daviau keinen Einblick in sie gehabt haben dürfte, erscheint diese Aussage zumindest voreilig.

[34] „Um ihm [Hitler, C. D.] auszuweichen, fuhr ich nach Amerika, kam aber, 1939, wieder zurück [. . .]“ (Alexander Lernet-Holenia: Brief an Hans Reimann [mit autobiografischer Skizze]. 24. Juni 1946, zit. nach Lüth: *Drommetenrot und Azurblau*, S. 69).

[35] Vgl. dieses Kapitel, FN 97.

auf Polen Ende August 1939 setzten der Zweisamkeit ein vorläufiges Ende – eine Konstellation, die sich in Lernets unmittelbar nach der Rückkehr vom „Polenfeldzug“ begonnenen Roman *Mars im Widder* in der Romanze zwischen Wallmoden und der mysteriösen Cuba Pistohlkors wiederfindet. Dass Lotte Sweceny die Folie für einige Aspekte der Figur der (doppelten) Cuba abgab, scheint unzweifelhaft (vgl. Kap. 2.2.4). Doch nicht nur Lotte, auch ihr bereits erwähnter Freundeskreis dürfte als „Örtel-Drska-Cuba-Gruppe“ Eingang in den Roman gefunden haben (vgl. S. 48ff.).

Schließlich bringen die Briefe an Lotte Sweceny etwas mehr Licht in das diffuse Halbdunkel der Hintergründe von Lernet-Holenias Abkommandierung in die Heeresfilmstelle nach Berlin: So dürfte nicht ausschließlich, wie bisher meist zu lesen war, die Intervention des Ullstein Verlags für diese Versetzung ausschlaggebend gewesen sein, sondern eine klassische Seilschaft (vgl. S. 58ff.) – mit aus Lernets Sicht ambivalentem Ergebnis: Er selbst empfand die Tätigkeit bei der Heeresfilmstelle als lähmend und seiner eigentlichen (dichterischen) Arbeit nicht eben zuträglich. Folglich trachtete er – zum Unverständnis seiner Freunde, die ihn dort, fern von der Front, sicher wähnten – sehr bald danach, wieder von dort wegzukommen. Diese Bemühungen brachten ihn sowohl mit dem NS-treuen Schriftsteller und Wagrainer Bürgermeister Karl Heinrich Waggerl (vgl. S. 68ff.) als auch mit dem faschistischen Theaterautor Giovacchino Forzano (S. 63ff.) zusammen.

Auch neuralgische Punkte in der Biografie Alexander Lernet-Holenias, die seines Verhältnisses zum nationalsozialistischen Regime und zum Antisemitismus, bleiben von den Briefen nicht unberührt: Die Art und Weise, wie Lernet sich in ihnen zum Regime und seinen Protagonisten (v. a. Adolf Hitler) äußert, verstärken jene Stimmen der Lernet-Forschung, die dem Autor deutliche Distanz zum Nationalsozialismus attestieren. Die Verwendung einer bestimmten Chiffre legt sogar den Schluss nahe, dass Lernet im Auftrag oder auf Vermittlung der „Halbjüdin“ Lotte Sweceny mit Opfern bzw. Gegnern des Regimes in Kontakt stand (vgl. Kap. 2.2.7).

Zentrum der vorliegenden Arbeit bilden naturgemäß die Transskripte der 155 Schriftstücke, deren von der Editionswissenschaft geforderte Aufgabe es ist, „einem Leser einen authentischen Text in seiner originalen historischen Gestalt zu präsentieren“.[36] Auf die Transskripte folgt

[36] Bodo Plachta: *Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte*. 2., erg. und akt. Aufl. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2006, S. 8.

der Kommentar, der die in diesen vorhandenen Sachbezüge historischer, personeller, geografischer und sonstiger Art Stück für Stück erläutert. Die editorische Notiz (Kap. 5) gibt Aufschluss über die Provenienz des Korpus sowie die Methode von Transkription und Kommentierung. Der Briefpartnerin Lotte Sweceny und ihrer Familie, der Familie Stein, widmet sich das 6. Kapitel dieser Arbeit.

2.2 Bedeutung für Biografie und Werk

2.2.1 „Mich interessiert alles was Sie betrifft“ – Erste Begegnung und Beginn des Briefwechsels

Als Alexander Maria Norbert Lernet-Holenia im Sommer 1938 mit Maria Charlotte Sweceny, geborene Stein, in Briefkontakt tritt, ist er knapp 41 Jahre alt und ein gefeierter und viel gelesener Autor. Hinter ihm liegt die Teilnahme am Ersten Weltkrieg als Dragonerfähnrich,[37] er hat sich in den sogenannten Kärntner Abwehrkämpfen[38] engagiert und 1926 für seine beiden Lustspiele *Ollapotrida* und *Österreichische Komödie* (beide 1926) den renommierten Kleistpreis erhalten. Rainer Maria Rilke hat die Lyrik des jungen Mannes gelobt und ihren Druck beim Insel Verlag betrieben; von Hugo von Hofmannsthal wird berichtet, er habe gesagt, Lernet könne alles, was er wolle.[39] Der Schriftsteller lebt seit 1926 in St. Wolfgang im Haus[40] seiner Mutter Sidonie Boyneburgk-Stettfeld (geb. Holenia, 1856–1935) – das diese ihm zwei Jahre vor ihrem Tod schenkt –,[41] hält sich jedoch auch regelmäßig in Wien auf, wo er meist im noblen Hotel Imperial gemeldet ist.[42]

In die frühen Dreißigerjahre fallen – nach einer ebenso produktiven wie gefeierten Karriere als Bühnenautor in den 1920ern[43] – Lernets erste große Erfolge als Romanautor: *Die Abenteuer eines jungen Herrn in Polen* etwa erscheint 1931, *Ich war Jack Mortimer* 1933 und *Die Standarte*, sein bis heute wohl meistgelesener Roman, 1934. Als Erfolgsautor ver-

[37] Vgl. Abb. 1.

[38] Siehe S. 102 bzw. S. 243, Anm. zu *Abwehrkampf in Kärnten*.

[39] Eine Quelle für diese oft zitierte Aussage existiert nicht. Dazu und zur Bewertung der kolportierten Worte Hofmannsthals vgl. etwa Daviau: Lernet-Holenia in seinen Briefen, S. 81.

[40] Vgl. Abb. 4. Weitere Bilder des Hauses finden sich in Roman Roček: *Die neun Leben des Alexander Lernet-Holenia. Eine Biographie*. Wien–Köln–Weimar: Böhlau 1997, S. 29. Lernet selbst hat dem Haus in seinem autobiografischen Text „Jahrgang 1897“ eine eingehende Beschreibung gewidmet (Alexander Lernet-Holenia: Jahrgang 1897. In: Gustav Hillard/Alexander Lernet-Holenia/Otto Brües [Hrsg.]: *Jahr und Jahrgang 1897*. Hamburg: Hoffmann & Campe 1966, S. 115–161, hier S. 115ff.).

[41] Alexander Dreihann-Holenia: Alexander Lernet-Holenia: Herkunft, Kindheit und Jugend. In: Thomas Eicher/Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 17–37, hier S. 36.

[42] Ab dem Frühjahr 1938 unterhält er in Wien keine eigene Wohnung mehr (siehe dazu S. 229, Anm. zu *in Wien keine Wohnung mehr*).

[43] Zum Beispiel mit *Ollapotrida* (Urauff. 1926), *Österreichische Komödie* (Urauff. 1927) oder *Gelegenheit macht Liebe* (auch: *Quidproquo*, gem. mit Stefan Zweig, Urauff. 1928).

kehrt Lernet-Holenia in diesen Jahren mit Exponenten des Kulturlebens seiner Zeit, darunter Leo Perutz, Carl Zuckmayer – der ebenfalls im Salzburgischen, in Henndorf, lebt – und der Schauspieler Emil Jannings,[44] der auf der St. Wolfgang gegenüberliegenden Halbinsel ein weitläufiges Anwesen bewohnt.

Das Regime, das im benachbarten Deutschland seit 1933 an der Macht ist, ist auf den – nach seinen Begriffen „dekadenten" – Autor aufmerksam geworden und hat seinen Roman *Jo und der Herr zu Pferde*[45] am 1. Mai 1933 auf die erste „Schwarze Liste (Schöne Literatur)" gesetzt, welche die Grundlage für die Bücherverbrennungen am 10. Mai 1933 bildete.[46] 1935 ergeht vom Kulturpolitischen Archiv der NS-Kulturgemeinde ein Schreiben an die Filmkontingentstelle, das für den weiteren Verlauf von Lernet-Holenias Biografie von großer Bedeutung ist: Sein Werk wird darin als „für nationalsozialistisches Publikum untragbar" qualifiziert[47] – ja man geht sogar so weit, seine Persönlichkeit „auf Grund ihrer geistigen

[44] Zu Jannings, dem späteren „Gottbegnadeten" und „Reichskultursenator" des NS-Regimes, siehe S. 238f., Anm. zu *Emil*.

[45] Berlin: Gustav Kiepenheuer Verlag 1933.

[46] Kathrin Opitz/Katrin Sohns: Bücherverbrennung 1933 – Hintergründe (Website zur Austellung „Wider den deutschen Ungeist" an der Humboldt-Universität zu Berlin 2000). URL: www.buecherverbrennung33.de, abgerufen am 26. Okt. 2010; vgl. auch die bei Christoph Wingertszahn wiedergegebene Einstufung von Lernet-Holenias Gesamtwerk mit Ausnahme der Lyrik als „schädlich" aus dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" vom 16. Mai 1933 (Christof Wingertszahn: Blaue Stunde im Krieg. Alexander Lernet-Holenias fantastisches Zwischenreich. In: Reiner Wild u. a. [Hrsg.]: *Dennoch leben sie. Verfemte Bücher, verfolgte Autorinnen und Autoren. Zu den Auswirkungen nationalsozialistischer Literaturpolitik*. München: edition text + kritik 2003, S. 221). 1935 wird diese erste Liste von der Reichsschrifttumskammer auf insgesamt mehr als 4.000 Namen und Titel erweitert (vgl. Reiner Wild u. a.: Vorwort der Herausgeber. In: dies. [Hrsg.]: *Dennoch leben sie. Verfemte Bücher, verfolgte Autorinnen und Autoren. Zu den Auswirkungen nationalsozialistischer Literaturpolitik*. München: edition text + kritik 2003, S. 11–13, hier S. 13.)

[47] NS-Kulturgemeinde, Kulturpolitisches Archiv: Schreiben an die Filmkontingentstelle (Bundesarchiv, NS 15, Aktenband 138b, fol. 3). Berlin. 12. 2. 1935, zit. nach Gerald Sommer: „Er dient um die Erlaubnis, eine öffentliche Heimsuchung sein zu dürfen." Anmerkungen zu Willkür und Wohlwollen fiskalischer Organe, ausgehend von Alexander Lernet-Holenias Roman *Das Finanzamt*. In: Thomas Hübel/Manfred Müller/Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?" Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 171–187, hier S. 181. Sommer gibt auch ein dem Akt beiliegendes Schreiben von Hans Hinkel, Geschäftsführer der Reichskulturkammer, wieder, in dem es heißt, Lernet sei „eine zwar geschickte aber auch ebenso unzuverlässige Systemgröße" (ebd., S. 182).

Erzeugnisse ebenso abzulehnen [. . .] als wenn nichtarische Herkunft vorläge“. Damit ist Lernet-Holenia bei den Nationalsozialisten aktenkundig – ein Umstand, der ihn nolens volens davor bewahrte, sich weiter in deren Kulturapparat zu verstricken, als es letztendlich geschah; ein Umstand, der die Erstauslieferung des *Mars im Widder* 1941 mitverhinderte; ein Umstand schließlich, der – unter veränderten politischen Vorzeichen – bei der Entnazifizierung des nachmaligen, im sogenannten Polenfeldzug dekorierten und für die Heeresfilmstelle tätigen Autors von einigem Vorteil gewesen sein dürfte.[48] Die Einstufung als „unzuverlässig“ stand jedoch nicht einer Aufnahme in die Reichsschrifttumskammer im Wege.[49]

Lernet wiederum hatte schon früh aus seiner Einstellung gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland keinen Hehl gemacht: In Antwort auf Gottfried Benns notorische Parteinahme für die „Bewegung“ schrieb er am 27. Mai 1933 an diesen über eine „Komponente der Deutschen“:

> Das Mongolische, in seiner reinen Form, ist identisch mit dem Hordenmäßigen der Awaren und Tataren, mit der grauen Uniformität ihrer Reitergeschwader, mit der Blindwütigkeit und Unüberwindlichkeit der gleichförmigen Menge. In seiner Vermischung mit den Slawen, sowohl den russischen wie den böhmischen, vor allem aber bei den in ganz Norddeutschland germanisierten, wird es zu jenem mongoloiden Einschlag, den wir ja alle genügsam kennen, von dem aber nie geredet wird und der sich vor allem im Kollektivistischen und Organisatorischen des Deutschen [. . .] charakterisiert.[50]

[48] 1945 wurde Lernet-Holenia „von den Amerikanern zum Bevollmächtigten für Entnazifizierungen von St. Wolfgang bestellt“ (Roček: *Die neun Leben*, S. 246).

[49] Vgl. Sommer: Anmerkungen zu Willkür und Wohlwollen fiskalischer Organe, S. 186 FN 24. Die relativ hohe Nummer A 14.325 lege, so Sommer, eine Aufnahme um 1937 nahe.

[50] Brief im Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar, Sign. 86.9468/1, wiedergegeben in Hübel/Müller (Hrsg.): *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit*, S. 51–59. Wie die Parallele Mongolen–Deutsche im Werk Lernets fortwirkt, hat Thomas Hübel überzeugend dargelegt. Im 1939 erschienenen *Traum in Rot* ist im Zusammenhang mit der Mongolei unverbrämt die Rede vom „Land der Swastika“ (Thomas Hübel: Von der Mongolisierung zur Modernisierung. Zu einigen Aspekten von Alexander Lernet-Holenias Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. In: Thomas Eicher/Bettina Gruber [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 225–235, hier S. 228). In einer dialektischen Volte macht sich Lernet die rassistischen Erörterungen des Antisemiten und Rassentheoretikers Jörg Lanz von Liebenfels – ein „sonderbarer Schwärmer“, so Lernet (siehe Hübel/Müller [Hrsg.]: *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit*, S. 54) – zu eigen, um sie gegen die Nazis zu wenden.

Der aristokratische Habitus, den Alexander Lernet-Holenia als Person, erst recht aber als Dichter pflegt, entfremdet ihn von Vornherein dem „Volk“, dem sein Antipode Benn sich anschließen will – eine elitäre Position, die nicht wenige noch während der Monarchie sozialisierte Künstler und Intellektuelle pflegten und die nicht selten den Nährboden für ein antimodern-antidemokratisches Weltbild hergab.[51]

Spätestens um 1934, 1935 machen sich die politischen Entwicklungen im Deutschen Reich auch in Lernets Freundes- und Bekanntenkreis bemerkbar: So mancher ahnt bereits, dass nur die Emigration dauerhaften Schutz vor Übergriffen bieten kann und setzt entsprechende Schritte, darunter auch Lernet-Holenias Gefährtin Lily Sporer, die nach New York auswandert.[52] Roček kolportiert eine Aussage Annie Lifczis’, nach der Lernet-Holenia ebenfalls mit dem Gedanken gespielt habe, das Land zu verlassen: „Und noch seine Kreuzfahrt in die Karibik, auf welcher er einige Familien begleitet, die in Übersee abspringen und nicht mehr nach Europa zurückkehren, ist als allerletzter Anlauf geplant, Großdeutschland den Rücken zu kehren.“[53]

Als schließlich die Volksabstimmung über die Unabhängigkeit Österreichs scheitert und Kurt Schuschnigg, der Kanzler des faschistischen Ständestaats, am 11. März 1938 zurücktritt, ist Lernet-Holenia bei Freunden, denen die Emigration bevorsteht:

[51] „Der Nationalsozialismus“, so Hübel, „wird bei Lernet-Holenia häufig mit wirtschaftlichem Aufschwung, mit einer Intensivierung des Profitdenkens, mit der Zerstörung traditioneller Lebensformen und dem Zerbröckeln von Rang- und Statusunterschieden verbunden“ (Hübel: Von der Mongolisierung zur Modernisierung, S. 234). Eskapismus und Antimodernismus (und Schlimmeres) sieht Michael Pein auch in Lernets häufig als Ausweis seiner Opposition zum Nationalsozialismus ins Feld geführtem Gedicht *Germanien* (1946) am Werk (Pein: „Germanien“ nach Auschwitz, passim).

[52] Zu Lily Sporer siehe Roček: *Die neun Leben*, passim.

[53] Ebd., S. 204f. Lernet-Holenias langjährige Freundin Annie Lifczis (1902–1987) und ihr Mann, der Rechtsanwalt Hugo Lifczis (1895?–1970), verlassen Österreich im Juli 1938 (ebd., S. 205). Sie ändern in der Emigration (zuerst in die Schweiz, dann nach Argentinien) aus Gründen der leichteren Aussprechbarkeit ihren Namen zu Lifezis. Annie Lifczis übersetzte zahlreiche Werke Lernet-Holenias (*El estandarte*, 1968; *El conde de Saint-Germain*, 1973 u. a.) und Leo Perutz’ ins Spanische. „[D]eren außerordentliches Ansehen in Lateinamerika [geht] auf A. L.s Mittlertätigkeit zurück [. . .]“ (Siglinde Bolbecher/Konstantin Kaiser: *Lexikon der österreichischen Exilliteratur [in Zusammenarbeit mit Evelyn Adunka, Nina Jakl, Ulrike Oedl]*. Wien–München: Deuticke 2000, S. 445f.). Annie Lifczis kehrte 1973 nach Österreich zurück und erhielt 1980 wieder die österreichische Staatsbürgerschaft. Zu Annie Lifczis siehe auch Roman Roček: Mittlerin zwischen den Welten – Anna Lifezis (Lifczis). In: *Mit der Ziehharmonika. Zeitschrift der Theodor-Kramer-Gesellschaft [seit 2000: Zwischenwelt]*, Mai 1996, S. 12–17.

> Dort saß schon ein Häuflein beisammen, fast alle, seit einer Stunde, verlorene Existenzen [...]. Ödön von Horváth war dabei, Franz Theodor Csokor, unser Freund Albrecht Joseph, auch Alexander Lernet-Holenia, der – ohne selbst direkt bedroht zu sein – sich uns zugehörig fühlte. [...] Für Lernet-Holenia blieb gar nichts anderes übrig, als hier zu bleiben, aber er betrauerte schmerzlich nicht nur den Verlust seiner liebsten Freunde und den schmählichen Untergang seines Landes, sondern auch die bevorstehende Abwanderung der jüdischen Frauen und Mädchen, die er für die einzig begehrenswerten hielt. Er mußte umlernen.[54]

In dieser – von Zuckmayer wohl als Ausweis von Lernets Philosemitismus intendierten[55] – Bemerkung manifestiert sich neben einer Bagatellisierung[56] der Lage der Betroffenen ein recht zweifelhaftes Frauenbild; hier ist jedoch nicht der Ort, diese recht verbreitete Verbindung von Antisemitismus und Sexismus näher zu untersuchen.[57]

[54] Zuckmayer: *Als wär's ein Stück von mir*, S. 62f. Lernets Biograf verlegt diese Szene kurzerhand auf den 13. März, den Tag des „Anschlusses" (Roček: *Die neun Leben*, S. 202f.). Der Vollständigkeit halber sei jedoch auch Leo Perutz wiedergegeben, der angab, sein Freund Lernet habe sich nach dem „Anschluss" nicht mehr bei ihm gemeldet: „Unser Lernet, der bis zu Hitlers Einmarsch zweimal wöchentlich sich bei mir mit mir ‚zusammenrottete' ließ seit dem 12. März 38 nicht mehr von sich hören, ja nicht einmal einen Telefonanruf bei mir hat er riskiert" (Brief an Hugo Lifczis vom 15. 4. 1947, zit. nach Hans-Harald Müller/Brita Eckert: *Leo Perutz 1882–1957. Eine Ausstellung der deutschen Bibliothek Frankfurt am Main. Ausstellung und Katalog*. Wien: Paul Zsolnay Verlag 1989, S. 342).

[55] Von manchen Interpreten wurde das auch so aufgefasst: „Von Antisemitismus muß er (wie schon sein Freundeskreis zeigt) völlig frei gewesen sein, und er hielt jüdische Frauen und Mädchen sogar für die einzig begehrenswerten", gibt etwa Han (ohne Quellenangabe) Zuckmayers Diktum wieder (Han: *Studien zu einer Monographie*, S. 151; aber auch Roček: *Die neun Leben*, v. a. S. 212ff.).

[56] Dassanowsky schreibt dazu: „Carl Zuckmayer recalls Lernet-Holenia's solidarity with the group, but nevertheless betrays the author's lack of comprehension regarding the implications of National Socialist racial policies [...]" (Dassanowsky: *Phantom empires*, S. 89).

[57] Kajetan von Schlaggenberg etwa, einer der Protagonisten von Heimito von Doderers *Dämonen* und Alter ego des Autors, wird von einer „Dicke-Damen-Doktrinär-Sexualität" beherrscht, die ihn beleibte Damen des jüdischen Bürgertums attraktiv finden lässt, wofür er im Roman mehrfach kritisiert wird (Heimito von Doderer: *Die Dämonen. Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff. Roman*. 3. Aufl. München: dtv 1993, S. 670, 851). Doderer hat Fixierungen wie diese – denen er zeitweise selbst unterlag – als Ausdruck totalitären Bewussteins demaskiert (ders.: Sexualität und totaler Staat. In: Wendelin Schmidt-Dengler [Hrsg.]: *Die Wiederkehr der Drachen. Aufsätze – Traktate – Reden. Vorwort von Wolfgang H. Fleischer*. 2., durchges. Aufl. München: C. H. Beck 1996, S. 275–298). Tatsächlich überlagern sich in der Chimäre der „schönen Jüdin"

Die „Gauleitung Oberdonau“ hatte ähnliche Beobachtungen gemacht:

> Lernet-Holenia war während der Systemzeit dauernd in Gesellschaft von Jüdinnen zu sehen [. . .] Der Angefragte bemüht sich zwar heute ersichtlich, den Anforderungen des neuen Reiches gerecht zu werden, doch ist seine innere Einstellung zur NSDAP keineswegs positiv. In moralischer Hinsicht genießt er keinen guten Ruf. Lernet-Holenia bringt demnach nicht die Voraussetzungen mit sich, die von einem Offizier der Deutschen Wehrmacht zu erwarten sind.[58]

Lernet-Holenia ist unverheiratet – und wird es bis 1945 bleiben –; seine Freundinnen in diesen Jahren sind einerseits die erwähnte Lily Sporer und andererseits die Modistin Olga Leitner, kurz „Olly“,[59] es scheint aber gesichert, dass Lernet-Holenias Hang zur Promiskuität nicht bei zwei oder drei parallelen Beziehungen haltmachte. Naturgemäß waren die meisten dieser Verhältnisse oberflächlich-erotischer Natur – wie Lernet-Holenias Beziehungsleben überhaupt von einem gewissen Unwillen und wohl auch einem gewissen Unvermögen zu festen Bindungen auf Augenhöhe gekennzeichnet gewesen sein dürfte.

Antisemitismus und Sexismus auf charakteristische Art und Weise: „Das Motiv der ‚schönen Jüdin‘ [. . .] ist ein mehr oder weniger vordergründig erotisches Bild und orientiert sich oft an biblischen Vorbildern wie Judith, Salome, Esther oder Rahel. [. . .] In der Atmosphäre des ausgehenden 19. Jahrhunderts [. . .] erfährt auch das Klischee der ‚belle juive‘ eine deutliche Sexualisierung. Die Jüdin ist durch die Taufe nicht mehr domestizierbar. Ihre Schönheit wird nicht nur als anziehend, sondern vor allem als bedrohlich empfunden, und sie dient als Projektionsfläche für unzählige Unterwerfungs- und Machtphantasien“ (Gabriele Kohlbauer-Fritz: „La belle juive“ und „die schöne Schickse“. In: Sander L. Gilman/Robert Jütte/Gabriele Kohlbauer-Fritz [Hrsg.]: *„Der schejne Jid.“ Das Bild des jüdischen Körpers in Mythos und Ritual*. Wien: Picus Verlag 1998, S. 109–122, hier S. 110). Ihren wohl wirkungsmächtigsten Niederschlag fand die Ineinssetzung des „Jüdischen“ mit dem „Weiblichen“ in Otto Weiningers Hauptwerk *Geschlecht und Charakter* (1903), wo es u. a. heißt: „Der Jude ist ewig das Weib, ewig nicht als Persönlichkeit, sondern als Gattung“ (Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. München: Matthes & Seitz Verlag 1980, S. 430). Zu diesem Thema vgl. u. a. Hildegard Frübis: Die Schöne Jüdin. Bilder vom Eigenen und vom Fremden. In: *Projektionen. Rassismus und Sexismus in der Visuellen Kultur*. Marburg: Jonas Verlag 1997, S. 112–124, oder Sander L. Gilman/Robert Jütte/Gabriele Kohlbauer-Fritz (Hrsg.): *„Der schejne Jid.“ Das Bild des jüdischen Körpers in Mythos und Ritual*. Wien: Picus Verlag 1998.

[58] Gauleitung der NSDAP Oberdonau an die Gauleitung der NSDAP Wien. 17. Okt. 1940 (zitiert nach Roček: *Die neun Leben*, S. 225). „Systemzeit“ bezeichnet den austrofaschistischen Ständestaat.

[59] Vgl. S. 219, Anm. zu *von Olga habe ich gute Nachrichten*.

> Alexander Lernet-Holenia hatte zahllose Beziehungen zu Frauen, doch sprach er diesen Liebesaffären jede Wichtigkeit ab, betonend, sie hätten mit seinem eigentlichen Wesen nichts zu tun. Es scheint, daß er sich in den meisten Fällen mit Frauen verband, von denen er sicher war, sie würden ihn nicht verstehen, ja man könnte sagen, sie würden ihn nicht ‚enträtseln'. Fast alle waren sie Geschöpfe, wie man sie auch in Lernet-Holenias Werk findet: schön oder lieblich, seltsam gestalt- und wesenlos. Entrückt. Frauen, die man anbetet oder auch verschmäht und in denen man immer wieder nur sich selbst spiegelt. Frauen als Objekt männlicher Leidenschaft oder Grausamkeit. Manchmal ‚Wissende' und ‚Hexen', unheimliche Elemente in der Realität des Männlichen.[60]

Auf diesen bereits 1977 diagnostizierten Zusammenhang verweist etwa auch Clemens Ruthner:

> Gerade wegen der häufig auftretenden projektiven Gender-Stereotypien bestünde nun m. E. die dringende Notwendigkeit einer eingehenderen Analyse der Frauenbilder bei Lernet, auch in Bezug auf die Fantastizität der Texte – eine Arbeit, die freilich einer anderen Studie vorbehalten bleiben muss.[61]

Eine „Analyse der Frauenbilder bei Lernet" – zweifellos ein lohnendes Unterfangen – kann und will auch diese Arbeit nicht leisten; immerhin fügt sie jedoch diesem Themenkomplex einen weiteren Aspekt hinzu. Denn in Maria Charlotte Sweceny verbinden sich zwei für den Mann und den Autor Lernet-Holenia offenbar besonders attraktive Merkmale: Sie ist („Halb"-)Jüdin und sie ist blauäugig. Auf die Rolle der geheimnisvollen blauäugigen Figuren im Werk Lernet-Holenias wurde bereits mehrfach – in der Regel im Zuge der Einordnung seines Werks in die Traditionen der fantastischen Literatur – hingewiesen: „Nur die unheimlichen Figuren haben blaue Augen",[62] stellt Müller-Widmer fest; Ruthner spricht von „fantastische[n] Motiveme[n] wie [den] geheimnisvollen blauäugigen Frauen"[63]; Gerald Funk ortet in der azurblauen Augenfar-

[60] Maria Felsenreich/Annie Reney: Alexander Lernet-Holenia: ein Komplex. Notizen zu ‚Der Graf von Saint-Germain' [Nachwort]. In: *Alexander Lernet-Holenia: Der Graf von St. Germain* (Die phantastischen Romane). Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1977, S. 265–272, hier S. 269f.

[61] Ruthner: Fatale Geschichte(n) im „Zwischenreich", S. 10 FN 99.

[62] Müller-Widmer: *Alexander Lernet-Holenia. Grundzüge seines Prosa-Werks*, S. 76.

[63] Ruthner: Fatale Geschichte(n) im „Zwischenreich", S. 7.

be der Lernet'schen (Teufels-)Figuren „in der Tradition des gefallenen Engels noch einen Schimmer vom Azur des Himmels".[64]

Die Begegnung mit Lotte Sweceny muss dem – Schickalsfügungen und geheimnisvollen Zufällen durchaus zugeneigten – Autor des *Baron Bagge*[65] seltsam berührt haben, hatte er doch 1936 in seiner Novelle den namengebenden Protagonisten auf eine „Charlotte [!] Szent-Kiraly" treffen lassen:

> Ich sah jetzt, daß sie hochgewachsen war, ungewöhnlich schlank, und daß sie mit unwahrscheinlicher Anmut, sozusagen schwebend, dastand. Ihre Augen waren von strahlendem, phantastischem Blau, als spiegelten ganze Himmelsräume sich in ihnen, und immer auf mich gerichtet, ohne daß die Wimpern geschlagen hätten, etwa wie die Augen von Göttinnen, von denen man sagt, daß ihre Wimpern nicht schlügen.[66]

Das Äußere Lotte Swecenys kommt dieser Beschreibung recht nahe: Die Porträts Lotte Swecenys als Kind von Oskar Kokoschka (siehe Abb. 6) und Helene Winger (siehe Abb. 5) zeichnen sich durch Augen von auffallender Bläue aus; Fotos der Erwachsenen zeigen eine schmale, mitunter androgyn wirkende Erscheinung (siehe Abb. 7f.).

Unter welchen Umständen Lotte Sweceny und Alexander Lernet-Holenia sich kennenlernten, muss bis auf Weiteres der Vermutung überlassen bleiben.[67] Recht wahrscheinlich ist, dass sie sich im „Café Herrenhof" begegneten, das in der Zwischenkriegszeit einen Kreis von – dem „Ständestaat" und dem NS-Regime meist ablehnend gegenüberstehenden – Intellektuellen beherbergte. Nicht wenige von ihnen brauchten nur wenige Schritte aus dem Hochhaus in der Herrengasse – wo viele von ihnen wohnten und arbeiteten[68] – zu gehen, um zu „ihrem Caféhaus" zu gelangen. Der Publizist Milan Dubrovic hat zahlreiche Mitglieder dieses Kreises in seiner *Veruntreuten Geschichte* porträtiert. Im „Herrenhof" verkehrte auch Lernet-Holenia, wenn er in Wien war, etwa in der

[64] Funk: *Artistische Untergänge*, S. 29. Siehe dazu auch Zondergeld: Blaue Augen, nackte Füße, passim.

[65] Berlin: S. Fischer 1936.

[66] Alexander Lernet-Holenia: *Der Baron Bagge. Novelle*. Wien: Paul Zsolnay Verlag 1998, S. 44.

[67] Möglich, dass die von Roman Roček geplante Briefedition auch hier Aufschluss gibt. Zur Vermutung, die Verbindung Lernets zur Familie Stein könnte sich über eine Regiments-Kameradschaft aus dem Ersten Weltkrieg ergeben haben, vgl. S. 369.

[68] Vgl. Kap. 6.6.2.

Runde des Ernst Polak[69], wo er u. a. auf Alexander Inngraf, genannt „Blümerl", traf,[70] einen Freund Lotte Swecenys und ihres Bruders Walter Stein. Dubrovic schildert den „Herrenhof"-Kreis allerdings vor allem als – nomen est omen – Herrenrunde; es mag also sein, dass die Begegnung zwischen Lotte Sweceny und Lernet-Holenia über die Vermittlung von Lotte Swecenys im „Herrenhof" verkehrenden männlichen Freundeskreis[71] zustandekam. Dort stach Lernet-Holenia hervor, wie der von ihm sichtlich eingenommene Chronist berichtet:

> Mit seiner schmalen, schlanken, hochgewachsenen Erscheinung, der lässig eleganten Kleidung, der strammen Haltung stand er in schroffem Kontrast zum Durchschnitt der nervös-betriebsamen oder kontemplativ in Gespräche versunkenen Typen, die das „Herrenhof" bevölkerten: Ein „ritterlicher Poet", ein „letzter Kavalier und Grandseigneur" hatte sich in die wildweidende Herde wichtigtuerischer Kaffeehausliteraten und Journalisten verirrt.[72]

Eine weitere Möglichkeit zur ersten Begegnung könnte das Landhaus Lotte und Walter Steins in Hochrotherd geboten haben.[73] Dort, im westlichen Wienerwald, verkehrten – vorwiegend an den Wochenenden – u. a. der Architekt Max Fellerer und seine Frau, die Bühnenbildnerin Erni Kniepert, Max Fellerers Bruder, der Rechtsanwalt Josef Fellerer und seine Frau Ike, der Arzt Alexander („Sándor") Hartwich und seine Frau

[69] Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 50.

[70] Zu Inngraf siehe S. 224, Anm. zu *Blümerl*.

[71] Zu den Mitgliedern dieses Kreises siehe weiter unten S. 47 und Kap. 6.6.3.

[72] Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 121. Weniger „grandseigneural" empfand Lernets Erscheinung – der ebenfalls im „Herrenhof" verkehrende – Heimito von Doderer: „[. . .] er lümmelt sich in jeden Satz, den ein Anderer sagt, mitten hinein mit den Ellenbogen [. . .], und wo sich ihm die Gefahr nähert, dass die Unterhaltung konventionelle oder bildungsmäßige Ebenen verlassen, in's Definitorische geraten und für ihn zur unwillkommenen Prüfung werden könnte, dort blödelt er sofort [. . .] und mitunter auf geradezu gewaltsame Art" (Heimito von Doderer: *Commentarii 1957 bis 1966. Tagebücher aus dem Nachlass. Zweiter Band*. Hrsg. v. Wendelin Schmidt-Dengler. München: Biederstein Verlag 1986, S. 210 [11.12.1959]). Der nur ein Jahr ältere Doderer wiederum dürfte Lernet um dessen „elegante Souveränität" beneidet haben: „Er [Lernet-Holenia, C. D.] strahlte die stumme und mühelose Sicherheit aus, daß ihm jede Dame verfallen würde (was sehr oft stimmte), er konnte jede Gesellschaft mit hinreißenden Erzählungen in seinen Bann ziehen [. . .] und sprühte vor Witz und Ironie, die sich auch – anders als bei Doderer – häufig gegen ihn selbst richten konnte" (Wolfgang Fleischer: *Das verleugnete Leben. Die Biographie des Heimito von Doderer*. Wien: Kremayr & Scheriau 1996, S. 398).

[73] Zum Haus in Hochrotherd siehe ausführlich Kap. 6.6.3. Bilder aus dem Archiv von Lotte Swecenys Nichte Barbara Netscher zeigen einige Mitglieder des Freundeskreises bei der „Jause" oder beim Lesen in Hochrotherd (siehe Abb. 14 und 15).

Trude, der bereits erwähnte Innenministeriumsbeamte Alexander Inngraf sowie der Architekt Hans A. Vetter.[74] Dass Lernet-Holenia allerdings zu „den engsten Freunden des Hauses in Hochrotherd zählte“,[75] kann im Nachhinein bezweifelt werden: Es dürfte wohl die Verbindung, die er in den Jahren 1938 bis 1943 zur Hausherrin Lotte Sweceny pflegte, die einzige „enge“ gewesen sein – zumindest in diesen Jahren.

Fest steht, dass Lernet-Holenia am 15. Juli 1938 aus St. Wolfgang seinen vermutlich ersten Brief an Lotte Sweceny schreibt – zumindest ist dieser Brief das früheste im Stein-Familienarchiv (im Weiteren: SteinFA) überlieferte Poststück zwischen den beiden. Lernet arbeitet an einem Roman, vermutlich dem *Traum in Rot*; die Arbeit geht zäh voran. Wohl auf eine vorangegangene Frage Lottes Swecenys hin erklärt er ihr die Herkunft seines Namens Lernet, indem er seine Familie väterlicherseits auf René I. von Anjou zurückführt. Auch von bevorstehenden Waffenübungen ist die Rede und davon, dass er, Lernet, ja eigentlich weniger Schriftsteller als vielmehr Soldat sei. Bereits in diesem ersten, an sich eher belanglosen Brief klingen zwei zentrale Themen im Leben Lernets an: die diffuse Konstruktion einer adeligen Herkunft und die Geringschätzung der eigenen schriftstellerischen Arbeit – Letztere durchzieht auch die Briefe an Lotte Sweceny wie ein roter Faden.

Dem Freund Carl Zuckmayer gegenüber hat Lernet-Holenia einmal behauptet: „Ich bin kein eigentlicher Briefschreiber, sonst würde ich Dir was Langes schreiben.“[76] Es verwundert doch ein wenig, dass jemand, der Tausende von Briefen hinterlassen hat, von sich behauptet, er sei „kein eigentlicher Briefschreiber“. Manche Figuren in Lernets Werk haben ebenfalls ein zwiespältiges Verhältnis zum Schreiben und Lesen von Briefen: „Denn einen wirklichen Brief schriebe man nur, wenn man sicher sei, daß er den Empfänger nie erreiche, oder daß der ihn zum mindesten nicht läse“,[77] sagt etwa Graf Maltravers; sowohl in *Die Auf-*

[74] Im Übrigen war Lernet-Holenia bereits in Hochrotherd gewesen, als das Haus noch Anna Freud gehört hatte, anlässlich einer Lesung Thomas Manns nämlich (vgl. Roček: *Die neun Leben*, S. 200).

[75] Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 263. Vor allem der Hausherr Walter Stein pflegte ein distanziertes Verhältnis zum Geliebten seiner Schwester: Er sah dessen Nonchalance nicht gerne und forderte den häufig im Morgenmantel auftretenden Lernet mehr als einmal auf: „Du, Dichterfürst, zieh dich an!“ (Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [Tonbandprotokoll]. Wien. 16. Juli 2009).

[76] Lernet-Holenia/Zuckmayer: *Briefwechsel*, S. 28 (Brief vom 3. März 1934).

[77] Alexander Lernet-Holenia: *Die Auferstehung des Maltravers*. In: *Die Auferstehung des Maltravers. Die Abenteuer eines jungen Herrn in Polen. Ich war Jack Mortimer. Beide*

erstehung des Maltravers als auch in *Beide Sizilien* wird die Geschichte eines Mannes erzählt, der in seiner Wohnung ein eigenes Zimmer alleine für die Aufbewahrung ungeöffnet weggelegter Briefe hat.[78] Offenbar war Lernet weniger an der sozialen, beziehungsbildenden Funktion des Briefschreibens gelegen als an der Möglichkeit zur Selbst- und Werkreflexion, die sie ihm boten. Im Übrigen liegt der Schluss nahe, dass Lernet-Holenia seine Briefe behandelte wie die meisten seiner anderen geschriebenen Erzeugnisse auch: mit einer vorauseilenden Miss-, wenn nicht gar Verachtung, die freilich den Vorteil bot, der vermuteten oder dann tatsächlich geäußerten Kritik des Adressaten die Spitze abbrechen zu können.

Brief Nr. 4 ist der erste der drei oder vier[79] überlieferten Briefe Lotte Swecenys an Lernet-Holenia. Die Verfasserin nennt den Adressaten latinisierend „Renatus"[80]; Thema ist Wildes *Dorian Gray*, dessen Lektüre Lernet ihr zur Beantwortung ihrer wohl im vorhergegangenen Brief gestellten Fragen empfohlen hatte. Lotte Sweceny jedoch findet dort offenbar nicht das, was Lernet-Holenia darin für sie vermutet hat: „Nichts ist so rücksichtslos wie ein Buch zur unrechten Zeit gelesen. Es schweigt mit papierner Härte, wo man leidenschaftlich weiter fragen möchte und raschelt begeistert weiter, wenn man andern Spuren folgen möchte."[81] Dennoch zeigt sie sich animiert von Lektüre und Gedankenaustausch: „Es geht mir wirklich gut. Der Tag hat mir zu wenig Stunden, so viel möchte ich tun, schreiben, lesen lernen, und das nun schon seit einiger Zeit, ohne allzu heftige Rückfälle" (S. 85). Hier klingt eine rezente Krise oder Krankheit an, mit deren Überwindung Lotte Sweceny noch beschäftigt ist:[82]

Sizilien. (Jubiläumsausgabe anlässlich des sechzigjährigen Bestehens des Verlags). Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1984, S. 7–192, hier S. 114.

[78] Ebd., S. 114; ähnlich Silverstolpe in *Beide Sizilien*: „Welch bemerkenswerte Geste, um anzudeuten, daß die Menschen, letzten Endes, einander weder etwas zu sagen noch zu schreiben vermögen!" (ders.: *Beide Sizilien*. In: *Die Auferstehung des Maltravers. Die Abenteuer eines jungen Herrn in Polen. Ich war Jack Mortimer. Beide Sizilien. [Jubiläumsausgabe anlässlich des sechzigjährigen Bestehens des Verlags]*. Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1984, S. 476–703, hier S. 559).

[79] Siehe Kap. 5.

[80] Siehe auch 224, Anm. zu *Lieber Renatus*.

[81] S. 226, Anm. zu *dass Ihnen [. . .] nicht so viel sagt*.

[82] In jene Zeit fällt eine schwere Ehekrise zwischen Lotte und O. C. Sweceny (vgl. Kap. 6.6.4).

> Zu allen Schwierigkeiten – fast – kann ich sagen: Das ist in sich begründet und gut so. Die Ereignisse treiben an, machen [/] großzügiger und mein Unglück macht, daß ich keine Angst habe. Ich fühle mich etwa wie ein Arzt, der ~~sei~~ der Krankheit seines Kindes mit gespanntem forscherischen Interesse folgt. (S. 85f.)

Abgesehen vom therapeutischen Effekt erhofft sich die literarisch versierte, mitunter als Übersetzerin[83] arbeitende Lotte auch Einblicke in die Werkstatt des Dichters,[84] ist sich jedoch des klassischen Dilemmas dieser Konstellation sehr wohl bewusst:

> Wollen Sie mich nicht ein wenig teilhaben lassen an Ihrer Arbeit? – Ich traue mir genug Einfühlungsvermögen zu, mich nicht gerade dort mit Meinung bemerkbar zu machen, wo es nicht sein soll und erwarte wirklichen Genuß vom Miterleben dürfen. [. . .] – Und noch einmal, bitte mißverstehen Sie mich nicht: Es liegt mir nichts ferner, als einen ‚Dichter' anzuhimmeln, auch Sie nicht. Dazu brauchte ich ja nur Ihre bereits erschienenen Bücher zu lesen. Ich las vor einem halben Jahr eines, daß [sic!] mich nur an einigen Stellen erfreut hat, wo ich das Gefühl hatte, das ist jetzt ganz echt. [. . .] Es bedeutet mir so viel, Ihnen schreiben zu können, wenn ich auch fürchte Sie zwar nicht zu mißbrauchen, wohl aber zu gebrauchen und wenn ich mir auch klar darüber bin, daß ich dessen nicht bedürfen sollte.[85]

Lotte Swecenys Bedürfnis, die Entstehung der Werke Lernet-Holenias mitzuverfolgen, wird in Lernets Briefen immer wieder befriedigt werden, teils auf recht oberflächliche, für die Werkgenese aber immerhin aufschlussreiche Art, teils, indem Lernet-Holenia seine Arbeit an sie schreibend reflektiert. Gegen Ende ihrer Beziehung hat sie Anteil an der Arbeit an den *Trophae*, indem sie aus den ihr aus Berlin und St. Wolfgang zugesandten einzelnen Gedichten das Manuskript erstellt.

[83] Auf einigen auf Lotte Swecenys Namen ausgestellten Rechnungen im SteinFA scheint diese Berufsbezeichnung auf.

[84] Vgl. hierzu auch Zott: Fragen nach einer Brieftheorie, S. 52f.

[85] Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an Lernet-Holenia. 5. (?) Juli 1938 (SteinFA). In einem weiteren Konzept aus dem September 1938 schreibt sie die bemerkenswerten Worte: „Ich wundere mich eigentlich, daß ich von Ihnen so selbstverständlich angenommen habe, daß Sie nur wertvolle Bücher schreiben wollen. Ich glaube, das war ein Fehler, weiß aber nicht ob Sie die spezielle Fähigkeit haben einen geschickten Mist zu schreiben [. . .]."

In einer scheinbar beiläufigen Bemerkung klärt Lotte Sweceny dann ab, unter welchen Bedingungen sie ihre Briefe schreibt und diejenigen Lernet-Holenias liest:

> Übrigens wollte ich Sie ersuchen mir den von mir geschriebenen letzten Brief, wenn Sie ihn noch haben und es Ihnen nichts ausmacht zurückzuschicken. Überhaupt wenn Sie mit Ihren Briefen immer meinen zurückschickten, hätte ich eine prächtige Gelegenheit zur Selbstkritik. Sollten Sie aber die Gewohnheit haben Briefe aufzuheben so macht's auch nichts. Noch ein ‚übrigens': Ich möchte einmal aussprechen, daß Briefe an mich nur von mir gelesen werden und daß ich annehme, daß ich auch Ihnen mit meinen Nachrichten keine Schwierigkeiten bereite, sonst hätten Sie mich doch längst darauf aufmerksam gemacht.

2.2.2 „Es ist, glaube ich, überhaupt vieles im Aufbruch" – Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs

Am 15. Juli zeichnet sich schließlich das Ereignis ab, das Lernet-Holenia aus Wien und St. Wolfgang wegführen und so die Hauptursache für den vorliegenden Briefwechsel abgeben wird: Sein Regiment, das 10. Kavallerie-Schützen-Regiment, wird am 1. August 1938 in der Kopal-Kaserne im St. Pöltener Stadtteil Spratzern aufgestellt. Kokett schreibt der Dragonerfähnrich des Ersten Weltkriegs, er werde nun bald „ein wenig mit den Waffen rasseln. Ich tue es nicht ungern. Es war ja mein eigentlicher Beruf, und ich war im Grunde immer nur interimistisch Schriftsteller" (S. 82).[86] Auch hier ein Lernet'sches Grundthema: Schreiben als, wie Friedrich Torberg es bezeichnete, „nicht ganz standesgemäßes Hobby [. . .], als eine unschickliche, mangels Hauptbeschäftigung allzu vordringlich gewordene Nebenbeschäftigung".[87] Es wurde bereits darauf

[86] Später distanzierte sich Lernet immer mehr vom martialischen Pathos seiner Jugend- und Mannesjahre. An Otto Basil schrieb er am 15. Mai 1964: „Wie geht es Ihrem plötzlich für das Militär interessierten Stiefsohn? Was mich anlangt, so habe ich von derlei Institutionen, nicht nur wegen der Zahl der Jahre, sondern auch aus Überzeugung, genug; und ich bedaure es, den Eseln, vorzeiten, auch noch Verherrlichungen geliefert zu haben. Diese Überzeugung ist ein Spätzünder, sie reifte erst Jahrzehnte nach den beiden Kriegen" (zit. nach Hübel/Müller [Hrsg.]: *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit*, S. 65).

[87] Friedrich Torberg: Ein schwieriger Herr [Ausschnitt] (zuerst in: *Alexander Lernet-Holenia. Festschrift zum 70. Geburtstag des Dichters*. Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1967, S. 15–18). In: Thomas Hübel/Manfred Müller (Hrsg.): *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit*. Wien: Zsolnay 1997, S. 33.

hingewiesen, dass Lernet-Holenias Herunterspielen seiner schreibenden Tätigkeit (die Berufsbezeichnung „Schriftsteller“ mied er) keineswegs nur Understatement ist, sondern Methode hat, etwa als „eine Strategie zum Schutze der eigenen Diskontinuität – und sei es nur der Fahrigkeit im Umgang mit schnell abgeschlossenen und darum möglicherweise fragmentarisch gebliebenen Projekten“.[88] In den Jahren bis 1945 wird der ständige Konflikt zwischen „interimistischer“ schriftstellerischer Arbeit und dem (angeblichen) soldatischen Hauptberuf die Grunddisposition liefern, aus der heraus Lernet-Holenia zwei seiner bedeutendsten Werke schafft: die Romane *Mars im Widder* und *Beide Sizilien*.

Im September 1938 – Österreich ist als „Ostmark“ seit einem halben Jahr Teil des Deutschen Reichs – häufen sich dann die ersten Anzeichen für einen Krieg: Das Sudetenland und andere Teile der Tschechoslowakei werden im Zuge des „Münchener Abkommens“ vom 29. September 1938 von Hitlerdeutschland annektiert; ein Krieg gegen die Tschechoslowakei wird abgewendet. Lernet-Holenia ahnt jedoch bereits voraus, dass die „Lösung“ der Sudetenkrise dem Lauf der Dinge nur temporär Einhalt gebieten würde:

> Was sagen Sie, wie drollig die Dinge sich entwickeln! Sowas war wirklich noch nicht da. Ich bin auch überzeugt, dass, wenn die Leute sich in den nächsten Tagen wegen der Tschechoslowakei noch einigen würden, irgendwelche Wirbel trotzdem noch weitergingen. Die ganze Welt ist schon viel zu nervös, um so ohne weiters wieder zur Ruhe zu kommen. (S. 90)

Ob der Plan, den die beiden nun schmieden, mit diesen Ereignissen in einem Zusammenhang steht oder nicht, kann anhand der Briefe nicht beantwortet werden: Lotte Sweceny, die mehrmals im Jahr auf Reisen geht (Kuren, Sommerfrischen und dgl.), plant offenbar schon seit Längerem eine Schiffsreise auf dem Kreuzer „M.S. Milwaukee“.[89] Anfang Oktober 1938 nehmen diese Pläne Gestalt an:

> Die Milwaukee scheint ein schönes Schiff zu sein u. soviel ich bisher gehört habe, das einzig in Betracht kommende. [...] Die Fahrt ab

[88] Thomas Eicher/Bettina Gruber: Zwischen Poesie und Boulevard. In: dies. (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 9–16, hier S. 11. Eicher und Gruber sprechen sehr treffend von einer „Attitüde der Beliebigkeit, mit der hier ein Autor die Intentionalität seines Schreibens infragestellt“ (ebd., S. 14).

[89] Vgl. S. 394 FN 281.

> 9. Jänner ist vielleicht ein bißchen lang, aber man wird ja sehen u. es ist gut, daß man wieder Pläne machen kann.[90]

Lotte Sweceny schlägt Lernet-Holenia vor, sie zu begleiten. Man ist nach wie vor per Sie; Lotte Swecenys Mann Otto ist mit Lernet-Holenia bekannt und seine Ehe von Liberalität – auch in eroticis – geprägt,[91] von seiner Seite wird kein Widerstand gegen dieses Vorhaben zu erwarten gewesen sein. Lernet-Holenia reagiert begeistert: „Ich führe schrecklich gerne am 8. Jänner mit der Milwaukee auf die Amerikareise. Könnten Sie's möglich machen, so wäre es bezaubernd!" (S. 92) Es wurde möglich: Am 8. Januar 1939 schiffen sich die beiden in Hamburg auf der M.S. Milwaukee zu einer Kreuzfahrt nach Mittel- und Nordamerika ein; den nächsten überlieferten Brief (Nr. 14) schreibt Lernet-Holenia nach seiner Rückkehr von der Reise aus St. Wolfgang dann bereits an „Liebe Lotte, mein Hase".

Lernet-Holenias Biograf Roman Roček hat einige Hinweise darauf zusammengetragen, dass Lernet-Holenia diese Reise auch als Möglichkeit betrachtete, sich am Vorabend des Zweiten Weltkriegs aus dem Deutschen Reich abzusetzen: Im Gepäck hat er eine Abschrift des *Traum in Rot*, den er in Hollywood lancieren will,[92] außerdem hätten sich, so Roček, Freunde Lernet-Holenias ihm gegenüber dahin gehend geäußert.[93] Lernet selbst hat in seinem autobiografischen Text mit dem bezeichnenden Titel „Ein Ariernachweis" seine nicht erfolgte Emigration so erklärt:

> Lernet-Holenia wäre zwar mit der gleichen Ergebenheit in den Willen Gottes ein Nichtarier gewesen, mit der er ein Arier war, aus einer Art von Bequemlichkeitsgründen aber bekannte sich dieser Lernet-Holenia dennoch zum Ariertume. Hätte er allerdings gewußt, welche außerordentlichen Unannehmlichkeiten ihm dadurch, insbesondere auf militärischem Gebiet [. . .] erwachsen würden, er hätte es sich vielleicht überlegt und wäre emigriert. So aber, weil

[90] Lotte Sweceny: Undatiertes Briefkonzept an Alexander Lernet-Holenia (SteinFA).

[91] Vgl. Kap. 6.6.2.

[92] Roček: *Die neun Leben*, S. 216.

[93] Annie Lifczis, Eduard von Hebra und Albrecht Joseph (vgl. ebd., S. 388, FN 27). An Zuckmayer schrieb Lernet anlässlich von dessen Emigration: „Beklage Dein Schicksal nicht [. . .], ich beneide Dich darum. Du wirst die Welt sehen, deren Gesetz die Verwandlung ist, Du wirst in einer neuen Welt ein neuer Mensch sein. Verwandle Dich! Verwandle Dich! Nur in der Verwandlung ist Leben" (Zuckmayer: *Als wär's ein Stück von mir*, S. 105).

> er das *nicht* vorauswußte, entschied er sich zum weitaus ärgeren Hierbleiben.[94]

Während der Kreuzfahrt auf dem KdF-Schiff[95] also kommen sich die „Halbjüdin" Lotte Sweceny und der „arische" Reserveoffizier Alexander Lernet-Holenia, umgeben von Emigranten einer- und Nazispitzeln andererseits, schließlich näher und werden zum Liebespaar.[96] *Die neun Leben* bietet einen detailreichen Bericht dieser Reise,[97] von der Lotte Sweceny an ihre Freundin und Hochhaus-Nachbarin Erika Kriechbaum schreibt: „Es geht mir noch viel besser, als man so hat erwarten können [. . .]. Mit Lernet vertrag' ich mich großartig – unberufen – so ist der z. größten Teil unerfreuliche sonstige Umgang sehr beschränkt u. zu ertragen."[98] In

[94] Alexander Lernet-Holenia: Ein Ariernachweis oder Der umgekehrte Radetzkymarsch. In: Karl-Heinz Kramberg (Hrsg.): *Vorletzte Worte. Schriftsteller schreiben ihren Nachruf*. München: Goldmann Verlag 1985, S. 175–182, hier S. 175 (Erstausgabe 1970 im Verlag Bärmeier & Nikel, Frankfurt).

[95] Details dazu: Roček: *Die neun Leben*, S. 216–224 („Karibisches Zwischenspiel"). Die Fahrt führt u. a. über Trinidad, die Westindischen Inseln, Venezuela, Mexiko, Kuba, New York.

[96] Dass das Verhältnis auch erotischer Natur war, belegt ein Brief Lotte Swecenys an ihren engen Freund Milan Dubrovic: „Der ‚Meister', wie sie ihn hier nennen arbeitet und wir tun es nur selten und mit lauter Knöpfen und Kleidern an, was ich nicht leiden kann" (Maria Charlotte Sweceny: Brief an Milan Dubrovic [WienB, Handschriftensammlung, Nachlass Milan Dubrovic, ZPH 944, Archivbox 3]. St. Wolfgang. 22. Juli 1940).

[97] Roček: *Die neun Leben*, S. 216ff. Der Bericht stützt sich nach Ročeks Aussage vorwiegend auf Gespräche mit Lotte Sweceny (ebd., S. 223 FN 35). Er schreibt u. a., er habe die Daten der Reiseroute den „Poststempeln von Briefen an Frau Charlotte Stein entnommen" (ebd., S. 218 FN 29) und bedauert im Weiteren, Lotte Sweceny habe ihm „keinen Einblick in die umfangreichen Korrespondenzen" mit Lernet-Holenia gewährt, aber „einige Stellen daraus" vorgelesen, die er dann „in den Text [der Biografie, C. D.] eingearbeitet" haben will (ebd.). Diese Briefe Lernet-Holenias an Lotte Sweceny existieren freilich nicht, da ja, wie hier dokumentiert, die beiden die Reise *gemeinsam* unternahmen. In der Zwischenzeit – und nach einem Telefonat mit dem Verfasser – hat Roček in einer Publikation zu Lernet-Holenia (ders.: *Die Waage der Welt. Diskurse über Alexander Lernet-Holenia*. Perchtoldsdorf: edition hic@hoc 2010) die Tatsachen ins rechte Licht gerückt: In einer Fußnote heißt es hier nun, Lotte Sweceny sei Lernet-Holenias „Begleiterin auf seiner [. . .] Rundreise in die Karibik" gewesen (ebd., S. 164 FN 5). Dass Lotte Sweceny Lernet-Holenia begleitete – die Briefe Lernet-Holenias an Lotte Sweceny legen eher nahe, dass Lernet die bereits zur Reise entschlossene Lotte begleitete –, sei, so Roček, Zeichen dafür, dass Lernet-Holenia seine Auswanderungspläne zu diesem Zeitpunkt bereits habe fallen gelassen: „Die Rückkehr ist also vorprogrammiert" (ebd., S. 165 FN 8). Eine Quelle für diese – seiner Behauptung in *Die neun Leben*, Lernet-Holenia habe von unterwegs an Lotte Sweceny geschrieben, diametral widersprechenden – Ausführungen nennt Roček nicht.

[98] Maria Charlotte Sweceny: Brief an Erika Kriechbaum [Briefpapier der Hamburg-Amerika-Linie, SteinFA]. An Bord M. S. Milwaukee. o. D. [Jan./Feb. 1939].

New York, wo man am 14. Februar 1939 einläuft, wird Lernet-Holenia noch von seiner „langjährige[n] Freundin“ Lily Sporer erwartet.[99] Es wäre nicht untypisch für Lernet-Holenia, mehrere Beziehungen zur selben Zeit geführt zu haben; wahrscheinlicher ist jedoch, dass er sich nach seinem New-York-Aufenthalt von der verarmten Emigrantin Lily ab- und Lotte Sweceny endgültig zuwandte. Vielleicht nimmt die (intime) Beziehung zwischen Lotte Sweceny und Lernet-Holenia aber auch erst im Frühjahr 1939 – also nach der Reise – ihren Auftakt.[100]

Zurück in der „Ostmark“ verlängern die beiden in Wien ihre Zweisamkeit offenbar bis in den April hinein, denn erst dann setzen die Briefe wieder ein (mit Brief Nr. 14). Den Frühsommer 1939 verbringt Lotte Sweceny zumindest teilweise in St. Wolfgang; Ende Juli ist sie wieder in Wien. Am 23. Juli schreibt ihr Lernet-Holenia aus St. Wolfgang, er arbeite am vierten Kapitel eines Romans mit dem Titel *Der Doppelgänger* – hierbei handelt es sich wohl um eine frühe Fassung des vierten Kapitels von *Beide Sizilien*, das in der Endfassung nach seinem Protagonisten „Rochonville“ benannt sein wird. In der Literatur zu Lernet-Holenia wurde bisher davon ausgegangen, dass Lernet-Holenia – mit Ausnahme des früher entstandenen Kapitels „Silverstolpe“ – erst nach *Mars im Widder*, also ab dem Frühjahr 1940, an *Beide Sizilien* gearbeitet habe.[101]

Lernet ist unruhig und traurig und bedauert Lotte Swecenys als zu früh empfundene Abreise; jene wiederum hat eine Bulgarien-Reise vorzubereiten, auf die sie sich um den 20. August herum – in Gesellschaft – begibt. Ihr Brief an Lernet-Holenia vom 20. August 1939 lässt vermuten, dass die beiden noch in Wien voneinander Abschied nehmen konnten, bevor dann die junge Beziehung in die Mühlen der Weltpolitik gerät: Am 22. August verkündet Hitler den Oberbefehlshabern seine Absicht, Polen anzugreifen, Codewort „Fall Weiß“. Das geheime Zusatzprotokoll des Hitler-Stalin-Pakts vom 23. August teilt Polen und das Baltikum zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion auf; mit simulierten

[99] Roček: *Die neun Leben*, S. 222.

[100] Für diese Annahme sprechen der Brief Nr. 14 vom April 1939, welcher der erste im SteinFA überlieferte ist, in dem die beiden sich duzen, sowie der Brief Nr. 131 vom 14. Juni 1942, in dem Lernet-Holenia auf drei Jahre zurückblickt, deren schöne Seiten er Lotte Sweceny verdanke. Roček hingegen ist – einmal mehr, ohne seine Aussage zu belegen – der Ansicht, Lotte sei bereits 1936 „Freundin Lernet-Holenias“ gewesen (ebd., S. 164 FN 5).

[101] Unter dem Titel *Der Doppelgänger* erschien zwischen Oktober 1940 und August 1941 ein Vorabdruck von *Beide Sizilien* in der *Wehrmacht* (vgl. S. 236, Anm. zu *das 4te Kapitel des ‚Doppelgängers‘*).

Grenzzwischenfällen wird die Propagandamaschine angeworfen; am Freitag, dem 25. August, erfolgt die Generalmobilmachung: Die Wehrmacht marschiert auf die Grenzen Polens zu, mit ihr die 7. Schwadron des 10. Kavallerie-Schützen-Regiments, der Lernet-Holenia angehört.[102] Der Brief, den ihm Lotte Sweceny am 24. August aus Lom in Bulgarien an die Adresse von Pia von Hartungen am Wiener Opernring 9 schreibt, trifft Lernet-Holenia dort bereits nicht mehr an.

2.2.3 „Polen gefällt mir diesmal gar nicht" – Post aus Polen

Glaubt man den von Roček kolportierten Worten Lernet-Holenias, dass dieser im *Mars im Widder* alles „doch ganz genau beschrieben" habe, wie es sich auf dem „Feldzug" zugetragen hat, ist die Chronologie die folgende:[103] Lernet-Holenia wird am 15. August eingezogen; das Regiment bricht bereits am 20. August auf und marschiert durch die Slowakei auf Polen zu; am 23. wird scharfe Munition ausgegeben; am 27. ist der Aufmarsch des Regiments beendet; am 1. September sind alle Schwadronen aufgestellt und gefechtsbereit. Lernet-Holenia führt Tagebuch, ein Umstand, der ihm wenig später beim Schreiben des *Mars im Widder* von großem Nutzen sein wird.

Am 2. September, dem zweiten Tag des Überfalls, wird Lernet-Holenia bekanntermaßen bei Rabka, kurz hinter der slowakisch-polnischen Grenze, an der rechten Hand verwundet. Eine wohl recht wirklichkeitsgetreue[104] Schilderung dieses Moments findet sich im *Mars im Widder*:

> Ein polnisches Maschinengewehr antwortete. [. . .] Er [Wallmoden, C. D.] sah ein glitzerndes Ding von der Stelle aus, an der die Garbe eingeschlagen hatte, auf sich zufliegen. Er sah es ganz deutlich,

[102] Der offizielle Befehl Hitlers zum Angriff auf Polen erfolgt erst am 31. August: „2. Der *Angriff gegen Polen* ist nach den für den Fall ‚Weiß' getroffenen Vorbereitungen zu führen mit Abänderungen, die sich beim Heer durch den inzwischen fast vollendeten Aufmarsch ergeben. Angriffstag 1. September 1939. Angriffszeit 4.45." (zit. nach Walther Hofer [Hrsg.]: *Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933–1945. Hrsg., eingeleitet und kommentiert von W. H.* Frankfurt am Main und Hamburg: Fischer Bücherei 1957, S. 232).

[103] Roček: *Die neun Leben*, S. 227f.

[104] An Annie und Hugo Lifczis schreibt Lernet am 18. Januar 1941: „Meine Verwundung ist eigentlich gar nicht mehr zu sehen. Wie ich sie empfangen, findet sich beschrieben in dem Buch, das zu Ostern erscheinen soll. Es war nur, als habe Mars bei mir eine Visitenkarte abgeworfen. Womit aber rechnete er? Daß ich ihm seinen Besuch erwidere? Oder damit, daß er einen zweiten Besuch bei mir macht?" (zit. nach Blaser/Müller: *Alexander Lernet-Holenia 1897–1976*, S. 28).

> es glänzte wie ein Strahl aus Quecksilber. Es traf ihn, durch den Handschuh, in die rechte Hand. Er fühlte es wie einen Stockschlag, und es ward ihm einen Moment lang schwarz vor Augen. Er zog den Handschuh aus, die Verletzung blutete heftig. Er war im ganzen vorigen Krieg nicht verwundet worden, nun lag er anderthalb Minuten im Gefecht und war schon getroffen.[105]

Lernets Regiment dringt weiter vor und stößt kaum jemals auf nennenswerten Widerstand. Die weiteren Gefechtsstationen: 4. 9. Lubień; 6. 9. Wroblowice; 7. 9. Tarnów; 6. 9.–10. 9. Łańcut; 10. 9. Zamość; 15.–16. 9. Ustilug.[106] Als Lernet-Holenia schließlich dazu kommt, der aus Bulgarien zurückgekehrten Lotte Sweceny zu schreiben, ist bereits der 14. September; das Regiment hält im, wie er schreibt, „lieblichen" Tarnów (S. 101). Mit Worten wie diesen romantisiert Lernet den Krieg als pittoreskes Abenteuer, das ihm überdies schon ein „bißchen langweilig" (S. 103), ja bald sogar „öde und stinkfad" (S. 106) wird.[107] Freilich kann der Schreiber sich mit solchen Euphemismen Lotte Sweceny – und ihrem Mann Otto, an den einige der Briefe ebenfalls gerichtet sind – gegenüber mit chevalereskem Understatement als furchtloser Offizier profilieren[108] und gleichzeitig die Sorgen der Zurückgebliebenen zerstreuen.[109]

105 Alexander Lernet-Holenia: *Mars im Widder. Roman*. Wien: Paul Zsolnay Verlag 1997, S. 154. Dass Lernet-Holenia Tagebuch führen und Briefe schreiben konnte, spricht für eine wirklich leichte Verwundung. Dem Schriftbild der Briefe ist sie jedenfalls nicht anzumerken. Rund drei Wochen nach der Verwundung schreibt er: „Meine Hand ist schon viel besser. Ihr seht, ich kann schon ordentlich schreiben" (S. 103).

106 Vgl. Abb. 17.

107 Einen schalen Beigeschmack haben diese Äußerungen heute vor dem Hintergrund der Tatsache, dass die Nationalsozialisten unmittelbar nach dem Überfall auf Polen mit ihrem Mordprogamm begannen, etwa mit den Massenerschießungen bei Piaśnica (vgl. zuletzt Thomas Grasberger: Der Totenwald. In: *Die Zeit*, 20. Jan. 2011, S. 18) oder den Massakern von Ciepielów und Przemyśl. Bis Ende 1939 wurden unter Beteiligung der Wehrmacht ca. 60.000 polnische Staatsbürger und ca. 7.000 Juden ermordet. Über eine Teilnahme von Lernets 10. Kavallerie-Schützen-Regiment an Verbrechen dieser Art ist nichts bekannt.

108 „[. . .] Lernet-Holenia war zeitlebens stolz auf seinen Dragoneroffizierrang (verwendete immer wieder Angehörige dieser Waffengattung oder zumindest Anspielungen auf diese in seinen Werken) [. . .]" (Han: *Studien zu einer Monographie*, S. 187).

109 In Brief Nr. 27 findet sich dann eine der wenigen Stellen des gesamten Briefwechsels, in dem Lernet-Holenia sein emotionales Visier gegenüber Lotte Sweceny ein wenig öffnet: „Ich habe so viel an Dich gedacht, dass es mir nicht ganz leicht war, im Feld zu sein. (Denn wenn man im Feld ist, soll man an niemanden denken müssen.) Es hat mich der Gedanke gequält, dass ich Dich vielleicht nicht wiedersehen würde. Es ist mir aber alles auf der Welt daran gelegen gewesen, Dich wiederzusehen" (S. 105). Lotte

In *Mars im Widder* ereignet sich in eben jenem Tarnów ein ganz wesentlicher Moment: Hier öffnet sich für Wallmoden die Tür zu seiner Erinnerung an den Ersten Weltkrieg:

> Hier war es, wo wir in den Zug stiegen, hier an dieser Stelle. Ich war damals achtzehn Jahre, oder wenig mehr. [. . .] Ich weiß noch genau die Namen der Leute, die uns Lebewohl sagten. Ich erinnere mich an ihre Gesichter. Ich weiß noch fast alle Worte, die sie sagten. Mir ist, als sei es gestern gewesen. Es ist ja auch nicht allzu lange her. Es war vor ungefähr dreiundzwanzig Jahren.[110]

Wallmoden gerinnt die Zeit zwischen dem letzten, dem „Großen", und dem eben begonnen Krieg zu einem seltsamen Kontinuum, einer „Zwischenzeit", in dem nicht politische oder sonst wie rational erklärbare

Sweceny schreibt später in einem Briefkonzept: „Es war so wie der Alexander in Polen war, für ihn und mich, eine tief glückliche Zeit bei aller Sorge. Nun müßte ich sagen: das klingt schlimm. Das Traurige ist, daß man es nicht halten kann, es kann vergehen" (Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an Gerhard T. Buchholz (SteinFA). o. O. [St. Wolfgang]. o. D.).

[110] A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 169f. Vgl. auch Lernets Worte „Ich glaubte, wahnsinnig geworden zu sein, weil ich plötzlich das deutliche Gefühl hatte, genau dort fortzusetzen, wo ich 1918 aufgehört hatte" (Anon.: Pro-memoria Besprechung mit Direktor Lorbek am 12. Juni 1972 [WienB, Handschriftensammlung, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia (M09H), ZPH 630, Mappe Bio- und bibliographisches Material]. 12. Juni 1972). Dassanowsky deutet diese Erinnerung Wallmodens als Ausdruck wenn nicht antinazistischer, so doch altösterreichischer Gesinnung: „Considering the small German-Austrian population in Tarnow prior to 1918, the people Wallmoden refers to must have included Poles and those of Austrian-Polish extraction. This indication of historic sociopolitical and cultural interrelationship with the German peoples further subverts the National Socialist image of the Poles" (Dassanowsky: *Phantom empires*, S. 109). Das Faible Lernet-Holenias für Polen im Allgemeinen und dessen Aristokratie im Besonderen ist bekannt und kommt auch in den Briefen an Lotte Sweceny immer wieder zum Ausdruck, vgl. etwa die Worte vom „entzückenden Haus eines Pans, eines Herrn v. Kowerski" (S. 102), von „einem meiner – von früher noch geliebten – polnischen Bauernhäuser" (S. 105) oder die atmosphärische Schilderung der Schlösser, in denen ein anderes Regiment einquartiert ist (S. 110). Han schreibt zu Lernets Polen-Bild: „Die Vorstellungen von Polen reichen von romantisch-wilden Phantasien bis zu märchenhaften Traumidealen und müßten eher als naiver Mystizismus, denn als historisch verifizierbare Aussage bezeichnet werden, wie überhaupt Lernet-Holenias übergroße Zuneigung zu diesem Land nur schwer nachvollziehbar ist" (Han: *Studien zu einer Monographie*, S. 145). Nachvollziehbar wird diese Zuneigung, bedenkt man, dass die Zeit als Dragonerfähnrich im Ersten Weltkrieg – vor allem auch in Polen – zweifellos zu den am stärksten persönlichkeitsformenden Erlebnissen Alexander Lernet-Holenias zählt. Möglich auch, dass Lernet die Idee der polnischen Adelsrepublik mehr zusagte als der – in späteren Jahren von ihm häufig attackierte – Absolutismus habsburgischer Prägung.

Mächte wirken, sondern das vom Walten des Schicksals[111] durchwoben ist, darin „das Unsichtbare in das Sichtbare eingreift", wie Lernet-Holenia einmal an Lotte Sweceny schreibt (S. 121).[112] Wie eng verbunden diese Zwischenzeit mit dem in Lernets Werk häufig anzutreffenden „Zwischenreich" zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Leben und Tod[113] ist, wird besonders in Brief Nr. 34 deutlich, wo Lernet schreibt: „Lebt recht wohl, und ich sende Euch, über die Ferne und diese Ebenen aus Sand, aus denen die Toten von einst noch immer nicht abgelöst sind, die schönsten und besten Gedanken" (S. 113).[114]

Die Inkompatibilität dieses Welt- und Geschichtsbildes mit der aggressiv evolutionistischen Mission des NS-Regimes ist evident und wird unter anderem auch dazu geführt haben, dass *Mars im Widder* letztlich nicht ausgeliefert wurde (siehe Kap. 2.2.4).

Begründet liegt die „detached alienation"[115] Wallmodens in einer Erfahrung seines Schöpfers:

[111] Zu Lernets Schicksalsbegriff in *Mars im Widder* vgl. u. a. Müller-Widmer: *Alexander Lernet-Holenia. Grundzüge seines Prosa-Werks*, S. 56–60.

[112] Zum Begriff der „Zwischenzeit" siehe v. a. auch Ruthner: „[. . .] Lernet [siedelt] die historische Rand- und Zwischenzeit des Interregnums zwischen Monarchie und Zweiter Republik in einem erzählerischen Zwischenreich an, das auch ein zentrales Motiv in *Mars im Widder* darstellt [. . .]" (Ruthner: Fatale Geschichte[n] im „Zwischenreich", S. 18). Vgl. auch Lernets Brief an den österreichischen Grafiker und Schriftsteller Alfred Kubin (1877–1959) vom 7. April 1941, in dem er vom „eigentümlich unwirkliche[n], vielleicht überwirkliche[n] Leben der Zwischenzeit, die mir immer mehr wie ein Traum erscheint", spricht. Die Zeit, so Lernet in diesem Brief, sei „etwa 1917, ins Irreale abgeglitten" (zit. nach Han: *Studien zu einer Monographie*, S. 250). Die problematischen Aspekte eines solchen Weltbildes wurden bereits ausführlich thematisiert; so etwa bei Barrière: *Le fantastique dans l'œuvre narrative d'Alexander Lernet-Holenia* oder Ruthner: Fatale Geschichte(n) im „Zwischenreich".

[113] Etwa in *Der Baron Bagge* oder in *Die Auferstehung des Maltravers*, aber auch in *Mars im Widder*: „‚Weil sich auch unser ganzes Leben eigentlich nirgendwo anders als in einem solchen Zwischenreich abspielt', sagte Wallmoden" (A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 11). „Traum und Wirklichkeit sind, so verstanden, nur die zwei Extreme eines ontologischen Diskontinuums, zwischen deren beiden Polen sich die Lernetschen Zwischenreiche finden" (Erik Hauser: Zwischenreiche. Alexander Lernet-Holenias erzählerisches Werk zwischen Traum und Wirklichkeit. In: Thomas Eicher/Bettina Gruber [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 145–162, hier S. 148).

[114] Dieses makabre Bild findet sich wieder in *Beide Sizilien*, wo Oberst Rochonville in seiner Imagination die Toten des Ersten Weltkriegs nach ihren Gräbern suchen sieht (A. Lernet-Holenia: *Beide Sizilien*, S. 585f.).

[115] Dassanowsky: *Phantom empires*, S. 97.

> Ich finde überhaupt viel Anlass, mit damals zu vergleichen. So unähnlich nämlich diese beiden Auseinandersetzungen einander sind, so haben sie doch so viel Ähnlichkeit wie etwa das Wirkliche mit dem Gespenstischen: gespenstisch deshalb, weil wir, was früher geschehen ist, damals schon genau und klar sehen konnten. [. . .] Und zwischen diesen zwei Erscheinungen liegen diese rätselhaften zwanzig Jahre der Nachkriegszeit, in der die Welt anders war, als sie je gewesen und je sein wird, die Vorhut sozusagen einer Zukunft, die wiederum anders sein wird als ihre Vorhut (S. 112).[116]

Die Zukunft, hatte Lernet bereits im Herbst 1938 etwas nebulös an Lotte Sweceny geschrieben, sei „nicht mehr nach den Gesetzen der Logik zu bestimmen [. . .], sondern nach dem, was aus dieser unerklärlichen Verzauberung, die die ganze Welt befallen hat, noch werden wird und werden muß“ (S. 91). Von der Zukunft hat das Regime, auf dessen Befehl der Autor solcher Zeilen sich gerade am Überfall auf Polen beteiligt hat, doch denkbar andere Vorstellungen.

Wenn Lernet-Holenia sich auch darauf verlassen haben mag, dass Überlegungen wie diese den Horizont der Feldpost-Zensurstelle[117] überstiegen haben mögen, ist dennoch davon auszugehen, dass er die Zensur beim Schreiben der Briefe die meiste Zeit mitdachte, ja dass der bisher als nicht eben regimekonform bekannte Autor in manchen Briefen sogar die Gelegenheit nutzte, seine soldatische Seite hervorzukehren und scheinbar in die Nazi-Propaganda rund um den „Polenfeldzug“ einzustimmen (und damit von der Tatsache abzulenken, dass er mit einer „Halbjüdin“ korrespondierte). Lernet-Holenia bedient sich dabei

[116] „Also stimmt nicht nur die äussere Situation Wallmodens mit der biografischen Lernet-Holenias überein, sondern auch im Weltverständnis und in der Distanzierung zur Gegenwart entspricht Wallmoden in vielem Lernet-Holenias Persönlichkeit [. . .]“ (Müller-Widmer: *Alexander Lernet-Holenia. Grundzüge seines Prosa-Werks*, S. 72).

[117] Dass Lernets Briefverkehr während seiner Aufenthalte in der „Reichshauptstadt“ überwacht wurde, kann als gesichert gelten. In St. Wolfgang wurde „sowohl Lernets einlangende wie auch seine abgehende Post [. . .] – laut Auskunft der Gemeinde St. Wolfgang – während der Nazizeit überwacht“ (Roček: *Die neun Leben*, S. 215). Dass *Mars im Widder* als Vorabdruck überhaupt erscheinen konnte, nimmt Marianne Gruber als „Beleg dafür, daß Zensoren zum Glück des öfteren dumm sind“ (Marianne Gruber: Vorwort. In: Thomas Hübel/Manfred Müller/Gerald Sommer [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* [Studies in Austrian Literature, Culture And Thought]. Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 7–11, hier S. 9).

mitunter einer Spielart der „verdeckten Schreibweise“[118], welche die Erwartung des Regimes, statt sie auf dem Wege etwa der Allegorie zu unterlaufen, gleichsam übererfüllt – in inhaltlicher wie in sprachlicher Hinsicht. So wären auch die unvermutet gehässigen Ausfälle gegen „die Polen“, die im krassen Widerspruch zur Anteilnahme, die Lernets Alter ego Wallmoden in *Mars im Widder* gegenüber seinen – ihm wie dem Autor aus dem Ersten Weltkrieg noch als Kameraden erinnerlichen – Gegnern empfindet,[119] stehen, zu erklären: „Ich habe einen schrecklichen Hass gegen die Polen davongetragen. Was diese Menschen getan haben, war von Anfang bis zum Ende blöd, widerwärtig, gemein, dumm, feig und hysterisch“ (S. 105). Ebenso in diesen Erklärungszusammenhang gehören wohl diejenigen Stellen in den Briefen an Lotte Sweceny, in denen Lernet den „Führer“ bzw. dessen Taten und Äußerungen mit etwas zu hoch temperierter Panegyrik bedenkt:

> Hast Du den wunderschönen Artikel des Führers über den Neubau der Reichskanzlei gelesen? Selten hat jemand so klar und bezeichnend über Architektur gesprochen. (S. 96)
>
> Da wird’s ihnen der Führer [...] hoffentlich tüchtig geben. (S. 135)
>
> Ich gebe aber die Hoffnung nicht auf, dass es dem Führer gelingen wird, die ganze Russenbande, und seien es auch 20 Millionen Bewaffnete und Dutzende von Millionen von Flintenweibern und Heckenschützen, zusammenzufangen und zu vernichten. (S. 167)[120]

---

[118] Zum Begriff der „verdeckten Schreibweise“ vgl. v. a. Heidrun Ehrke-Rotermund/Erwin Rotermund: *Zwischenreiche und Gegenwelten. Texte und Vorstufen zur ‚Verdeckten Schreibweise‘ im „Dritten Reich“*. München: Wilhelm Fink Verlag 1999.

[119] „Am dreiundzwanzigsten war der Feldzug zu Ende. Auch der Sommer war zu Ende, [...] und noch in dieser Nacht regnete es [...] über dem unseligen, geschlagenen, zerschmetterten Polen“ (A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 221f.).

[120] Insbesondere diese Stelle wirkt unglaubwürdig: Unmittelbar nachdem Lernet über die „Russenbande“ und „Flintenweiber“ vom Leder gezogen hatte, schreibt er: „Nebenher beschäftigen mich aber auch noch die Maximen von Larochefoucault. Lies sie, sie sind *sehr herzoglich und sehr menschlich*“ (ebd., Hervorhebung C. D.) – eine Gegenüberstellung, die den „Führer“ als pöbelhaften Unmenschen, als „schlimmste[n] Knecht“, wie es 1946 in *Germanien* heißen wird, desavouiert. Zur Problematik der dort anklingenden „feudale[n] Prägung der lyrischen Vorstellungswelt“ (Daniela Strigl: „Es gibt Taten, die so ungeheuer sind, daß keine Sühne hilft.“ Über das Zeitgemäße an Lernets *Germanien*. In: Hélène Barrière/Thomas Eicher/Manfred Müller [Hrsg.]: *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 65–90, hier S. 81) vgl. Pein: „Germanien“ nach Auschwitz, S. 242ff. und, konträr, Strigl: Über das Zeitgemäße an Lernets „Germanien“, S. 81f.

> Ich blicke dem Ende des Krieges, nun da der Führer den Oberbefehl hat, mit besonderer Zuversicht ins Auge. (S. 176)

Zu Beginn des Feldzugs hatte Lernet-Holenia seiner Hoffnung Ausdruck verliehen, dass der Konflikt nicht in einen „wirklichen" Krieg münden möge und die weitere Dauer bis auf den 15. November veranschlagt (S. 105). Die Zeit in der Etappe verbringt Lernet-Holenia nun u. a. damit, seine Ausrüstung zu vervollständigen und sich insbesondere in ausreichendem Maße mit Stiefeln[121] zu versorgen; eine Episode, die sich auch in *Mars im Widder* wiederfindet, wo der mysteriöse Herr von Örtel Wallmoden rät, sich ein zweites Paar Stiefel anfertigen zu lassen und damit dem noch Ahnungslosen den kommenden Krieg ankündigt.[122] Dieses zweite Paar Stiefel umrahmt den Feldzug-Handlungsstrang von *Mars im Widder* und stellt so einen Zusammenhang zum Leben vor dem Krieg her; der Gedächtnisanker bleibt für „Wallmoden's impressionistic, alienated personality"[123] jedoch ohne Sinn und Konsequenz: „Im Grunde hätte er jetzt das zweite Paar Stiefel besitzen sollen. Aber er hätte doch wiederum nichts davon gehabt."[124]

Unterdessen versucht Lernet-Holenia bereits, an das Filmprojekt vom Sommer[125] anzuknüpfen und zu diesem Zweck mithilfe von Peter Suhrkamp, der damals bei S. Fischer tätig ist, und Reichsfilmkammer-Präsident Carl Froelich von der Front abgezogen zu werden (Brief Nr. 28): „Denn was tue ich jetzt noch hier?" Roček schreibt über diese Tage:

> Er schreibt Briefe in alle Himmelsrichtungen Großdeutschlands: an Peter Suhrkamp, den Verleger, an Emil Jannings, den Freund, an

[121] Siehe S. 108, 110, 111, 115, 116.
[122] A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 23.
[123] Dassanowsky: *Phantom empires*, S. 94.
[124] A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 212. Dazu Jean-Jacques Pollet: „Wallmodens Reflexion beeinträchtigt keineswegs, sozusagen vom Ende her, die Zukunftsrelevanz der Aussage des Herrn von Örtel. Dieser hatte zweifellos Recht gehabt, Wallmoden zu empfehlen, ein zweites Paar Stiefel zu bestellen. Daß ihm dies, wäre es auch rechtzeitig fertig geworden, in seiner jetzigen Lage praktisch wenig hätte helfen können, wird von ihm nur als neuer Beweis für die Sonderbarkeit seines Geschickes angesehen. Die scheinbare Diskrepanz zwischen Voraussage und Realität wird in eine höhere Schicksalsfügung transponiert" (Jean-Jacques Pollet: Prädestination und Phantastizität: Randbemerkungen über Alexander Lernet-Holenias Phantastik in *Mars im Widder*. In: Thomas Hübel/Manfred Müller/Gerald Sommer [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?" Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* [Studies in Austrian Literature, Culture And Thought]. Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 205–218, hier S. 209f.).
[125] Siehe S. 234, Anm. zu *Die Mona L.*

> Carl Froelich, den Regisseur [...]. Alle diese Briefe bedienen sich fast des gleichen Wortlauts, nämlich der schnoddrigen Feststellung, hier seien keine Lorbeeren mehr zu holen, der Blitzkrieg sei zu Ende, und er, Lernet, wisse nicht, was er hier noch solle. In Banalitäten eingekleidete Signale seiner Sorge: denn er hat bereits im ‚Traum in Rot' keinen Zweifel daran aufkommen lassen, dass der Krieg immer weiter und weiter nach Osten getragen werden wird.[126]

Dass Lernet-Holenia spätestens seit Oktober 1939 damit rechnete, dass der Krieg weitergehen würde, lässt sich anhand der Briefe an Lotte Sweceny bestätigen: Nach anfänglichem Herunterspielen der bisherigen kriegerischen Handlungen als „nicht eigentlich das, was man einen Krieg nennt" (S. 105), befürchtet er bereits am 5. Oktober: „[...] so wenig ich glauben möchte, dass es dort [an der Westfront, C. D.] zu einem richtigen Krieg kommt, [...] so wenig kann ich glauben, dass der jetzige Zustand nicht in irgend einer – vielleicht schleichenden – Form weiterginge" (S. 112). Noch deutlicher am 9. Oktober: „Im Großen und Ganzen: ich glaube nicht mehr recht, dass es zwischen der großen Auseinandersetzung zwischen uns und den andern noch eine nennenswerte Pause gibt. Die Geschehnisse sind alle im Gange [...]" (S. 113). Zu Beginn des „Polenfeldzugs" mag seine Einschätzung noch eher derjenigen geglichen haben, die er wenige Monate später beim Schreiben von *Mars im Widder* Wallmoden äußern lässt:

> „Wieso rechnete man schon am dreißigsten mit dem Krieg? Hier rechnete damals noch niemand damit."
>
> „Nun gut", sagte Rex. „Aber nun ist er ja schließlich doch da ..."
>
> „Sogar davon", sagte Wallmoden, „bin ich nicht unbedingt überzeugt."
>
> „Inwieferne nicht?"
>
> „Zum mindesten kann er jederzeit wieder aufhören."[127]

2.2.4 „Sie werden doch nicht 15000 Stück gedruckt haben!" – *Mars im Widder*

Den restlichen Oktober bringt Lernet-Holenia in Polen damit zu, seine Freistellung vom Militärdienst zu betreiben: Er schreibt an Ullstein

[126] Roček: *Die neun Leben*, S. 236.
[127] A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 162.

(S. 110), reicht Urlaubsanträge ein (S. 112), bittet Lotte Sweceny immer wieder um Warensendungen (Zigaretten, Süßwaren etc.) und bereitet seine Rückkehr nach Wien vor. Am 21. Oktober verbringt Lernet seinen 42. Geburtstag „in vollkommener körperlicher und geistiger Rüstigkeit“ (S. 118), bevor wenige Tage später sein Regiment das „unselige[ ], geschlagene[ ], zerschmetterte[ ] Polen“[128] verlässt.

Ende des Monats ist für Lernet nach knapp zwei Monaten in Polen der militärische Aspekt des Zweiten Weltkriegs abgeschlossen. Am 28. meldet er sich in Wien im Hotel Imperial an, wo er – mit Unterbrechungen – bis Mitte Juni 1940 gemeldet bleibt (vgl. auch S. 252, Anm. zur Datierung). Die Befürchtungen, die er in Polen gehegt hatte,[129] haben sich nicht erfüllt: Er und Lotte Sweceny knüpfen dort an, wo ihre junge Beziehung Ende August unterbrochen worden war. Auf die Trennung folgen nun Monate der Zweisamkeit in Wien und St. Wolfgang.

Über die Weihnachts- und Neujahrstage hält sich Lernet – wie meist – in seinem Haus in St. Wolfgang auf, von wo er am 29. Dezember an Lotte schreibt, er „habe am Roman weitergeschrieben und werde bald mit dem dritten Kapitel fertig“ (S. 119). Bei diesem Roman handelt es sich um *Die blaue Stunde*,[130] denselben Roman, von dem er bereits am 14. Oktober gemeldet hatte: „Wegen eines Romans in der ‚Dame‘ und der daraus resultierenden Konsequenzen scheinen die Verhandlungen recht aussichtsreich zu laufen“ (S. 115). Bekanntlich wird dieser Roman Mitte April 1941 unter dem Titel *Mars im Widder* gedruckt und knapp vor seiner Auslieferung vom Oberkommando der Wehrmacht verboten. Die Chronologie der Entstehung des Romans muss hier nicht im Einzelnen wiedergegeben werden, sie findet sich bereits in einiger Detailfülle in *Die neun Leben des Alexander Lernet-Holenia*.[131] Lernet schreibt seit 15. Dezember daran und wird das Manuskript seines vermutlich meistdiskutierten Romans nach nur zwei Monaten am 15. Februar 1940 fertigstellen.

[128] A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 222.

[129] „Sehr, sehr leid ist es mir freilich bei dem Gedanken, dass Du mich, wenn ich – wenn überhaupt – so erst viel später zurückkäme, vergessen haben könntest“ (S. 113); „[. . .] ich habe immer Angst um dieses Wiedersehen, es beschäftigt mich fortwährend, und es quält mich die Hoffnung und die Freude so sehr, wie einen nur Hoffnung und Freude quälen kann“ (S. 115).

[130] Nach dem von Wallmoden und Cuba im Buch geplanten Wiedersehen zur „blauen Stunde“.

[131] Roček: *Die neun Leben*, S. 227–233.

Die Briefe an Lotte Sweceny geben wenig Aufschluss über die Genese des Romans, wohl auch, weil die beiden während der Entstehung des Manuskripts nicht getrennt waren und Lernet sich bei Bedarf persönlich mit Lotte Sweceny austauschen konnte. Jedenfalls blieb die Beziehung zu Lotte Sweceny in *Mars im Widder* nicht ohne Spuren: Die Forschung ist sich einig darüber, dass die im Buch geschilderten militärischen Vorgänge sich im Wesentlichen aus den Tagebuchaufzeichnungen Lernets speisen, also über weite Strecken autobiografisch sind.[132] Es scheint jedoch, dass auch andere Handlungsstränge des Romans reale Vorbilder haben; Clemens Ruthner etwa vermutet, „[. . .] dass Lernet nicht nur in der literarischen Nutzung seines Kriegstagebuchs, sondern auch in anderen Textpassagen (wie den Wiener Episoden) auf reale Ereignisse und Personen anspielt [. . .]".[133] In – von der Lektüre der hier behandelten Briefe gestützter – Kenntnis von Lernets persönlicher Situation vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs lässt sich diese Vermutung ohne allzu viel Spekulation bestätigen: Die Situation des Offiziers Wallmoden, der gerade dabei ist, zu einer geheimnisvollen Frau eine Beziehung zu knüpfen, die dann durch den Kriegsausbruch unterbrochen wird, ähnelt sehr derjenigen des Autors, der gerade ein engeres Verhältnis mit Lotte Sweceny eingegangen war.[134] Die Parallelen zwischen Maria Charlotte Stein und „den beiden Cubas" sind augenfällig: Auf die physiognomische Ähnlichkeit wurde bereits hingewiesen (S. 25) – Lottes blonde Haare finden sich wieder bei der „echten Cuba", „Augen von dunklerem und hellerem,

[132] Müller-Widmer etwa schreibt: „Bis ins kleinste Detail hat sich Lernet-Holenia an seine Erinnerung und an sein Tagebuch angelehnt, aber auch in der Schilderung der grossen militärischen Operationen hält sich Lernet-Holenia ganz an die Tagebücher" (Müller-Widmer: *Alexander Lernet-Holenia. Grundzüge seines Prosa-Werks*, S. 46). Bereits Beer hatte 1976 darauf hingewiesen, dass Lernet „für die Schilderung des Aufmarsches an Deutschlands Ostgrenze, der Angriffe auf Polen, des Sieges über den couragierten Widerstand seiner Verteidiger seine Kriegstagebücher ausgiebig verwendet hat" (Otto F. Beer: Lernet im Mars. In: Thomas Hübel/Manfred Müller [Hrsg.]: *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit* [zuerst erschienen als Nachwort zu: Alexander Lernet-Holenia: *Mars im Widder. Phantastischer Roman*. München: dtv 1979, S. 157–161]. Wien: Zsolnay 1979, S. 42–50, hier S. 43).

[133] Ruthner: Fatale Geschichte(n) im „Zwischenreich", S. 11. Letztlich kommt Ruthner jedoch zu dem Schluss: „Wirklich beweisen lässt sich die These, *Mars im Widder* sei ein Schlüsselroman, beim heutigen Forschungsstand jedoch nicht" (ebd.).

[134] Mithin hat auch die „Verknüpfung der historischen Begebenheiten mit einer Liebesgeschichte" (Müller-Widmer: *Alexander Lernet-Holenia. Grundzüge seines Prosa-Werks*, S. 48), die Müller-Widmer noch zu den „‚Erfindungen' des Dichters" rechnen musste, ein reales Vorbild.

in Strahlen um die Pupillen geordnetem Blau“[135] besitzt die „falsche Cuba“ (deren Haaransatz ohnehin „eigentlich ein Ansatz blonder Haare“[136] ist). Letztere heißt – nach eigener Auskunft – eigentlich „Kouba“[137] und stammt aus der Tschechoslowakei. „Meine Eltern wanderten aus, als ich noch klein war“, so die „falsche Cuba“; auch Lotte Swecenys Eltern waren – allerdings einige Jahre vor ihrer Geburt – von Böhmen nach Wien ausgewandert (vgl. Kap. 6.2.2). Eine weitere Reverenz an Lotte Sweceny, die wohl wichtigste weibliche Bezugsperson Lernets zu dieser Zeit, könnte sich im – eher ungewöhnlichen – Vornamen Cuba/Kouba verbergen: immerhin hatte die gemeinsame USA- und Karibikreise die beiden unter anderem nach Kuba und an andere mittelamerikanische Destinationen[138] geführt. Die „falsche Cuba“ – „Gerufen werde ich Cuba, wie die Insel“[139] (!) – ist nach eigener Angabe sogar in Mittelamerika aufgewachsen.

Der Figur der Cuba Pistohlkors wurde in der Literatur bisher viel Aufmerksamkeit gewidmet. Die Figurenzeichnung reiche „über den Status eines Objekts männlicher Begierde nicht hinaus“, befindet etwa Thomas Eicher: „In den Bildern ihrer Beschreibung finden sich die abstrusesten Kombinationen.“[140] Ausgewogener scheint da die Deutung Ruthners:

> Es wäre dann allerdings auch zu fragen, inwieweit die [. . .] zentrale Frauengestalt hier nicht [. . .] zur Apotheose des alten Österreich funktionalisiert wird: die faszinierende, aber eigentümlich asexuelle [. . .] femme fatale Cuba und die Kreise, in denen sie verkehrt, würden aus dieser Perspektive gewissermaßen den kosmopolitischen Charme der besseren k. u. k. Gesellschaft verkörpern [. . .].[141]

Es ist offenkundig, dass die Ambiguität der Cuba-Figur weniger dem – eher stereotypen – Frauenbild ihres Schöpfers als vielmehr der erzählerischen Intention Lernets geschuldet ist. Die Aufspaltung einer

[135] A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 16.
[136] Ebd.
[137] Ebd., S. 27.
[138] U. a. auf die Kleinen Antillen, die „Inseln unter dem Winde“ aus Lernets gleichnamigem Roman (Frankfurt am Main: S. Fischer 1952). Die „Kleinen Antillen“ sind die Inseln von Isla Margarita bis Aruba, die „Großen Antillen“ („Inseln über dem Winde“) sind Kuba, Jamaika, Hispaniola und Puerto Rico.
[139] A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 27.
[140] Thomas Eicher: Alexander Lernet Holenia: Mars im Widder. In: *Quarber Merkur* 87 (1998), S. 139–141, hier S. 140.
[141] Ruthner: Fatale Geschichte(n) im „Zwischenreich“, S. 10.

Figur in zwei Charaktere ist dramaturgisch reizvoll und erlaubt die Kombination teilweise einander widersprechender Motive.[142] Mit einigem Recht kann man der Ansicht sein, die Figur der „echten (blonden) Cuba“ werde im Roman zum – durchaus positiv besetzten – Vehikel der Idee der Überwindung des Todes durch die Liebe.[143] Aber auch der Interpretationsansatz Barrières, im Übergang der einen Cuba zur anderen sei „zugleich Wandel und Fortbestand“[144] der an Hofmannsthals „Österreichischer Idee“ orientierten Reichsutopie Lernets versinnbildlicht, ist – gerade in Verbindung mit der Lektüre der „Reichs“-Thematik in *Germanien* – bedenkenswert.[145] Brisant ist die Cuba-Figur aber auch in viel unmittelbarerer Hinsicht: Wie eine Klammer umfasst der Cuba-Handlungsstrang den militärischen; ja, indem das durch den Feldzug gefährdete Treffen der beiden zur „blauen Stunde“ trotz Kriegs und trotz Todes der („falschen“) Cuba stattfinden kann, ordnet der Erzähler das Weltgeschehen der privaten (Liebes-)Geschichte unter – in der Tat eine „unerhörte, eigenartige Weise, den Lauf der Geschichte zu privatisieren und im Bezug auf die Existenz des Einzelnen zu denken“.[146]

Die „falsche Cuba“ jedenfalls, die von sich selbst als „Abenteurerin“[147] spricht, ist es, die Verbindungen zu jenem merkwürdigen Kreis von diffus

[142] Zum Motiv des Doppelgängers bei Lernet-Holenia vgl. S. 236, Anm. zu *das 4te Kapitel des ‚Doppelgängers‘*.

[143] Vgl. Müller-Widmer: *Alexander Lernet-Holenia. Grundzüge seines Prosa-Werks*, S. 67.

[144] Barrière: Ein Ritter von der traurigen Gestalt?, S. 184. Sie sieht im Übergang der einen Cuba zur anderen eine „Kontinuität des christlichen Österreich in der Tradition des Heiligen Römischen Reichs“ (dies.: *Le fantastique dans l'œuvre narrative d'Alexander Lernet-Holenia*, S. 554 [Übersetzung C. D.]), ja, die Personifikation der „Idee Europa“ über den Weg der Identifikation mit der schaumgeborenenen Aphrodite (dies.: Östliche Steppe, nördlicher Wald, mittelmeerisches Licht: Himmelsrichtungen in der erzählerischen Welt Alexander Lernet-Holenias. In: Thomas Hübel/Manfred Müller/Gerald Sommer [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* [Studies in Austrian Literature, Culture And Thought]. Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 105–124, hier S. 118ff.).

[145] Walter H. Sokel sieht in Cuba Pistohlkors sogar eine „unabhängige[ ], protofeministische[ ] Frau“, die „durch reaktionäre Politik, diesmal in Gestalt des Nationalsozialismus“, verdrängt wird (Walter H. Sokel: Politik als Verdrängung des Eros. Zu Alexander Lernet-Holenias Romanwerk in der Epoche des Faschismus. In: Thomas Hübel/Manfred Müller/Gerald Sommer [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* [Studies in Austrian Literature, Culture And Thought]. Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 188–204, hier S. 204).

[146] Pollet: Prädestination und Phantastizität, S. 217.

[147] A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 27.

oppositionellen Personen unterhält bzw. sogar mit einem seiner Akteure, Herrn von Örtel, verheiratet war. Leser von Dubrovic' *Veruntreute Geschichte* werden an dieser Stelle hellhörig: Der Publizist, der mit Lotte Stein sehr eng vertraut war, berichtet von einem „oppositionell gesinnten Freundeskreis" um Lotte und Walter Stein „während der nationalsozialistischen Ära",[148] dem auch Lernet angehört habe. Dass Letzterer in diesem Kreis eine eher periphere Rolle spielte, wurde schon weiter oben vermutet (S. 27); fest steht, dass die meisten Mitglieder dieses Kreises (Lernet ausgenommen) unter Repressalien des neuen Regimes zu leiden hatten.

Lernet-Holenia hatte im Zuge seiner Bekanntschaft mit Lotte Sweceny auch die Mitglieder dieses Freundeskreises kennengelernt, sofern er sie nicht bereits – etwa aus dem „Café Herrenhof" – kannte (oder es sich umgekehrt so verhielt, dass er über die dort verkehrenden Personen Lotte erst kennenlernte). Mit Milan Dubrovic – der sich selbst bei der Aufzählung der Mitglieder der Gruppe in nobler Zurückhaltung nicht mitzählt, ihr aber sehr wohl angehörte – verband Lernet vor allem nach dem Krieg eine lockere Freundschaft. Den „kosmopolitischen Charme der besseren k. u. k. Gesellschaft",[149] der ihm aus dieser Richtung entgegenwehte, wird Lernet durchaus empfunden (und wohl auch verstärkt) haben. Mit Ausnahme des tapferen Alexander Inngraf sind zwar von den genannten Akteuren keine oppositionellen Handlungen bekannt; ihre gedankliche Opposition zum Nazi-Regime darf jedoch als gesichert gelten.

Hat Alexander Lernet-Holenia also diesem Kreis in *Mars im Widder* ein Denkmal gesetzt? Vieles spricht dafür, dass dies in Gestalt der Örtel-Drska-Cuba-Gruppe geschehen ist – freilich mit vieldeutigem Ergebnis. In seiner wegweisenden Studie hat Dassanowsky bereits 1996 seiner Überzeugung Ausdruck verliehen, dass die Gruppe antinazistisch konzipiert sei:

> With the introduction of the mysterious circle of Herr von Örtel and Baron Drska, and the central figure of Cuba von Pistohlkors, it is impossible not to surmise that some form of organized Austrian/Central European irredentism against German National Socialism is at work in the novel."[150]

[148] Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 262ff. Vgl. auch Kap. 6.6.3 der vorliegenden Arbeit.

[149] Ruthner: Fatale Geschichte(n) im „Zwischenreich", S. 10.

[150] Dassanowsky: *Phantom empires*, S. 92. Ähnlich auf S. 95: „The indication that Cuba and the group with which she is in contact are anti-fascist missionaries is strong [. . .].

Der Eindruck, den der Leser von *Mars im Widder* von der Gruppe empfängt, ist jedenfalls ein zwiespältiger. Ob diese Ambivalenz Lernets Verhältnis zu den realen Vorbildern widerspiegelt oder einem erzählerischen Zweck dient, war bereits Gegenstand literaturwissenschaftlicher Erörterung. In seiner Rezension von *Mars im Widder* hatte Tadeusz Nowakowski in Lernets Todesjahr bereits die Frage gestellt, „ob die karikierende Schilderung einer Widerstandsbewegung als oppositionelle Leistung des Erzählers wirklich akzeptabel“[151] sei. Dass es sich bei dieser mehrdeutigen Schilderung weniger um eine Karikatur als um ein Element von Lernets Erzählweise handelt, hat wenig später Müller-Widmer festgestellt, die der Ansicht ist, dass es dem Autor um „die Vermittlung einer geheimnisvollen Atmosphäre rund um Cuba“ gehe, „die für den weltanschaulichen Aussagewert des Romans eine Voraussetzung“ sei. „Das Wesentliche“, so Müller-Widmer weiter, „bleibt der Eindruck des Phantastischen und nicht der politischen Widerstandsbewegung, die trotz aller Verschlüsselungstaktik wenigstens im Kern positiv hätte dargestellt werden müssen“.[152] Diese Aussage kehrt Dassanowsky geradezu um:

> The author, however, uses precisely his well-known Fantastic Realist style to enshroud the political statement of the plot, the covert and overt clues which season the novel, and the true identity of the mysterious group, who in a very un-fantastic manner are later revealed to have fled their work in Vienna (Örtel, Drska), or have turned up dead (Cuba) [...].[153]

Ausgehend von Müller-Widmer, die eine „völlige Distanz Lernet-Holenias zur politischen Aktualität“[154] ortet, und Dassanowsky, der die genau ent-

[151] Tadeusz Nowakowski: „Charmant, charmant ...“ Lernet-Holenias Roman „Mars im Widder“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 16. Nov. 1976, S. L 4.

[152] Müller-Widmer: *Alexander Lernet-Holenia. Grundzüge seines Prosa-Werks*, S. 98.

[153] Dassanowsky: *Phantom empires*, S. 96.

[154] Müller-Widmer: *Alexander Lernet-Holenia. Grundzüge seines Prosa-Werks*, S. 97. „Hätte Lernet-Holenia [mit *Mars im Widder*, C. D.]“, so die Autorin, „einen politischen Beitrag verfassen wollen, so hätte er die mit Rücksicht auf die Zensur angeblich verschlüsselten Stellen nach dem Kriege, als das Werk erst erscheinen konnte, in seiner unverschlüsselten Version publiziert“ (ebd.). Diese These übersieht allerdings zwei wesentliche Aspekte: Erstens hatte Lernet-Holenia in der Regel wenig Interesse daran, abgeschlossene Bücher wieder neu in Angriff zu nehmen (und *Mars im Widder* war ja bereits gedruckt), schon gar nicht solche, an denen ihm nicht viel lag (vgl. S. 140). Zweitens dokumentiert ja gerade die Verschlüsselung der Kernszenen *ex post* den anti-nationalsozialistischen Impetus des Buches für die Nachwelt – weder Autor noch Verlag dürften also ein Interesse daran gehabt haben, sie zu entschlüsseln.

gegengesetzte Ansicht vertritt,[155] hat sich schließlich Clemens Ruthner mit der Problematik auseinandergesetzt:

> Eher als ‚Karikatur' mag jedoch der Begriff ‚Mystifizierung' zutreffen [. . .]. Dies legt ebenso wenig eine deutliche Sprache nahe wie die politischen Entstehungsumstände des Romans 1939/40 (wobei fraglich ist, ob Politik und Krieg zum Vehikel der fantastisch-kriminalistischen Handlung werden oder umgekehrt). Auf jeden Fall ist z. B. der Verzicht Lernets auf eine zentrale, verbindliche Erzählperspektive sowohl mit den Produktionsbedingungen des Autors als auch mit den Genrekonventionen eines Kriminalplots zu erklären.[156]

Gerade die Produktionsbedingungen müssen vor dem Hintergrund der Annahme, die Gruppe um Örtel, Drska und Pistohlkors im *Mars im Widder* habe im Kreis um Walter und Lotte Stein reales Vorbild, in die Interpretationsbemühungen mit einbezogen werden: Eine allzu eindeutig positive Darstellung als oppositioneller Zirkel hätte womöglich die Zensurstellen auf eine Fährte gebracht, die sich sowohl für die Vorbilder als auch für den Autor als verhängnisvoll hätte erweisen können. In der „Mehrschichtigkeit der Sprache" und der Mehrdeutigkeit der Figuren verortet Ruthner Spuren der „verdeckten Schreibweise" nach Erwin Rotermund[157] – mit dem Hinweis darauf, dass die zur Dechiffrierung nötige Sensibilität bei den meisten Lesern zum Zeitpunkt des (geplanten) Erscheinens des Romans wohl nicht vorausgesetzt werden könne.[158] Lotte Sweceny und ihr Freundeskreis hingegen werden die Anspielungen wohl verstanden haben.

---

[155] *Mars im Widder* sei „the only novel on Austrian resistance published during the Third Reich" (Dassanowsky: *Phantom empires*, S. 11).

[156] Ruthner: Fatale Geschichte(n) im „Zwischenreich", S. 9.

[157] Vgl. Erwin Rotermund: Vorüberlegungen zur Poetik, Rhetorik und Hermeneutik der „Verdeckten Schreibweise" im „Dritten Reich". In: Johann Holzner/Karl Müller (Hrsg.): *Literatur der Inneren Emigration aus Österreich* (Im Auftrag der Theodor-Kramer-Gesellschaft. Zwischenwelt 6). Wien: Döcker 1998, S. 27–38, und Ehrke-Rotermund/Rotermund: *Zwischenreiche und Gegenwelten*, passim.

[158] Wenngleich Beer sehr wohl dieser Ansicht ist: „Diese Schilderung [des Krebszuges, C. D.] ist ein literarisches Kabinettstück und hat damals unter Leuten, die zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, ungeheures Aufsehen erregt. Vielleicht fehlt uns heute bereits das Organ für jene Kunst der Anspielung, die sich zu Zeiten der Diktatur entwickelt hat. Möglicherweise wird der Leser von heute auch nicht aufs erste verstehen, daß der Kreis um den geheimnisvollen Herrn Örtel, den Empfänger von Geheimbotschaften, aus Österreichern bestand, denen das Dritte Reich gegen den Strich ging und die sich in verborgenen Konventikeln organisierten" (Beer: Lernet im Mars, S. 49).

„[V]exierbildartige Vagheit“ und „Irrationalismus“[159] herrschen auch in der wohl berühmtesten Episode von *Mars im Widder*, im nächtlichen Zug der Krebse. Der in seinem Realitätsempfinden bereits schwer verunsicherte Wallmoden wird bei einem nächtlichen Ausgang am Vorabend des Überfalls auf Polen Zeuge eines unheimlichen Naturereignisses, bei dem sich ein schier unendlicher Zug von Schalentieren „wie ein Geschwader von Gerüsteten“[160] über die Landstraße schiebt. Ein „fortwährendes, kaum vernehmbares Schleifen, Wetzen und Schaben“[161] geht von den Bewegungen der Tiere aus, unter ihnen „riesige von einer Art, die man sonst nie zu Gesicht bekam“.[162]

Ein vollständiger Vergleich der Vorabdruck-Fassung von *Mars im Widder* aus der Zeitschrift *Die Dame*[163] mit der Buchfassung von 1947 steht nach wie vor aus; im Buch jedenfalls gibt der Autor dem aufmerksamen Leser den einen oder anderen Schlüssel zur Dechiffrierung der Krebszug-Metapher an die Hand: Wenige Seiten später ist etwa von Soldaten die Rede, deren „Köpfe [. . .] in den Helmen [liegen] wie in Schalen“.[164] Der zuständige Redakteur bei der *Dame*, Paul Wiegler, gab sogar schon im Vorabdruck eine „erste Leseanweisung“[165] und rückte den Krebszug ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Der Theoretiker der „verdeckten Schreibweise“, Erwin Rotermund, führt in seiner Einführung zur jener explizit *Mars im Widder* als Beispiel an: Die Erwähnung von Krebsen sei in

> dem primär militärischen und psychologischen Kontext [. . .] als „Verstoß“ gegen die Maxime, einen Beitrag nicht informativer als nötig zu machen, kaum zu übersehen; zugleich wird die Forderung, nur Wesentliches zu berichten, nicht beachtet. Das muß den Leser zu stillen Folgerungen über Mitgemeintes provozieren. Daß es sich um allegorische Aussagen über die deutsche Armee und ihren zukünftigen Rückzug handelt, signalisieren zusätzliche Metaphern aus dem Militärwesen und verschiedene Zitate.[166]

---

[159] Ruthner: Fatale Geschichte(n) im „Zwischenreich“, S. 11.

[160] A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 141.

[161] Ebd., S. 138.

[162] Ebd., S. 140.

[163] Zur Publikationsgeschichte des Buches vgl. S. 271, Anm. zu *‚Mars im Widder‘ [. . .] ausgedruckt*.

[164] A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 146.

[165] Wingertszahn: Blaue Stunde im Krieg, S. 223. Dort war das in der Buchfassung lateinisch wiedergegebene Zitat aus der Johannes-Offenbarung sogar ins Deutsche übersetzt (vgl. ebd., S. 224).

[166] Ehrke-Rotermund/Rotermund: *Zwischenreiche und Gegenwelten*, S. 20.

Dieser Deutung des Krebszugs als Allegorie auf den Rückzug der besiegten Wehrmacht aus dem Osten schließt sich denn auch – mutatis mutandis – die Mehrzahl der Interpreten an.[167] Leicht daneben liegt wohl Beer, wenn er schreibt, der Krebszug sei ein Symbol für die „großen [deutschen, C. D.] Panzerarmeen [. . .], die ihrem Untergang blind entgegengingen“[168] – die Krebse wandern von Osten nach Westen, also in die Gegenrichtung der deutschen Panzergeschwader. Ruthner legt sich nicht auf eine Himmelsrichtung oder eine Armee fest, sondern sieht den „Krebszug [. . .] als mythisch-visionäres Gleichnis für einen Kriegsausbruch, für den, wie es scheint, auch ‚höhere Mächte‘ verantwortlich sind; als Binnenerzählung enthält er ebenso die Fabel *in nuce* wie auch eine eventuelle ‚Botschaft‘ des Romans“.[169] Luehrs-Kaiser ortet in der Wanderung der Krebse weniger eine dezidierte politische Aussage als „das motivische Zentrum eines Buches, dessen Handlung ein poetisches Beispiel für die metaphysische Determiniertheit, für die Unausweichlichkeit des Schicksals und für das Leben ‚in einem [. . .] Zwischenreich‘ zu geben versucht“.[170]

---

[167] So etwa Roček: *Die neun Leben* (S. 228), Funk: *Artistische Untergänge* (S. 38), sowie Han: *Studien zu einer Monographie* (S. 110). 1968 hat Lernet dann die Interpretation selbst nachgeliefert: das „Vorrollen der russischen Panzer“ sei gemeint gewesen (Alexander Lernet-Holenia: Brief an Ernst Schönwiese [ÖLA, Nachlass Ernst Schönwiese, 20/93]. 9. Feb. 1968). Es liegt freilich in der Natur der Metapher, dass sie unterschiedliche Interpretationen zulässt; insofern ist die nachgereichte Erklärung Lernets wohl auch einer Positionierung im zeitlichen Zusammenhang, in dem sie getätigt wurde, zu unterziehen (und bei einem Autor, der seine Spuren gerne verwischte und mit Genuss falsche Fährten legte, wohl auch mit Vorsicht zu genießen).

[168] Beer: Lernet im Mars, S. 49.

[169] Ruthner: Fatale Geschichte(n) im „Zwischenreich“, S. 14. Noch offener legt Erik Hauser seine Interpretation an: „Wallmodens Vision von den wandernden Krebsen“ biete „Einsicht in die zyklische Natur eines Geschehens, das sich seit archaischer Zeit in ewig gleicher Weise wiederholt: dem Wandern der Völker von Ost nach West [. . .]“ (Hauser: Zwischenreiche, S. 158). Müller-Widmer will im Krebszug überhaupt den „Inbegriff des Bösen schlechthin“ sehen, der eine „umfassende[ ] Untergangsvision der Menschheit“ bedeute (Müller-Widmer: *Alexander Lernet-Holenia. Grundzüge seines Prosa-Werks*, S. 105), Dassanowsky hingegen „the exile or destruction of Christian and Jewish Austrians“ (Dassanowsky: *Phantom empires*, S. 105). Pollet hält die Episode für ein „blindes Motiv des Phantastischen, das keine andere Funktion im Handlungskontext innehat, als die Phantastizität des Ganzen als solche zu erzeugen“ (Pollet: Prädestination und Phantastizität, S. 215).

[170] Kai Luehrs-Kaiser: Der Gebrauch des Trivialen. Zur Funktion des Gattungsklischees in den Romanen Alexander Lernet-Holenias. In: Thomas Hübel/Manfred Müller/Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des*

Nun ist die Verquickung von Fatum und Geschichte eine zweifelhafte Sache: Wo das Schicksal am Werk ist, braucht die Schuldfrage nicht gestellt werden – ein Vorwurf, den Lernet sich jedoch zumindest für *Mars im Widder* nicht gefallen lassen muss. Zu Beginn des Romans stellt der Erzähler klar, dass das Schicksal keineswegs blind und unbeeinflussbar waltet:

> Manche Leute behaupten zwar: wie man lebe, sei lediglich vom eigenen Willen abhängig [...]. Aber es gibt auch solche, die wahrhaben wollen, daß die Lose der Lebenden von niemand anders als vom Schicksal geworfen würden. Wahrscheinlich hängt jede Existenz eben von beidem ab. Allein die zwei Machtbereiche, des Willens sowohl wie des Schicksals, sind inkongruent. Sie decken sich niemals vollkommen. Bestimmt ist nur eines: daß diese Sphären ineinandergreifen und daß das Schicksal dem Willen und der Willen letzten Endes nur dem Schicksal dient – wovon das Folgende ein Beispiel sein möge.[171]

Im Übrigen tauchen in den Briefen an Lotte Sweceny immer wieder mythisierende Schilderungen auf, in denen der apokalyptische Anklang der Krebswanderung gleichsam widerhallt:

> Neulich war der ganze See mit krabbelnden Baumwanzen bedeckt. Auf jeder [sic!] Quadratklafter war eine. Es ist schon sonderbar in diesem Jahr. Im Frühjahr waren überall kleine, tote Vögel. Die Baumwanzen, offenbar, hatten sich zu einem großen Fluge zusammengerottet und waren alle ins Wasser gefallen. Gegen Abend wurden sie von den Fischen gefressen. Et pisces comederunt illas. (S. 132)
>
> Die Peters, aus dem Rössl, haben auf einem Weg einen ganzen Knäuel von Schlangen gefunden, ein Dutzend oder mehr. Was mag

Dichters (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 41–56, hier S. 47.

[171] A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 6. Dass Lernet die „mythisierende Fatalisierung der Historie [...] bewußt und distanziert als eine Art Verfremdungseffekt [anwendet], um das Ereignis zu hinterfragen und das Problem des modernen Subjekts und seiner Verantwortung zu stellen“, argumentiert etwa Pollet (Jean-Jacques Pollet: Die Phantastik der Annexion. Alexander Lernet-Holenias Lektüre des Anschlusses in *Der Graf von St. Germain* [1948]. In: Hélène Barrière/Thomas Eicher/Manfred Müller [Hrsg.]: *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 119–131, hier S. 130).

> das wohl gewesen sein: – etwas wie der Anfang der Alkestis?[172] (S. 143)
>
> Ist es nicht arg, dass es bei Euch schon wieder geschneit hat? Es ist in Wahrheit der Fimbul-Winter gekommen, und ich glaube, es ist gar nicht klar, was die Menschen im nächsten Jahr essen werden. Hier sind auch kaum erst die Blätter herausgekommen, die Welt-Uhr geht in Unordnung. (S. 194)

Lernet bemüht hier die Bibel[173] ebenso wie antike[174] und nordische[175] Mythen. Vom „Fimbul-Winter“, dem letzten Winter vor dem Weltuntergang, ist sogar zweimal die Rede, beide Male in Verbindung mit dem Kriegsverlauf bzw. dem Regime – eine riskante Analogie, zumal die nationalsozialistische Ideologie selbst Anleihen bei der nordischen Mythologie nahm.

Der Vorabdruck des Romans in der *Dame*[176] ist jedenfalls ein Erfolg. Lernet forciert – offenbar bereits Schwierigkeiten vorhersehend[177] – den Buchdruck, der bis zum 15. April 1941 bei S. Fischer erfolgt, und zwar in der nicht eben kleinen Erstauflage von 15.000 Exemplaren. Doch gedruckt ist noch nicht gebunden: „Denn der ‚Mars im Widder‘ zieht sich ja noch immer hin. Nun ist er zwar endlich ausgedruckt; aber wer weiß, wie lange es dauern wird, bis er, zum wenigsten mit einem Teil der Exemplare, fertiggebunden sein wird: das kann bald sein, es kann aber auch noch viele Monate dauern“ (S. 140f.). Lernet gibt sich gleichwohl gelassen: „Nun, wichtig ist der ‚M. i. W.‘ mir ja überhaupt nicht: ich habe beim Verlag, verhältnismäßig, so viel Schulden, daß die Schulden, wenn das Buch erschiene, ja doch nur abgedeckt würden und daß nichts übrigbliebe“ (S. 140). Vor allem aber die Arbeit an einem neuen Buch ist

[172] Endzeitlich konnotiert ist dieses Motiv in der nordischen Mythologie, wo unzählige Schlangen an einer der Wurzeln des Welten- und Schicksalsbaums Yggdrasil nagen (vgl. Barrière: Östliche Steppe, nördlicher Wald, mittelmeerisches Licht, S. 116).

[173] Vgl. S. 264, Anm. zu *Et pisces comederunt illas*.

[174] Vgl. S. 273, Anm. zu *Alkestis*.

[175] Vgl. S. 263, Anm. zu *Fimbul-Regen*, und S. 312, Anm. zu *Fimbul-Winter*. Barrière hat auf die Bedeutung der (zyklischen) nordischen Kosmologie für Lernets Werk hingewiesen (Barrière: Östliche Steppe, nördlicher Wald, mittelmeerisches Licht, passim).

[176] Zum Vorabdruck vgl. S. 271, Anm. zu *‚Mars im Widder‘ [. . .] ausgedruckt*.

[177] Roček gibt Lotte Sweceny als Quelle für die Aussage an, dass Lernet „das Hereinbrechen irgendwelcher ‚forces majeures‘“ befürchtet habe (Roček: *Die neun Leben*, S. 231). Lernet habe auch – erfolglos – versucht, den Druck des Romans bei der Druckerei des Manz Verlags, die von Lottes Bruder Walter geleitet wurde, durchzusetzen.

es, welche die Sorgen um die Fertigstellung von *Mars im Widder* in den Hintergrund treten lässt: „Mir liegt nur an den ‚Sizilien' etwas [...]", so Lernet im selben Brief.

Am 24. Mai ahnt der Schriftsteller bereits, dass gegen das Erscheinen des Buches interveniert wird, und schreibt an Lotte Sweceny: „[...] meinem eigenen Tun soll ja Einhalt geboten werden, – indem die Sache mit der Schwierigkeit bei den Büchern passiert ist." Diese Schwierigkeit bietet Lernet Anlass zu Spekulationen über das Schicksal und dessen Auswirkung auf seine Arbeit: „[...] ich frage mich, ob das Schicksal (man sollte es kaum glauben!) in meinem Fall nicht sehr klug gehandelt hat. Ja ich bin sogar sicher, dass es ein großer Vorzug ist, wenn es mir die ewige – wenngleich höchst unfreiwillige Schreiberei unmöglich macht" (S. 147). Das Schicksal – wenn man so will – entschied freilich anders: Gerade ob seines Nicht-Erscheinens sollte *Mars im Widder* Lernets weitere Schriftstellerkarriere in erheblichem Maße beeinflussen.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt jedenfalls überraschenderweise die Druckfassung am 29. April 1941 frei.[178] Einen Tag später hält Lernet, sichtlich geschmeichelt von der Höhe der Auflage, die Druckbögen des *Mars im Widder* in Händen:

> Vom ‚Mars im Widder' habe ich jetzt ungeheftete Bogen als Beleg bekommen, es steht drauf: Erste bis fünfzehnte Auflage. Sie werden doch nicht 15000 Stück gedruckt haben! Oder doch? Das Papier ist recht hübsch. Es hieß, die Exemplare seien „noch" nicht fertig. (S. 150)[179]

Bei diesem „Aushänger-Exemplar" dürfte es sich um jenes Exemplar handeln, das der ersten tatsächlich verbreiteten Auflage, die 1947 von Bermann Fischer in Stockholm veranstaltet wurde, als Grundlage diente. Offenbar ließ Lernet die Druckbögen später binden und übergab sie der Deutschen Bücherei in Leipzig.[180]

[178] Bei ebd. findet sich auf S. 230 eine Abbildung des Titelblatts mit dem Freigabe-Stempel des OKW.

[179] Nur wenige Tage später, am 3. Juni, schreibt er Lotte Sweceny noch einmal das nahezu Gleiche, wohl weil er die erfreute Meldung an mehrere Korrespondenzpartner geschrieben und nun den Überblick verloren hat.

[180] Heute Deutsche Nationalbibliothek Leipzig. Das dortige Exemplar trägt den maschinschriftlichen Zusatz (vermutl. von Lernet): „Das vorliegende Exemplar hat der Verfasser für die besonderen Archivzwecke der Deutschen Bücherei aus den noch in seinem Besitz befindlichen Korrekturbogen zusammenstellen und binden lassen. Es ist somit das einzige Exemplar der Buchausgabe und darf auf Wunsch des Verfassers nicht verliehen werden."

Vorläufig jedoch geht die Produktion schleppend voran: Mehr als zwei Wochen später ist *Mars im Widder* noch immer nicht gebunden,[181] und vermutlich wird das Buch auch gar nicht mehr gebunden werden, denn ab Mitte Juni befasst sich Goebbels' Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda mit dem Fall. Über Generalmajor Günther Ziegler, den Leiter der Abteilung Inland beim OKW, erwirkt man schließlich den Auslieferungsstopp.[182] Es scheint, als habe Lernet noch einige Zeit lang von diesem Verbot nichts gewusst oder es zumindest als nicht endgültig eingeschätzt, denn noch am 19. März 1942, also ein knappes Jahr, nachdem *Mars im Widder* gedruckt worden war, mutmaßt er, dass das Buch nun „eigentlich schon fertiggebunden sein" müsste (S. 185).

2.2.5 „Ich vertrage diese Stadt sehr schlecht" – In Berlin bei der Heeresfilmstelle

Neben seiner Arbeit an *Mars im Widder* und *Beide Sizilien* – sowie einigen anderen Projekten, darunter ein Handschriftsfaksimile-Abdruck der *Inschriften* in der *Dame*[183] – ist Lernet vollauf damit beschäftigt, die ursprünglich durch seine Verwundung bedingte Beurlaubung vom Kriegsdienst immer wieder zu verlängern. Roman Roček hat Material über diese Bemühungen zusammengetragen, mit denen Lernet auch einen Teil seines großen Freundes- und Bekanntenkreises befasste.[184] Der Ullstein Verlag und sein Verleger Peter Suhrkamp spielen dabei eine Rolle, die Verantwortlichen bei der Zeitschrift *Die Wehrmacht*, die Wien-Film mit ihrem Chefdramaturgen Hans Gustl Kernmayr[185], der Deutsche Verlag, der Star-Schauspieler und Lernet-Freund Emil Jannings[186] – der ihm „Verträge für Drehbücher mit phantastisch klingendem Namen"[187]

[181] „Ich muß auch schon über den ‚Mars im Widder' und die ‚Sizilien' lachen. Das eine wird nicht fertig gebunden, vom andern kommt kein vernünftiger Vertrag zustande" (S. 156).

[182] Nachzulesen bei Roček: *Die neun Leben*, S. 223f. Laut Roček kann Lernet den Verlag noch dazu bewegen, die Auflage, anstatt sie einzustampfen, in einem Leipziger Lager zu deponieren. Vermutlich handelt es sich dabei um die noch nicht gebundenen Buchkerne. Sie fallen am 3. Dezember 1943 einem Bombenangriff zum Opfer.

[183] Es handelt sich dabei um ein ursprünglich als Teil von *Beide Sizilien* geplantes Gedicht, das schließlich unter dem Titel *Marlborough* die Gedichtsammlung *Die Trophae* einleiten sollte (vgl. S. 264, Anm. zu *die Tafeln*).

[184] Vgl. Roček: *Die neun Leben*, S. 235ff.

[185] Zu Kernmayr siehe S. 265, Anm. zu *Kernmayer*.

[186] Zu Jannings siehe S. 238, Anm. zu *Emil*.

[187] Roček: *Die neun Leben*, S. 237. Eines dieser Projekte ist vermutlich *Der Goldene Pfeil*, von dem in den Briefen an Lotte Sweceny häufig die Rede ist (vgl. S. 271, Anm. zu

beschafft – und vielleicht noch einige mehr. „Noch Mitte Juni 1941 glaubt er [Lernet, C. D.], daß er wieder einrücken wird müssen“;[188] schließlich habe er seinem Freund Jannings, der für Goebbels auf der Suche nach neuen Film-Treatments war, einen Bismarck-Film mit dem Titel *Die Entlassung*[189] vorgeschlagen, was wiederum seine Abkommandierung zur Heeresfilmstelle begünstigt habe.

In den Briefen an Lotte Sweceny aus dem Sommer 1941 ist von *Die Entlassung* keine Rede.[190] Lernet ist der ständigen Verhandlungen müde[191] und nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit Lotte nicht im Reinen: „[. . .] ich bin recht betrübt über die feierliche Zurückhaltung Deines Briefes“, schreibt er am 12. August an Lotte Sweceny (S. 158). Ursache dafür war möglicherweise ein Brief Lottes, in dem sie sich über seine Kühle und Abwesenheit beschwert hatte und selbst wiederum zu ihm auf Distanz ging:

> Weißt Du, nach der, sagen wir abstrakten u. leicht fröstligen Atmosphäre in Wolfgang, oder sagen wir gleich: um Dich, scheint es hier [in Wien, C. D.] ekstatisch [. . .]. Ich nehme es wirklich nicht mehr tragisch, daß Du jetzt keinen Sinn hast für Andere und Anderes als Deine Ideen [. . .]. Schade daß ich nicht früher schon weggefahren bin [. . .].[192]

„Ich bin wenigstens nicht selbst daran schuld, dass ich nicht sehe, wie die Dinge vergehen. Vielleicht sollte ich mich dennoch freimachen“, so Lernet mehrdeutig (S. 158).

In diese erste dokumentierte größere Krise des Paars platzt dann am 19. August 1941 die Nachricht von Lernet-Holenias Abkommandierung zur Heeresfilmstelle:

den Drehbuchauftrag). Roček berichtet, die „entscheidende Idee“ zu einem weiteren Jannings-Film, *Wo ist Herr Belling?* (1945), sei von Lotte Sweceny gekommen. Als Drehbuchautorin scheint eine Charlotte [!] Reichert auf, die auch das Drehbuch zu *Der große Preis* (1943/44) verfasst hat (www.filmportal.de). Bei der Vornamensgleichheit dürfte es sich um eine Koinzidenz handeln.

188 Ebd., S. 238.

189 Vgl. S. 289, Anm. zu *Bismarck-Film*, wo auch der Neffe Lernets, Peter Pott, zu Wort kommt, der eine andere Version der Geschehnisse vertritt.

190 Erstmals fällt der Name des Projekts am 19. September, zu dem Lernet-Holenia sich bereits in Berlin bei der Heeresfilmstelle aufhält (S. 165).

191 „Ich habe den ganzen Tag zu reden und zu verhandeln. Ich fühle mich recht abgespannt, und die Zeit vergeht, man weiß nicht wie [. . .]“ (S. 158).

192 Undatiertes Konzept, SteinFA. Vgl. auch S. 284, Anm. zu *Wenn Du Dir’s so zurechtgelegt hast*.

> Vorläufig ist es so, daß ich Ende der Woche nach Berlin fahren soll und dort für das Heer Films machen. [...] die Oberste Heeresstelle legt einen Wert auf mich, der mich zwar ehrt, den ich aber dennoch nicht ganz begreife. Zum mindesten begreife ich's nicht in bezug auf meine Fähigkeiten im Film. Ich kann da doch fast garnichts. Es ist mir auch nicht ganz verständlich, woher die Oberste Heeresstelle überhaupt eine so bedeutende Meinung von mir hat. (S. 159)

Selbst wenn man das für Lernet typische Understatement in Bezug auf seine schriftstellerischen Fähigkeiten in Abzug bringt, lässt diese Reaktion nicht darauf schließen, dass er gerade diese Stelle angestrebt hat. Es scheint vielmehr, als sei die Heeresfilmstelle nur eine Option unter mehreren gewesen, und aus Lernets Sicht nicht einmal die wünschenswerteste: „Mir ist ganz besonders leid, daß aus jener Geschichte mit den Pferdchen nichts geworden ist, denn die Pferdchen hätten mich gefreut, und es wäre auch in einer andern Gegend gewesen" (S. 159). Über die „Geschichte mit den Pferdchen" konnte leider nichts in Erfahrung gebracht werden (außer dass sie dem passionierten Reiter und k. u. k. Dragoneroffizier Lernet-Holenia erstrebenswert erschienen sein muss), aufschlussreich ist jedoch ein Brief Alexander Hartwichs an Lotte Sweceny vom 26. August 1941:

> Hat man uns doch unseren Lernet weggenommen, ein Schlag, so hart wie unerwartet. Wobei freilich sofort zu sagen ist, daß das die weitaus beste Lösung darstellt. Denn à la longue hätten weder die Pferdchen noch der Lungenwurm noch die Ufa ihn wirklich geschützt [...]. Und am gleichen Ort zu leben wie die Ufa, das bedeutet vermutlich auch zeitweilige UK-Stellungen.[193]

Dieser Brief bestätigt, dass Lernet mehrere Eisen im Feuer hatte und wohl tatsächlich überrascht war, als die Option Heeresfilmstelle virulent wurde. In Hartwichs Brief klingt auch bereits an, dass es vor allem Lernets Umfeld (Lotte Sweceny eingeschlossen) war, dem die Heeresfilmstelle als „Sinekure"[194] erschien – Lernet selbst war durchaus anderer Meinung, wie an mehreren Stellen in den Briefen an Lotte Sweceny zutage tritt.

In der Literatur wurde bisher vor allem die Ansicht geäußert, der Ullstein Verlag habe seinem Autor den Posten bei der Heeresfilmstelle

[193] Alexander Hartwich: Brief an Maria Charlotte Sweceny (SteinFA). o. O. 26. Aug. 1941.
[194] Roček: *Die neun Leben*, S. 239.

verschafft.[195] Die Briefe an Lotte Sweceny bringen in die Spekulationen darüber, warum und von wem Lernet-Holenia – der immerhin als „für nationalsozialistisches Publikum untragbar" (S. 20) galt und dessen Roman über den „Polenfeldzug" soeben vom Propagandaministerium verboten worden war – nach Berlin abkommandiert wurde, wo er einen für die Nazi-Propaganda nicht eben unwichtigen Posten, den des „Leiter[s] des ‚Entwicklungsstabs der Heeresfilmstelle'"[196], versah, einen neuen Aspekt ein: Bereits nach einigen Wochen in Berlin beschwert er sich bei Lotte über seinen St. Wolfganger Freund, „diesen unmöglichen Trottel Bernau" (S. 168). Als sich Ende September 1941 herausstellt, dass Lernet „eigentlich gar nicht mehr felddiensttauglich" ist, sondern „nur mehr tauglich zu Verwendung in der Heimat oder hinter der Front" (S. 170), die „Sinekure" bei der Heeresfilmstelle also im Grunde gar nicht nötig gewesen wäre, um Lernet vor dem Fronteinsatz zu bewahren, schreibt er: „Du kannst Dir denken, was ich dem Peperchen [d. i. Alfred Breidbach-Bernau, C. D.],[197] soeben, Freundliches geschrieben habe" (S. 170). Und, wenig später, aus St. Wolfgang:

> Denn wenn das mit den Verlusten so weitergeht [...], so ist nichts leichter möglich, als dass ich schließlich doch als Ersatz hinausgeschickt werde, ob ich nun voll felddiensttauglich bin oder nicht. Überschätze also bitte nicht die Vorzüge jenes genialen Einfalles von Bernau. (S. 171)

Worin im Detail der „geniale Einfall" Alfred Breidbach-Bernaus, genannt „Peperchen", bestand, war nicht zu eruieren; sein Sohn Hans (*1920) bestätigt jedoch, was sich bei Lektüre der Briefe Lernets an Lotte Sweceny vermuten lässt, dass nämlich „Peperchen" bei der Abkommandierung Lernets in die Heeresfilmstelle eine erhebliche Rolle spielte. Leiter dieser Stelle wiederum war – nicht Lernet-Holenia, wie immer noch zu lesen ist,[198] sondern – der 1892 geborene Major Erwin Wratschko.

---

[195] So etwa Han: *Studien zu einer Monographie*, S. 102; Günther Berger: Ein dichtender Grandseigneur: Beiträge zur Vervollständigung der Biographie und des Werkes von Alexander Lernet-Holenia (1897–1976). In: *Österreich in Geschichte und Literatur mit Geographie* 2 (1989), S. 89–113, hier S. 101; Dassanowsky: *Phantom empires*, S. 90 („a position he readily accepted").

[196] Roček: *Die neun Leben*, S. 239. Zur Funktion der Heeresfilmstelle vgl. S. 285, Anm. zu *nach Berlin fahren*.

[197] Zu Alfred Breidbach-Bernau vgl. S. 234, Anm. zu *auf Peperchens Maschinerie*.

[198] Zuletzt etwa bei Ruthner: Fatale Geschichte(n) im „Zwischenreich", S. 17, oder Kriegleder: Der Irre und die sieben Soldaten, S. 60.

Vor dem Krieg hatte Wratschko sich u. a. als Regisseur betätigt.[199] Der ehemalige Reitlehrer Alfred Breidbach-Bernaus[200] sollte sich Lernets annehmen, was auch geschah: „Dort, unter Wratschko's Fittichen, ist er geborgen, und zwar dauernd, weil er dort eben etwas leistet, was kein anderer kann“[201], schreibt Sándor Hartwich (der als Arzt für den Beurlaubungsgrund „Lungenwurm“[202] zuständig gewesen sein mag) an Lotte Sweceny. Wratschko jedenfalls habe, so Hans Breidbach-Bernau, nicht nur Lernet-Holenia, sondern „viele Regime-Gegner vor dem Fronteinsatz bewahrt“.[203] Hans Breidbach-Bernau gibt an, selbst auch bei der Heeresfilmstelle tätig gewesen zu sein und den deutlich älteren Schriftsteller – „lebenslang ein intimer Freund meiner Eltern“ – dort näher kennengelernt zu haben, „beide beschützt durch unseren gütigen Oberleutnant [Wratschko, C. D.]“.[204]

Am 16. September 1941 tritt also Alexander Lernet-Holenia, Leutnant der deutschen Wehrmacht, den Dienst als Leiter des Entwicklungsstabs der Heeresfilmstelle in Berlin-Ruhleben an.[205] Kaum angekommen, setzt er jedoch schon wieder alle Hebel in Bewegung, um von dort wegzukommen. Die Bürostunden, die weiten Strecken, die er täglich vom Hotel Kaiserhof, wo er logiert, nach Ruhleben zur Heeresfilmstelle zurücklegen muss, aber wohl auch das Gefühl, gleichsam in der Höhle des Löwen[206] zu sitzen (und zweifellos überwacht zu werden), lähmen ihn:

> [. . .] es gibt wohl kaum eine Lage, die zu jemandem so gar nicht passt wie diese zu mir. Sie ist lächerlich, – um nicht zu sagen: grotesk: und wenn es Zweck hätte, wäre ich auf mein Schicksal beleidigt. Vielleicht habt Ihr alle unrecht gehabt, wenn Ihr mir anempfohlen, ja nahezu befohlen habt, nichts Extremes zu unternehmen. (S. 163)[207]

[199] Zu Wratschko siehe auch S. 301, Anm. zu *Wratschko*.

[200] Hans Breidbach-Bernau: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Bad Ischl. 19. Mai 2010.

[201] Alexander Hartwich: Brief an Maria Charlotte Sweceny (SteinFA). o. O. 26. Aug. 1941.

[202] Vgl. S. 58. Hartwich war es auch, der Lernet 1945 durch medikamentöse Herbeiführung eines hohen Fiebers vor dem Fronteinsatz bewahrte (vgl. S. 246, Anm. zu *Sándor*).

[203] Hans Breidbach-Bernau: Brief an den Verfasser (+ Typoskript „Erinnerung an Alexander Lernet-Holenia“). Bad Ischl. 15. Apr. 2010.

[204] Ebd.

[205] Vgl. Brief Nr. 90.

[206] Das Hotel Kaiserhof lag am Wilhelmsplatz in unmittelbarer Nähe der Reichskanzlei.

[207] Bereits auf dem Weg nach Berlin hatte Lernet sein Schicksal mit demjenigen Voltaires am Hofe von Sanssouci (vgl. hierzu S. 287, Anm. zu *Voltaire*) verglichen und räsonniert:

Begreiflich, dass seine Briefpartnerin anderer Ansicht war. In einem undatierten Konzept, das sich durch den Zusammenhang auf Mitte/Ende September 1941 datieren lässt, schreibt Lotte Sweceny: „Mir aber mußt Du zubilligen, meinem Wunsch Dich in verhältnismäßiger Sicherheit zu wissen Ausdruck geben darf [sic!].“ Briefkonzepte aus diesen Tagen spiegeln den Schmerz und die Unsicherheit wider, die Lotte Sweceny empfunden haben muss:

> Mich bedrückt es, daß Du mir, da Du Dich dort ungut fühlst, mit einigem Recht vorwerfen kannst, ich hätte Dich gehindert, das zu tun, was Du für richtig gehalten hast. Von mir aus konnte ich aber gar nicht anders handeln. Gerade so wie Du, wenn Du mich nicht nach B.[erlin] kommen lässt.[208]

> Nein wirklich Neni, ich wünsche mir schon lange nicht mehr, daß Du Deinen Posten in Berlin behältst. Dich in Sicherheit zu wissen, ja doch, man ist ja meistens schwach, und glaubt es für andere sein zu dürfen, so wie Du auch mich nicht nach Berlin Dich besuchen kommen ließest. [. . .] Lieber, ich möchte ganz vernünftig mit Dir wegen des Wiedersehens sprechen. Ich glaube es tut Dir gut u. Du weißt es auch, mit Deiner Arbeit allein zu sein für eine Weile. Ich hab' es ja auch nicht so eilig. [. . .] ich bin immer gern bei Dir, auch wenn ich dabei gar nicht besonders fröhlich sein kann.[209]

„Ach Gott, mein Hase, wenn wir nur wirklich glücklich sein könnten. Denn bloß mit dem Unglück geht's auf die Dauer auch nicht“, so Lernet am 3. Oktober (S. 174). In der Zwischenzeit ist er zu seiner Erleichterung beurlaubt und hält sich in St. Wolfgang auf, wo er, neben der Arbeit am Drehbuch an dem bereits erwähnten Bismarck-Film *Die Entlassung*, Zeit findet, „viele schöne Sachen“ (S. 172) in das Manuskript von *Beide Sizilien* zu schreiben, bevor Lotte ihn besuchen kommt und die beiden fast den ganzen Oktober (in St. Wolfgang und Wien) miteinander verbringen und ihre angeschlagene Beziehung pflegen können.[210] Im Herbst und Winter 1941 arbeitet Lernet-Holenia viel an *Beide Sizilien*,

„Es ist schon sehr sonderbar, daß mir alle diese Dinge passieren. Ich bin wohl der Dichter mit einem der lächerlichsten Schicksale [. . .]“ (S. 162)

[208] Undatiertes Konzept (SteinFA).

[209] Konzept vom 1. Oktober 1941 (SteinFA).

[210] „Mitten in dem Zeitmangel und seiner Besessenheit von dem nicht nach B.[erlin] müssen hat er gesprächsweise Zartheiten die mich unendlich rühren“ (Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an Alexander Hartwich [SteinFA]. o. O. [St. Wolfgang]. o. D. [Okt. 1941], Ergänzungen C. D.).

dem Buch, von dem Hilde Spiel später sagen wird, es übertreffe „alles [. . .] was Lernet-Holenia sonst mit epischen Mitteln auszudrücken versuchte“.[211] Unlängst hat Wynfrid Kriegleder den überzeugenden Versuch unternommen, den Roman, dem noch 2004 attestiert wurde, „politisch gänzlich unverdächtig[ ]“[212] zu sein, als „als allegorische Darstellung des Anschlusses von 1938“[213] zu lesen. Bereits zehn Jahre vorher hatte Dassanowsky die Ansicht geäußert, der Roman sei „an adroit camouflage of an intricately designed novel aimed against National Socialist sociopolitical and cultural ideology“,[214] die den Detektivroman als Vehikel für eine Analogie zwischen dem Untergang der Monarchie 1918 und dem „Anschluss“ – als endgültigen Untergang Österreichs – benutze.

Neben der Gedichtsammlung *Die Trophae* war *Beide Sizilien* eines der Werke, an denen Lernet-Holenia tatsächlich gelegen war. An die Freunde Annie und Hugo Lifczis schreibt Lernet am 27. Oktober 1941:

> Ich bin – ich möchte sagen: zum ersten Mal – mit w i r k l i c h e r Intensität mit einem Kunstwerk beschäftigt. Es ist der Roman ‚Beide Sizilien‘, ein Buch, das herauszubringen ich mich gar nicht beeile; ich bin im Gegenteil bemüht, seine Herausgabe hinauszuzögern. Manchmal ist mir, als sollte ich noch Jahre damit beschäftigt sein. Geld brauche ich aus dieser Arbeit keines zu ziehen, ich kann mit Films, an deren Dialogen ich nebenher arbeite, verdienen soviel ich will, ja mehr als ich will. Meine Aufmerksamkeit ist nur auf diesen Roman gerichtet.[215]

Weihnachten 1941 feiert Lernet-Holenia bei seinem St. Wolfganger Nachbarn Emil Jannings. Am 26. Dezember schreibt er an Lotte: „[. . .] inzwischen hat ja der Führer den Oberbefehl übernommen, was auch auf die Familie Jannings einen tiefen Eindruck gemacht hat, und wir alle sind uns des Sieges sicher“ (S. 177). Einmal mehr ist zu vermuten, dass Lernet sich – und seinen Freund Jannings – mit solchen Worten bei der

---

[211] Hilde Spiel: Alexander Lernet-Holenia. In: *Welt im Widerschein*. München: C. H. Beck 1960, S. 270.
[212] Eicher: Lernet-Holenia und die österreichische Nachkriegszeit, S. 13.
[213] Kriegleder: Der Irre und die sieben Soldaten, S. 65.
[214] Dassanowsky: *Phantom empires*, S. 114.
[215] Zit. nach Blaser/Müller: *Alexander Lernet-Holenia 1897–1976*, S. 29. Ähnlich an seinen Verleger Peter Suhrkamp (1942): „Die Situation, wenn sie nicht weiterhin gestört wird, könnte ideal sein: ich lebe von Films und arbeite jahrelang an einem Buch, das zum wirklichen Kunstwerk werden kann“ (zit. nach Hübel/Müller [Hrsg.]: *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit*, S. 21).

Zensurstelle ins rechte Licht rückt. Sonst ist kaum vorstellbar, dass der Autor, der gerade den „Polenfeldzug" als Überfall auf ein unvorbereitetes Land beschrieben und – nach weitgehender Übereinstimmung der Interpreten (vgl. S. 51) – mit dem Zug der Krebse eine Untergangsvision gezeichnet hat, Ende 1941 noch siegessicher gewesen sein soll.[216] Dazu bestand auch wenig Anlass: Seit Oktober 1941 steckte die Russlandoffensive im Schlamm fest, Anfang Dezember hatte eine Gegenoffensive der Roten Armee unter General Schukow den Vormarsch der Wehrmacht gestoppt und das Ziel der Eroberung Moskaus zunichtegemacht. Am 16. Dezember hatte Hitler den Haltebefehl gegeben; die deutschen Truppen verloren bis zum Jahresende 1941 immer mehr an Boden.

Am 4. Januar 1942 muss Lernet-Holenia dann wieder nach Berlin, wo er rund eine Woche später zum Oberleutnant befördert wird.[217] Zeitgleich mit der Beförderung tritt eine weitere Veränderung ein: „Jetzt kommt ein Herr vom Auswärtigen Amt zu mir, um mich in einer Filmsache zu sprechen. Das scheint mir eine rechte pièce de resistance zu sein" (S. 182). Wenig später fährt Lernet-Holenia in dieser Angelegenheit nach Lübben, einem Ort südlich von Berlin (ebd.). Dort leitete der Filmproduzent Bruno Duday[218] ein Kriegsgefangenenlager. Der ehemalige UFA-Produktionsleiter war offenbar mit der Durchführung „eine[s] sehr groß angelegten Film[s], an welchem allerhand wichtige Stellen interessiert" (S. 183) waren, betraut. Unter diesen Stellen war auch das Auswärtige Amt, das Lernet um den 11. Januar herum einen Besuch abgestattet hatte (S. 182). Die Involvierung des Auswärtigen Amtes war deshalb nötig, weil es sich um ein länderübergreifendes Projekt handelte, für das man sich der Mitarbeit des bekannten italienischen Bühnenautors Giovacchino Forzano[219] versichert hatte. Der dem *fascismo* nahestehende Forzano hatte in den Dreißigerjahren gemeinsam mit keinem Geringeren als Benito Mussolini Theaterstücke verfasst; da war es nur naheliegend, dass das neue Projekt nun mit dem Interesse des inzwischen zum „Duce" avancierten ehemaligen Schriftstellerkollegen rechnen konnte, dem

[216] Schon glaubwürdiger ist die Siegesgewissheit Jannings', wird der Schauspieler und „Reichskultursenator" doch etwa von Klaus Mann als Opportunist – „von kalter Schlauheit und rücksichtslosem Egoismus" (zit. nach Ernst Klee: *Das Kulturlexikon zum Dritten Reich: Wer war was vor und nach 1945*. Frankfurt am Main: S. Fischer 2007, S. 280) – geschildert.

[217] Vgl. S. 182 und S. 301, Anm. zu *um einen Grad höher gestiegen*.

[218] Zu Duday siehe S. 304, Anm. zu *mit Duday*.

[219] Zu Forzano siehe 304, Anm. zu *die Forzano-Sache*.

das Drehbuch persönlich vorgelegt wurde.[220] Das Drehbuch zu diesem Projekt schrieb Gerhard T. Buchholz,[221] in vermittelnder oder sogar produzierender Rolle scheint Bruno Duday tätig gewesen zu sein. Lernet war wohl als Drehbuch-Mitautor vorgesehen, möglicherweise auch als Übersetzer aus dem Italienischen.[222]

In den Briefen an LS finden sich leider keine eindeutigen Hinweise zum Inhalt dieses Projekts; möglich, dass die Briefedition, an der Roman Roček seit Jahrzehnten arbeitet, Aufschluss darüber wird geben können. Ein vager Anhaltspunkt dafür, dass es sich um den Plan einer Verfilmung von *Beide Sizilien* handeln könnte, ist ein Brief Lernets an Milan Dubrovic vom 11. April 1942, in dem er davon spricht, dass *Beide Sizilien* das Interesse der Filmgesellschaften geweckt habe, und den Adressaten darum bittet, die Vorabdruckfassung aus dem *Neuen Wiener Tagblatt* (für das Dubrovic arbeitete) an Buchholz in Berlin zu senden: „Ich will den Leuten nicht die totale Fassung in die Hände geben. (Denn was macht schon ein Film-Mann, wenn er plötzlich den Weltuntergang mitten drin liest!)“[223] Das einzige dokumentierte Filmprojekt Forzanos, das zeitlich infrage kommt, ist der Film *Piazza San Sepolcro* (1943), der die Entstehungsgeschichte der faschistischen Bewegung behandeln sollte. Seine Fertigstellung wurde durch den Krieg verzögert; nach dem Krieg hätte er unter dem Titel *Cronache di due secoli* (dt. *Chroniken zweier Jahrhunderte*) in den Kinos laufen sollen – auch dazu kam es nicht.[224]

Kurz darauf, ca. Mitte Januar 1942, erfordert dieses neue Filmprojekt die Anwesenheit Lernets in Italien, vermutlich in Tirrenia in der Nähe Pisas, wo Forzano ein Filmatelier hatte. Anfang März ist Lernet dann wieder in Wien, wo er Lotte trifft, und am 15. März zurück in Berlin. Die „Forzano-Sache“, wie er sie nennt, beschäftigt ihn sehr; außerdem arbeitet er nach wie vor am Bismarck-Film *Die Entlassung* und an einem „Philharmoniker-Exposé“ (S. 184) für Wilhelm Furtwängler und Emil

[220] Vgl. die Briefe Nr. 125 und Nr. 127.

[221] Vgl. Brief Nr. 122. Zu Buchholz siehe S. 284, Anm. zu *Buchholz*.

[222] Nach dem Zweiten Weltkrieg übersetzte Lernet, der aufgrund seiner Erziehung durch ein italienisches Kindermädchen die Sprache beherrschte, zahlreiche Werke aus dem Italienischen, darunter Manzonis *I Promessi Sposi* (1950).

[223] Alexander Lernet-Holenia: Brief an Milan Dubrovic (WienB, Handschriftensammlung, Nachlass Milan Dubrovic, ZPH 944). Berlin (Hotel Kaiserhof). 11. Apr. 1942.

[224] Vgl. Mario Verdone: Mussolini’s ‚Theatre of the Masses‘. In: Günther Berghaus (Hrsg.): *Fascism and theatre: Comparative studies on the aesthetics and politics of performance in Europe, 1925–1945*. Providence: Berghahn Books 1996, S. 131–139, hier S. 136.

Jannings. Derart beansprucht, kommt Lernet-Holenia kaum dazu, seine eigenen Arbeiten weiterzuführen. Überdies betreibt er nach wie vor seine Versetzung zurück in die „Ostmark".

2.2.6 „. . . und das danke ich Dir" – Trennung und Ende des Briefwechsels

In diese geschäftigen Tage fällt auch das vermutlich erste Treffen mit Gottfried Benn. Am 23. März besucht Lernet den von ihm überaus geschätzten Lyriker in dessen Wohnung. Die beiden waren in brieflichem Kontakt gestanden[225] und hätten schon im September 1941 miteinander essen sollen; ein Termin, der offenbar nicht zustande gekommen war.[226]

> Gestern war ich bei Benn. Er ist Militärarzt im Rang eines Obersten und, nach Mallarmé, der letzte große Lyriker. Er hat selbst sehr wenig Ahnung davon. Ich glaube, er ist äußerlich vollkommen bürgerlich und ein seiner selbst ganz unbewußter Mensch. Resultat: seine Gedichte. Es ist sehr eigentümlich, jemanden zu sprechen, von dem man genau weiß, dass er, wenn es dann unsere Sprache noch gäbe, in Jahrhunderten ungefähr den Rang eines Alkaios hätte, oder Hölderlin sich nähernd, oder etwas dergleichen. Er aber weiß wirklich nichts davon. (S. 186)[227]

Benn schreibt über die Begegnungen mit Lernet-Holenia in Berlin in seinem viel zitierten Brief vom 11. April 1942 an F. W. Oelze:

> Manchmal besucht mich neuerdings Herr Alexander Lernet-Holenia, Rittmeister, österreichischer bei den grünen Dragonern, jetzt hier eingezogen bei der H.Filmstelle, Romanschriftsteller, [. . .]. Wir standen in schriftlicher Verbindung. Die persönliche Bekanntschaft

[225] Siehe oben S. 21.

[226] Vgl. S. 292, Anm. zu *mit Dr. Benn essen*.

[227] Ähnliches schrieb Lernet am 30. Oktober 1952 an Peter de Mendelssohn: „[. . .] ich habe ihn während des Krieges, in Berlin, oft gesehen und gesprochen und eine gewisse Naivetät [sic!], ja Einfachheit des Denkens ist bei diesem so kompliziert schreibenden Mann nicht von der Hand zu weisen. Ich habe das aus Nebensätzen aufgespürt und täusche mich hierin bestimmt nicht. Ich sehe dergleichen Dinge wie unter einem Vergrößerungsglase. Man hat manchmal den Eindruck, er würde mit der komplizierten Gegenwart ganz einfach nicht fertig. [. . .] es sieht so aus, als sei er mit dem, was er schreibt, intellektuell – und damit auch moralisch, denn Moral ist zum großen Teil Intellekt – nicht recht fertig geworden" (Alexander Lernet-Holenia: Brief an Peter de Mendelssohn [ÖLA, Nachlass Hilde Spiel, 15/91, Mappe 1 (1951–1959)]. o. O. 30. Okt. 1952).

> war keine unmittelbare Enttäuschung was viel sagen will bei meiner tiefen Antipathie gegen Menschen [...]. Also Herr L.-H. hat das gewisse Etwas in manchen seiner Bücher, das Schlenkriche, Unseriöse, vielfach Spielerische, das nicht in die ‚Tiefe' geht, sondern ins Elegante und Gesellschaftliche. Also etwas Undeutsches. Das ist ganz nett an ihm.[228]

Man sieht sich in den darauffolgenden Wochen und Monaten öfter[229] und tauscht Gedichte aus; Lernet nimmt Benn als Hautarzt in Anspruch (S. 194).

Im April und Mai – der Vorabdruck in der *Wehrmacht* ist im April zu Ende gegangen[230] – bringt Lernet auch die Arbeit an *Beide Sizilien* zum Abschluss: „Ich denke oft an die Zeit, zu der ich noch an den beiden Sizilien gearbeitet habe, und mir ist, sie sei sehr ferne, und mir fehlt diese vernünftige Arbeit sehr", schreibt er am 22. April an Lotte Sweceny (S. 190). Der Druck wird Anfang Mai bewilligt (S. 193), am 3. Mai richtet Lernet das Manuskript für den Druck ein (S. 193).[231] Zwischen 6. Mai und 14. Juni 1942 ist Lernet wieder in Italien, wohl bei Forzano in Tirrenia, aber auch in Rom (S. 197). Auf dem Weg von Norden nach Süden und zurück ergibt sich auch die Gelegenheit, mit Lotte Sweceny zusammenzutreffen, sei es in Wien oder andernorts. Die Beziehung hat jedoch unter der geografischen – und emotionalen – Distanz Lernets spürbar gelitten:

> Eigentlich müßte ich jetzt an die Decke springen vor Freude über die Nachricht, daß Du bald kommst. Ich stehe aber wie eine andere neben mir und höre es nur rauschen. [...] Vielleicht fühl' ich es so, weil ich nichts dazu getan habe, daß Du, und gerade jetzt kommst. Die innere Leistung war auf: von Dir getrennt sein gerichtet und jetzt hab' ich erst ein Neues zu leisten: Du kommst zurück. Du wirst neben mir gehen und ich werde Dich sehen. Ich werde die Wärme Deines Körpers spüren und Dich hören. Wir werden über die Straße gehen u. aufpassen müssen, daß wir nicht umgestoßen werden. Es wird alles viel rascher vorbei sein, als daß man es erfassen könnte. Bliebest Du lang, es wäre nur anders aber nicht besser. Oder, mein

[228] Gottfried Benn: *Briefe an F. W. Oelze 1932–1945*. Wiesbaden: Limes Verlag 1977, S. 283.

[229] Belegt für den 3. Mai 1942 (S. 193), evtl. den 17. Juni 1942 (S. 198), den 25. Juni 1942 (S. 202), den 1. September 1942 (S. 205), den 7. September 1942 (S. 207) und den 29. September 1942 (S. 213).

[230] Vgl. S. 236, Anm. zu *das 4te Kapitel des ‚Doppelgängers'*.

[231] Anfang September wird das Buch umbrochen sein (S. 205).

> Lieber, ist das alles, alles nichts gegen den Augenblick wo die Zeit nichts ist und nur Du da.[232]

Missverständnisse wie etwa dasjenige um die Uhr, die Lotte Lernet schenken möchte,[233] bringen die Entfremdung des Paares zum Vorschein. Dass Lernet in der Zwischenzeit ein Verhältnis mit seiner späteren Frau Eva Vollbach unterhält, ist der Beziehung zu Lotte Sweceny wohl ebenfalls nicht eben zuträglich.[234] Auf dem Weg von Italien zurück nach Berlin schreibt Lernet vieldeutig an Lotte Sweceny:

> Mir ist's doch sehr recht, daß drei Jahre vorüber sind. Sie hatten auch viel Schönes, und das danke ich Dir. Aber ich glaube, wir können beide froh sein, daß wir sie hinter uns gebracht haben. Die Welt hat doch ein anderes Gesicht bekommen. (S. 198)

Diese Worte Lernets markieren eine Veränderung in der Beziehung zu Lotte Sweceny. Zu einer endgültigen Trennung scheint es jedoch einstweilen nicht gekommen zu sein; die beiden sehen und schreiben sich weiterhin. Möglich, dass der intime Aspekt ihres Verhältnisses nun zu Ende war.[235]

Anfang September 1942 tragen dann Lernets Bemühungen, von der Heeresfilmstelle wegzukommen, Früchte: Die Bavaria Film in München – mit der er seit ungefähr Mitte April des Jahres in vertraglichen Beziehungen steht (S. 189) – versucht, ihn „überhaupt loszubekommen, [. . .]

[232] Lotte Sweceny: Undatiertes Konzept an Alexander Lernet-Holenia (SteinFA).

[233] Siehe die Briefe Nr. 96, 97 und 100.

[234] Mit Eva Vollbach ist der Schriftsteller spätestens seit Juni 1940 bekannt; sie ist ihm bei einem „Gesuch" behilflich (S. 122). Roman Roček datiert die erste Begegnung von Lernet und Eva Vollbach erst auf den Januar 1941 (*Die neun Leben*, S. 238; vgl. auch S. 254, Anm. zu *Eva Vollbach*). Lotte Sweceny misstraute Eva Vollbach, die „kaum eine ‚unsrige' in ihrer privaten Einstellung" sei: „Überhaupt ist sie eben eine ‚Altreichsdeutsche'" (Maria Charlotte Sweceny: Brief an Milan Dubrovic [WienB, Handschriftensammlung, Nachlass Milan Dubrovic, ZPH 944, Archivbox 3]. St. Wolfgang. 25. Mai 1944).

[235] Zum Ende der Beziehung vgl. Kap. 6.6.4. Ein undatiertes Briefkonzept Lotte Swecenys an Lernet passt gut in jene Zeit: „Ich bin an Dir menschlich verzweifelt. Das geht zurück bis auf den Satz, den ich neulich sagte: Ich glaube, ich fange an Dich nicht mehr um Deiner selbst Willen ‚zu lieben', sondern als Dichter. Es schien mir das Mauseloch wo ich meine Enttäuschung verbergen konnte. Vielleicht weiß ich, oder glaube ich, aber jetzt wieder an Dein eigentliches und liebes ich, daß [sic!] Du so sorgfältig versteckst, wahrscheinlich ohne es eigentlich zu wollen. Das, daß Du einmal gesagt hast: Tu mir nicht weh. Ich habe tausend mal daran gedacht und mich bemüht, bis ich ganz irre geworden bin an Dir. Vielleicht ist aber jetzt wirklich alles wieder gut. Vielleicht scheint Dir manchmal Deine Zuneigung zu anderen lästig und hemmend auf dem Weg den Du vor Dir siehst" (SteinFA).

und zwar auf eine andre Art, die für völlig sicher gilt“ (S. 205). Gemeint ist die viel diskutierte „UK-Stellung“ Lernets, die offenbar letzten Endes die Bavaria – wohl in Verbindung mit anderen Faktoren[236] – für ihn erreicht hat.

Ebenso, wie bei der Abkommandierung in die Heeresfilmstelle mehrere Anstrengungen parallel liefen, streckt Lernet auch bei seinem Bemühen, den ungeliebten Posten durch einen anderen (oder mehrere) zu ersetzen, seine Fühler in verschiedene Richtungen aus. Die „Forzano-Sache“ ist eine Option; sie führt ihn im September sogar zur Biennale nach Venedig.[237] Ein weiterer Trumpf heißt Karl Heinrich Waggerl, der neben seiner Funktion als Bürgermeister von Wagrain den Posten eines „Landesobmanns für Schriftsteller“ im „Gau Salzburg“ bekleidet.[238] Über Lotte Swecenys Freundin Grete Lanz, die ihrerseits mit Waggerl befreundet ist, versteht es Lernet, sich für einen Posten in Salzburg ins Spiel zu bringen: Waggerl-Biograf Karl Müller hat im Waggerl-Archiv Salzburg Hinweise darauf gefunden, dass „Waggerl im Jahre 1942 offenbar [. . .] bei Lernets Versuchen, als Mitarbeiter eines gerade in Errichtung befindlichen ‚Filmarchivs‘ eingesetzt zu werden, behilflich war“[239] – es handelt sich wohl um „jene Stelle in Salzburg, die nicht besetzt ist“ und die Lernet am 11. September 1942 in seinem Brief an Lotte Sweceny erwähnt (S. 209). Als seien dies der Optionen noch nicht genug, kommt Mitte September noch eine weitere hinzu, als Lernet eines Abends bei Emil Jannings seine Kleist-Kundigkeit unter Beweis stellt und spontan mit Exposé und Drehbuch für eine Verfilmung des *Michael Kohlhaas* beauftragt wird (vgl. Brief Nr. 145). „Nun gibt es also schon drei oder vier Abläufe, die alle darauf zielen, mich in absehbarer Zeit herauszuholen“, so Lernet zufrieden an Lotte (ebd.).

[236] Roman Roček vermutet, dass die „Fürsprache von Emil Jannings“ (Roček: *Die neun Leben*, S. 241) und der große Erfolg von *Die große Liebe* und *Die Entlassung* das Propagandaministerium dazu bewegten, Lernet die Uk-Stellung zu gewähren – sie erfolgte schließlich am 18. Januar 1943 (vgl. auch S. 315, Anm. zu *meine Beurlaubung*). Außerdem habe Adolf Vollbach, der Vater von Lernets späterer Ehefrau Eva Vollbach, „[. . .] den Reichsmarschall Göring immer wieder um Intervention für Lernet-Holenia ersucht [. . .]“ (Roček: *Die neun Leben*, S. 243). Die Annahme, dass die Bavaria bei alledem dennoch die Hauptrolle spielte, untermauert auch ein Briefkonzept Lotte Swecenys, in dem sie von der „Bavaria U-K. Stellung“ schreibt (vgl. S. 317, Anm. zu *überhaupt losbekommen*).

[237] Vgl. S. 318, Anm. zu *der sogenannten Biennale*.

[238] Vgl. S. 320, Anm. zu *den Waggerl*.

[239] Karl Müller: *Karl Heinrich Waggerl. Eine Biographie mit Bildern, Texten und Dokumenten*. Salzburg–Wien: O. Müller 1997, S. 262.

Aus all jenen „Abläufen" wurde nichts: Lernet blieb einstweilen bei der Heeresfilmstelle in Berlin. Die letzten erhaltenen Briefe, die er von dort an Lotte Sweceny richtet, drehen sich unter anderem um ein Gedicht-Manuskript, das diese in Wien anhand ihr von ihm zugesandter einzelner Gedichte zusammenstellt:[240] *Die Trophae*. Wie viel Alexander Lernet-Holenia an diesen Gedichten lag, zeigt ein Brief an seinen Verleger Peter Suhrkamp:

> Mit einem Worte: dieses Buch, welches mir von allen, die ich geschrieben habe, das liebste ist, und sozusagen die lyrische Ergänzung zu den *Sizilien* bildet, soll, wenn es erscheint, nicht bloß bruchstückhaft angespielt sein, sondern eine Totalität vorstellen, zu welcher der äußere Rahmen die Zeit dieses Krieges ist. Denn dieser Krieg, soviel er mir genommen hat, hat mir auch viel gegeben, und Gott allein weiß, eine wie unglückliche Entwicklung ich ohne derlei Ereignisse, welche mich zu einer sehr großen Selbstbesinnung gerufen haben, wohl genommen hätte.[241]

Dazu Roček: „An keinem anderen seiner Bücher, *Beide Sizilien* vielleicht ausgenommen, hat der Dichter derart intensiv und über einen derart langen Zeitraum gearbeitet [. . .]."[242] Verantwortlich dafür ist

---

240 Vgl. die Briefe Nr. 141, 142 und 152.

241 Alexander Lernet-Holenia: Brief an Peter Suhrkamp. St. Wolfgang. 8. Dezember 1943 (zit. nach A. Lernet-Holenia: *Das lyrische Gesamtwerk*, S. 656). Zum Primat, den Lernets Lyrik in seiner Selbsteinschätzung genoss, vgl. auch S. 243, Anm. zu *das eigentlich Dichterische*. Görner stellt einen Zusammenhang zu Lernets „Lebensproblem" her, der „Unsicherheit über seine Herkunft, die Frage, wer sein Vater gewesen war. In seiner Lyrik freilich gab es keinen Zweifel über seine Genealogie; vielleicht war sie ihm deswegen auch so wichtig gewesen. Im Vers wußte er genau, woher er kam: von Horaz und Pindar, von Rilke und Hölderlin" (Rüdiger Görner: Nach-Worte. Über die melancholisch-lyrische Formlust des Alexander Lernet-Holenia [Nachwort]. In: *Fragmente aus verlorenen Sommern. Gedichte. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Rüdiger Görner*. Wien: Paul Zsolnay Verlag 2001, S. 99–107, hier S. 107).

242 A. Lernet-Holenia: *Das lyrische Gesamtwerk*, S. 653. Lotte Sweceny ist ein vorläufiges Inhaltsverzeichnis des Gedichtbands zu verdanken. Auf der Rückseite der Abschrift eines von Lernet an Lottes Mann O. C. Sweceny gerichteten und von Lotte mit „Anfang 1943" datierten Briefes (SteinFA) findet sich folgende Aufstellung von ihrer Hand:
„Inhalt:
IN TURMAE NOSTRAE MEMORIAM
DIE TROPHAE
Vor dem Feldzug
Die Trophae (I–III)
Soldatenlieder (1, 2.)
An Ossians Grab

die Ausnahmesituation, in der Lernet sich befindet und die sein Biograf zutreffend eine „Gefühlsinsel“[243] nennt: Während „draußen“ der Zweite Weltkrieg tobt, verfügt Lernet durch die Freistellung vom Frontdienst und die offenbar nicht allzu beanspruchende Arbeit für die Heeresfilmstelle über ein ungeahntes Reservoir an Zeit (die er freilich, wie er in den Briefen an Lotte Sweceny immer wieder beklagt, nicht immer nutzen kann).

Dass die Berliner Zeit für Lernet – trotz all der Nachteile, die die geografische Trennung für das Paar mit sich bringt – bedeutsam ist, weiß auch Lotte Sweceny:

> Es scheint mir manchmal, als wäre die ganze Berlingeschichte eine Weisung gewesen, daß Du etwas erfahren solltest (nichts was man nicht erlebt hat, kann man sich vorstellen.) Weißt Du was das war? Es wäre wichtig, denn, so komisch ist das Schicksal, es findet immer neue Mittel das durchzusetzen was es will, manchmal zeigt es freilich nur wieder u. wieder dasselbe, obwohl man es schon begriffen zu haben glaubt. Vielleicht war aber etwas anderes gemeint, als man denkt.[244]

Die Beziehung der beiden überlebt jedoch die Jahre in Berlin nicht. Die langen Phasen der Trennung, Lernets Unstetigkeit in Liebesdingen, vielleicht auch die Erkenntnis Lottes, dass sie längst eine Rolle eingenommen hat, die sie um jeden Preis hatte vermeiden wollen – nämlich „Hofnarr“ eines (Dichter-)„Fürsten“,[245] wie sie es selbst einmal halbironisch nennt, zu sein –, führen wohl noch 1942 das Ende der Beziehung herbei. In den Briefen ist die Trennung nicht dokumentiert; es existiert ein Hinweis

---

Gedanken
1. Am Grabe Werthers
2. An Hyperions Hügel
3. An den Gräbern Gefallener
4. An der Ruhestätte zweier Liebenden
Dodona
Fragmente aus verlorenen Sommern (1–3)
Sibyllen“.

„[S]chwer befrachtete Gedankenlyrik, sehr männlich und von trompetenhaft hellem Ton“ nennt der Herausgeber von Lernets lyrischem Gesamtwerk treffend *Die Trophae* (Roman Roček: Gesichter und Gesichte des Alexander Lernet-Holenia. In: *Die Presse*, 16. Dez. 1976).

[243] A. Lernet-Holenia: *Das lyrische Gesamtwerk*, S. 654.

[244] Undatiertes Konzept (SteinFA).

[245] Vgl. S. 305, Anm. zu *Dein Exemplar von den ‚Beiden Sizilien‘*.

darauf, dass Lotte Sweceny die Briefe Lernets aus der Trennungsphase vernichtet hat.[246]

Die Trophae erscheinen erst nach dem Krieg.[247] Gewidmet hat Alexander Lernet-Holenia dieses ihm „liebste" seiner Werke seiner Gefährtin und Briefpartnerin dieser Jahre: „Für Charlotte Stein".[248]

2.2.7 Exkurs: Von Hasen und Juden – Überlegungen zu einer Metapher

Die meisten Briefe an Lotte Sweceny beginnt Alexander Lernet-Holenia mit „L. L., m. H." – einem Akronym unter Liebesleuten: „Liebe Lotte, mein Hase". Doch die Gefährtin ist nicht der einzige Hase, von dem in den Briefen die Rede ist, vielmehr schreibt Lernet mindestens zwanzigmal[249] von „den Hasen", und das meist in besorgtem Ton. Eine Auswahl:

> Heute gehe ich ein bißchen Schafbergwärts, um zu sehen, was die Hasen machen. Sie haben es natürlich auch schwer, weil die Gräserchen alle unter dem Schnee sind. Und das mit dem Lager ist natürlich auch keine Kleinigkeit, bei der Kälte. Aber solange sie die Blume hochhalten können, ist ja alles noch relativ gut. (S. 119)

> Aber Hasen sahen und sahen wir keinen. Es ist also sehr schwer, den Hasen hier eine Mitteilung zu machen. (S. 121)

> Vielleicht sehen wir, wenn Du dann da bist, doch einen Hasen und können ein bißchen mit ihm Konversation machen. Denn gegen mich allein sind sie ja nicht sehr mitteilsam. (S. 125)

> Hasen gibt es in Gastein jetzt keine mehr [. . .]. Die Hasen werde ich in „andern Wäldern" besichtigen und werde sie von Dir schön grüßen. Es gibt aber in der Gegend nicht viele, und sie haben die Seltenheit von Hirschen (S. 146).

> Hasen – was man wirklich so nennen kann – gibt es hier [in Berlin, C. D.] gar keine. Was täten sie denn auch auf dem Kurfürstendamm! Da geht es den Hasen in der Umgebung von Wien schon viel besser. (S. 161)

[246] Roman Roček: Persönliche Mitteilung an den Verfasser. Wien. 25. Juli 2009.

[247] Vgl. S. 308, Anm. zu *das Gedichtmanuskript bei Suhrkamp*.

[248] Die Scheidung Lotte Swecenys von ihrem Mann Otto C. Sweceny erfolgte Ende 1945 (vgl. Kap. 6.6.2), daher wohl der Mädchenname.

[249] S. 119, 119, 121, 125, 139, 142, 142, 146, 161, 162, 162, 163, 164, 170, 176, 176, 177, 181, 189, 216, 218.

> Was jetzt etwa die Hasen machen werden, wenn es finster ist und von den Blättern tropft? Am Baum am See werden sie auch nicht mehr lange wohnen bleiben, weil ihnen im Lager nichts mehr serviert wird. Sie haben es schon schwer. (S. 162)

> Von den Hasen ist heute nicht viel zu berichten, als dass der Schnee sie natürlich wenig freut. Weil sie zu gar keinen Kräften mehr kommen. Aber es wird schon wieder die Zeit kommen, wo die Hasen Kräuter haben. (S. 177)

Orte, an denen es „keine Hasen mehr“ gibt; Zeiten, zu denen es „den Hasen“ wieder besser gehen wird: mit der Privatmythologie eines Liebespaares allein lassen sich diese merkwürdigen Äußerungen kaum mehr erklären. Spätestens mit Erwähnung eines „Lagers“ (S. 119, 162) bietet sich jedoch eine Möglichkeit der Entschlüsselung an: Nach den „Anschluss“ 1938 erwarb der Kommandant des KZ Dachau, Hans Loritz, ein Grundstück bei St. Gilgen am Wolfgangsee, also in unmittelbarer Nähe von St. Wolfgang, wo Lernet-Holenia lebte.[250] KZ-Häftlinge aus Dachau mussten dort mit der Errichtung einer Villa für Loritz beginnen; wenig später kam es in St. Gilgen zur Gründung eines „Außenlagers“ für männliche Häftlinge aus dem KZ Dachau. Sie waren dort harter Zwangsarbeit unter einem „sehr brutal[en]“ Aufseher ausgesetzt.[251] Auch im September 1941, als Lernet Lotte Sweceny gegenüber ein zweites Mal ein Lager erwähnt (S. 162), bestand dieses „Außenlager“ noch; es wurde am 18. Dezember 1942 – wohl im Zuge der „Endlösung der Judenfrage“ – aufgelöst.

Mit großer Wahrscheinlichkeit bedient sich Alexander Lernet-Holenia also in seinen Briefen an Lotte Sweceny einer Chiffre, bei der Hasen Juden bezeichnen.[252] Im Lichte dieser Interpretationsmöglichkeit ergäben

[250] Der Schafberg, zu dem Lernet gehen will, um zu sehen, „was die Hasen machen“, liegt zwischen St. Wolfgang und St. Gilgen.

[251] Vgl. Dirk Riedel: Der „Wildpark“ im KZ Dachau und das Außenlager St. Gilgen. Zwangsarbeit auf den Baustellen des KZ-Kommandanten Loritz. In: *Dachauer Hefte* 16 (2000), S. 54–70, hier S. 65 (diesen Literaturhinweis verdanke ich Christian Strasser, Salzburg) und Angelika Königseder/Wolfgang Benz (Hrsg.): *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*. Bd. 2: Frühe Lager, Dachau, Emslandlager. München: C. H. Beck 2005, S. 493. Laut Riedel war „die Öffentlichkeit in St. Gilgen über den Einsatz der KZ-Häftlinge durchaus informiert“ (Riedel: Der „Wildpark“ im KZ Dachau und das Außenlager St. Gilgen, S. 65). Hans Loritz war u. a. verantwortlich für den Massenmord an 12.000 russischen Kriegsgefangenen in den Jahren 1941/42 (ebd., S. 68). Das Anwesen in St. Wolfgang ist heute in privatem Besitz.

[252] Möglicherweise – Lernet bediente sich gerne aus dem Fundus von Mythologie und Kunstgeschichte – nicht zufällig: „Manche Rabbiner [. . .] sahen in Hasen auch ein

die oben angeführten Textstellen Sinn. In Bad Gastein etwa, wo es laut Lernet Ende Mai 1941 keine Hasen mehr gibt (S. 146), waren die antisemitischen Tendenzen bereits um die Mitte der 1930er-Jahre so stark gewesen, dass die Zahl der jüdischen Gäste abnahm.[253] Nach dem „Anschluss" radikalisierte sich das Klima, zahlreiche Hotelbetriebe wurden „arisiert",[254] im Gasteiner Heilstollen arbeiteten polnische Zwangsarbeiter – möglicherweise spielt Lernet auf dieses Klima an, wenn er am 17. Juni 1942 an Lotte Sweceny schreibt: „Die Leute, die in Gastein gewesen sind und die man hier spricht, tun nicht sehr entzückt" (S. 199). Ähnlich verhält es sich wohl mit den „Hasen"-Mitteilungen aus Berlin, wo Lernet meist im Hotel Kaiserhof wohnt, das bis zum Umzug in die benachbarte Reichskanzlei die provisorische Parteizentrale der NSDAP gewesen war und nach wie vor zahlreiche Nazi-Größen beherbergte[255] – und wo es mit Sicherheit keine Juden gab.

In den Briefen, die der Wehrmachtsoffizier Alexander Lernet-Holenia und die „Halbjüdin" Lotte Sweceny zwischen 29. Dezember 1939 (erste Nennung) und 4. Juli 1943 (letzte Nennung) austauschen, findet also offenkundig regelmäßig ein chiffrierter Diskurs über Juden statt. Einige

Symbol für Juden in der Diaspora: immer gejagt, immer auf der Flucht", so die Kunsthistorikerin Felice Naomi Wonnenberg, die sich in einem Aufsatz mit der Rolle des Hasen im Judentum befasst hat (Naomi Felice Wonnenberg: Hakensprünge durch die Kunstgeschichte: Das Drei-Hasen-Symbol. In: *David. Jüdische Kulturzeitschrift* 76 [Apr. 2008], S. 46). Sie präsentiert u. a. eine Darstellung aus einer Synagoge, auf der ein Greif Hasen frisst, eine Metapher für die Kosakenpogrome im frühen 17. Jahrhundert, bei der die Hasen verfolgte Juden symbolisieren (ebd., S. 48). Fliehende Hasen bzw. Kaninchen spielen auch eine Rolle im Ende 1939 entstandenen *Mars im Widder*, als kurz vor den ersten kriegerischen Handlungen auf dem „Polenfeldzug" die Zwischenkriegszeit an Wallmodens innerem Auge vorbeizieht: „Es war, als ob etwas Huschendes, das durchsichtig war, neben ihn gesprungen sei wie gespenstische Kaninchen" (A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 148). Und noch einmal: „Ein Hase stob davon" (ebd., S. 151).

[253] Vgl. dazu Laurenz Krisch: Bad Gastein: Die Rolle des Antisemitismus in einer Fremdenverkehrsgemeinde in der Zwischenkriegszeit. In: Robert Kriechbaumer (Hrsg.): *Der Geschmack der Vergänglichkeit: Jüdische Sommerfrische in Salzburg*. Wien: Böhlau 2002, S. 175–226, und ders.: *Zersprengt die Dollfußketten. Die Entwicklung des Nationalsozialismus in Bad Gastein bis 1938* (Schriftenreihe des Forschungsinstitutes für politisch-historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek, Bd. Bd. 19). Wien–Köln–Weimar: Böhlau 2003.

[254] Zu den Arisierungen in Bad Gastein vgl. etwa Albert Lichtblau: *„Arisierungen", beschlagnahmte Vermögen, Rückstellungen und Entschädigungen in Salzburg* (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich Bd. 17/2). München: Oldenbourg 2004.

[255] Vgl. auch S. 288, Anm. zu *im Kaiserhof*.

Stellen legen den Schluss nahe, dass Lernet den „Hasen" Nachrichten überbringen will oder es zumindest versucht[256] bzw. von ihnen Mitteilungen – wohl für Lotte Sweceny, der er davon berichtet – empfängt, so, als sei er eine Art Mittelsmann oder Bote.[257] An anderen Stellen wieder scheinen sich die beiden semantischen Ebenen (Hase als Jüdin/Jude und Hase als Kosename für Lotte Sweceny) zu überlagern, etwa wenn Lernet über den Kriegsverlauf, der auch zu Trennung oder Schlimmerem führen könne, Überlegungen anstellt: „Und dann täte dem Hasen niemand an der Pfote führen, was doch außerordentlich wichtig ist" (S. 196); und: „Ich wollte, ich wäre auch schon wieder dort und könnte Dich an der Pfote hin- und herführen. Weil Du sonst ganz ratlos herumspringst" (S. 210). Es ist nicht leicht, hier zwischen den Deutungsvarianten „Geplänkel unter Liebesleuten" und „verdeckt geäußerte Sorge" zu unterscheiden; immerhin, Lotte Sweceny war eine couragierte Frau und wohl in der Regel nicht rat- oder orientierungslos.[258] Dass sie in Gegenwart eines Offiziers der Wehrmacht noch weniger antijüdische Übergriffe zu befürchten hatte als in derjenigen ihres „arischen" Mannes Otto C. Sweceny – von dem sie de facto getrennt lebte –, ist wohl anzunehmen. (Dennoch schien Lernet es aus Sicherheitsgründen nicht zugelassen zu haben, dass sie zu ihm nach Berlin kam, vgl. S. 61.)

Ob Lernets briefliche Anteilnahme am Schicksal der „Hasen" auch eine Entsprechung im Handeln hatte, ist ungewiss. Lernet-Holenias Biograf vermutet, dass der Autor in den Jahren vor dem Krieg Emigranten behilflich war: „Lernet-Holenias Landhaus soll [. . .] in den Sommermonaten einem Durchgangslager für Vertriebene aus Deutschland ähnlicher gewesen sein als dem Refugium eines Dichters."[259] Lernets Freund, der Anwalt Hugo Lifczis, habe den Flüchtenden die nötigen Papiere verschafft. Wäre dem so, war Alexander Inngraf[260] nicht der Einzige in Lernets und Lotte Swecenys Umfeld, der durch seine Aktionen Partei für vom Regime Verfolgte bezog. Ob und in welchen Ausmaß Alexander Lernet-Holenia an solchen Aktionen teilnahm, ist bei jetzigem Forschungsstand nicht zu klären. Selbst wenn er etwa als „arischer" Mittelsmann zwischen

[256] „Es ist also sehr schwer, den Hasen hier eine Mitteilung zu machen" (S. 121).
[257] „Denn gegen mich allein sind sie ja nicht sehr mitteilsam" (S. 125).
[258] Die letzten Kriegswochen, in denen sich ihre Familie aufs Land nach Hochrotherd zurückgezogen hat, verbringt Lotte Sweceny furchtlos alleine in Wien, wo sie sich während der Bombardements u. a. eine Granatsplitterverletzung zuzieht (vgl. S. 217).
[259] Roček: *Die neun Leben*, S. 201.
[260] Zu Inngraf siehe S. 224, Anm. zu *Blümerl*.

seiner „halbjüdischen“ Gefährtin und anderen Juden fungierte, so wäre damit immer noch nichts darüber gesagt, wie er es prinzipiell mit den Juden hielt.[261] Eine Spielart des Antisemitismus wurde Lernet attestiert, und zwar von niemand Geringerem als seiner P.E.N.-Club-Kollegin und Freundin Hilde Spiel, die am 24. Oktober 1969 an den gemeinsamen Freund Alexander Hartwich schrieb: „Sie kennen Alexander ja schon lange, viel viel länger als ich. War Ihnen denn sein tief eingewurzelter, ‚kavaliersmäßiger‘ Antisemitismus nicht längst bekannt? Ist Ihnen seine Natur, sein Charakter bis nun verborgen geblieben [. . .]?“[262] – Lernet hatte von „Saujuden“ gesprochen – „widerliche[ ] Worte“,[263] wie sich Hartwich Spiel gegenüber empörte.[264] Diese, selbst Jüdin, stellt in ihrer Replik eine Verbindung zwischen Lernet-Holenias Herkunftskomplex und seinen – sich u. a. auch in erratischem Antisemitismus äußernden – Ressentiments her:

> Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, dass er nicht schon in seiner Jugend ähnlich gedacht oder geredet haben sollte, dass vor allem der schwere Komplex, an dem er leidet [. . .], nämlich die Wut über sein nicht-Adligsein, die ganze Konstruktion seiner hohen und illegitimen Herkunft, dass all dies nicht schon immer bestanden hat.
>
> Ich bin froh, dass Sie mir diese Beweisstücke geschickt haben. Aber aus vielen Gründen ist es mir nicht möglich, mehr zu tun als sie zur Kenntnis zu nehmen – als ein Indiz mehr über die Gemütsverfassung

[261] Zu seiner zweifelhaften, zwischen Antisemitismus und Sexismus changierenden Vorliebe für jüdische Frauen siehe oben FN 55.

[262] Hilde Spiel: Brief an Alexander Hartwich (ÖLA, Nachlass Hilde Spiel, 15/91, Mappe 2 [1960–1975]). o. O. 24. Okt. 1969.

[263] Alexander Hartwich: Brief an Hilde Spiel (ÖLA, Nachlass Hilde Spiel, 15/91, Mappe 2 [1960–1975]). o. O. 21. Okt. 1969. Die Briefe Lernets aus diesen Jahren strotzen vor wüsten Beschimpfungen und groben Kraftausdrücken an alle möglichen Adressen: Als „Sau“ werden u. a. Curzio Malaparte, Hans Habe, Helmut Kindler, Sigmund Freud und Günter Grass bezeichnet; auch Ausdrücke wie „Drecksau“ oder „slawische Dienstbotenseele“ sind keine Seltenheit. Eine „ideologische Befangenheit, eine *Ver*fangenheit in der deutsch-nationalen Gedankenwelt“ war bei Lernet-Holenia unleugbar vorhanden, wie Daniela Strigl anhand der *Germanien*-Zeile vom „[. . .] Mord / am Blute, das Jahrhunderte zu Gast war [. . .]“ zeigt: „Denn wie sollte, was, wie das deutsche, wie das österreichische Judentum, ‚Jahrhunderte zu Gast war‘, noch fremd sein können?“ (Strigl: Über das Zeitgemäße an Lernets „Germanien“, S. 80).

[264] Über dieser Auseinandersetzung ging die langjährige Freundschaft zwischen Lernet und Hartwich zu Bruch.

> unseres Freundes, über die Überraschungen, deren man sich bei ihm immer gewärtig sein kann.[265]

In Lernets Werk begegnen sich, ähnlich wie in seiner Vita, Anti- und Philosemitismus auf mitunter irritierende Art und Weise. 2004 hat Bernd Hamacher sich eingehend mit dem Verhältnis von Lernets Werk zum Judentum befasst und dabei eine *lectio difficilior* v. a. des *Pilatus*[266] und des *Grafen von St. Germain* vorgeschlagen, die ihn zu dem Schluss gelangen lässt, Lernet – den der völkische Literaturkritiker Adolf Bartels als „Halbjuden" denunzierte[267] – habe „literarisch experimentell [. . .] in Form der Inkorporation des Judentums" eine Verschmelzung der österreichischen mit der jüdischen Identität gestaltet – mit durchaus ambivalentem Ergebnis: „1. historisch-politische Selbstkritik als Abrechnung mit dem Österreichertum, 2. Exkulpierung durch Rekurs auf die Opferrolle und ineins damit 3. die Tradierung des schon bekannten Krypto-Antisemitismus".[268]

Zum heiklen Thema „Antisemitismus bei Lernet" schreibt Daniela Strigl in ihren zusammenfassenden Worten zur Dortmunder Lernet-Holenia-Tagung 2004:

> Das im Raum stehende Gerücht, man habe Lernet des Antisemitismus überführt, entpuppte sich als alter Hut. Mit zunehmendem Alter war der Dichter immer rabiater geworden, sein Aristokratie-Komplex [. . .] wuchs sich zur Obsession aus. Lernet wütete gegen die jungen Schreiberlinge von Handke bis Bernhard ebenso wie gegen „die Sozialisten" und „die Habsburger" und wurde, wie Hilde Spiel berichtete, im privaten Kreis auch gegen „die Juden" ausfällig. Seine Biographie spricht freilich eine andere Sprache, die meisten seiner engsten Mitstreiter und Freunde (und Freundinnen) waren jüdischer Abstammung, nicht nur der in diesen Dingen eher großzügige Leo Perutz, sondern auch Friedrich Torberg, der in Sachen Antisemitismus keinen Spaß verstand.[269]

265 Hilde Spiel: Brief an Alexander Hartwich (ÖLA, Nachlass Hilde Spiel, 15/91, Mappe 2 [1960–1975]). o. O. 24. Okt. 1969.

266 Alexander Lernet-Holenia: *Pilatus. Ein Komplex*. Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1967.

267 Vgl. Bernd Hamacher: Alexander Lernet-Holenia und das Judentum. In: Hélène Barrière/ Thomas Eicher/Manfred Müller (Hrsg.): *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 45–64, hier S. 48, aber auch schon Roček: *Die neun Leben*, S. 212.

268 Hamacher: Schuld-Komplexe, S. 60f.

269 Daniela Strigl: Eine Tagung, die weiter ging. Alexander Lernet-Holenia in Dortmund. In: *Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands* 4 (2004), S. 59. Als

Vorsichtiger äußert sich Hamacher in seinem im dazugehörigen Tagungsband veröffentlichten, bereits erwähnten Aufsatz:

> Dessen [Lernets, C. D.] persönliche Haltung zum Antisemitismus seiner Zeit vor, während und nach dem zweiten Weltkrieg zu belegen ist Sache der biographischen Forschung, die ein abschließendes Urteil erst dann wird treffen können, wenn der Nachlaß inklusive der privaten Korrespondenz in Gänze erschlossen ist.[270]

Dieser Zeitpunkt ist mit Publikation der vorliegenden Briefe nun ein wenig näher gerückt. Auch das Bild von Alexander Lernet-Holenias Position dem „Dritten Reich" gegenüber hat durch die Lektüre der Briefe Lernets an Lotte Sweceny an Schärfe gewonnen. Mittels seiner inkongruenten Aussagen über „Führer", Kriegsverlauf und Nazi-Propaganda[271] in diesen Briefen schafft der Autor eine zwar selten eindeutige, aber stets spürbare Distanz zwischen sich und dem Regime – immer angesichts der zu erwartenden Zensur seiner Briefe durch das Oberkommando der Wehrmacht. Diese Distanz zum System vermochte Lernet freilich nicht davon abzuhalten, es zu bedienen, wo es ihm im Interesse seines beruflichen Fortkommens und seiner persönlichen Sicherheit geboten schien – er war „Gegner und zugleich Stütze des Systems, verfolgt und gefördert".[272] Dass er dabei mitunter zum Sklaven seines eigenen Netzwerks wurde, hat die ihm keineswegs nur willkommene Abkommandierung zur Heeresfilmstelle gezeigt.

„Ebenso wenig", so Clemens Ruthner,

> darf seine biografische Entwicklungslinie übersehen werden, die Lernet vom vorerst stolzen Träger einer Wehrmachtsuniform 1939

bezeichnend mag Lernet-Holenias folgende mehrdeutige Äußerung gelten: „Im Jahre 1938 rückte Hitler, vom Jubel eines nicht unerheblichen Teiles unserer Bevölkerung umbraust, in Österreich ein, und alle Leute begannen, sich mehr oder weniger erfolgreich mit dem Nachweis zu beschäftigen, daß sie keine Juden seien. Juden gab es zwar eine ganze Menge im Lande, aber die meisten Österreicher waren dennoch keine, obwohl man ihnen hatte wünschen mögen, sie würden sich als solche erweisen" (A. Lernet-Holenia: Ein Ariernachweis, S. 175, fast wortgleich in ders.: Jahrgang 1897, S. 142).

[270] Hamacher: Schuld-Komplexe, S. 46.

[271] Siehe S. 40f.

[272] Sommer: Anmerkungen zu Willkür und Wohlwollen fiskalischer Organe, S. 184. Dazu Eicher: „Es ist dabei keineswegs notwendig, den Überlebenswillen des Erfolgsautors der Zwischenkriegszeit als Opportunismus zu geißeln, ebensowenig, wie seine Produktion zeitloser dieser Jahre oder die intensive Arbeit am Kriminalroman *Beide Sizilien* mit innerer Emigration gleichgesetzt werden muß" (Eicher: Lernet-Holenia und die österreichische Nachkriegszeit, S. 12).

> zum Parolenspender der Vergangenheitsverdränger 1945 machte, ihn aber schließlich auch als einen der ersten Schriftsteller der Nachkriegszeit dazu brachte, mit dem Gedicht *Germanien* (1946) und dem Roman *Der Graf Luna* (1955) die unbeliebte Frage nach der historischen (Mit-)Schuld Österreichs bzw. der Österreicher zu stellen. Diese auf den ersten Blick unvereinbaren Positionen zeigen sich innerliterarisch durch einen quasi subkutanen Diskurs von ‚Schuld' und ‚Schicksal' verklammert – will man nicht als einzige Beweggründe für diese Wandlungen Lernets Opportunismus und seinen Willen zur Marktpräsenz annehmen.[273]

Lernets Texte der Nachkriegszeit – v. a. *Germanien*, *Der Graf von St. Germain* und *Der Graf Luna* – sind jedenfalls von der Auseinandersetzung mit den Folgen des Nationalsozialismus geprägt; in jenen Jahren, in denen sich Österreich erfolgreich als „erstes Opfer" Hitlers positionierte und dem Staatsvertrag entgegenfieberte, durchaus keine Selbstverständlichkeit. Freilich: Die Erwähnung von Zwangsarbeit in (Konzentrations-)Lagern in *Der Graf Luna*[274] erfolge weniger unter ethischen als unter ökonomischen Gesichtspunkten, so Thomas Eicher, der der Ansicht ist, dass dies „nur bedingt der Figurenperspektive des ‚degenerierten' Helden Jessiersky angelastet werden kann".[275] Einen ähnlichen Vorbehalt formuliert Daniela Strigl: „Wann immer im Gedicht [*Germanien*, C. D.] die Verbrechen des Dritten Reichs aufgezählt werden, steht Materielles, steht das Sichvergreifen an Hab und Gut an erster Stelle [. . .]"[276] – sie argumentiert allerdings auch, dass Lernet sich in *Germanien* „in den Kreis der Schuldigen einbezogen" habe.[277] Hélène Barrière ist sogar der Ansicht, Lernet-Holenias Anlauf zur Vergangenheitsbewältigung (in *Der Graf*

[273] Ruthner: Fatale Geschichte(n) im „Zwischenreich" S. 17.

[274] Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1955.

[275] Eicher: Lernet-Holenia und die österreichische Nachkriegszeit, S. 14; ähnlich in ders.: Grandseigneur und mehr: Alexander Lernet-Holenia (1897–1976). In: Jattie Enklaar/ Hans Ester/Evelyne Tax (Hrsg.): *Im Schatten der Literaturgeschichte. Autoren, die keiner mehr kennt? Plädoyer gegen das Vergessen* (Duitse Kroniek, Bd. Bd. 45). Amsterdam–New York: Rodopi 2005, S. 149–158, hier S. 154.

[276] Strigl: Über das Zeitgemäße an Lernets „Germanien", S. 80.

[277] Ebd., S. 67. „Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Lernet-Holenias *Germanien* eine unerbittliche Verurteilung des NS-Regimes darstellt", schreibt Thomas Hübel (Thomas Hübel: Die leichte Last. Figuren des Opferausschlusses in Lernet-Holenias *Germanien*. In: Hélène Barrière/Thomas Eicher/Manfred Müller [Hrsg.]: *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 91–117, hier S. 97); freilich eine, die in Kauf nimmt, „daß aus einem Gedenken, dessen inhaltliche Kriterien und dessen Formenarsenal an der antiken Erinnerungskultur ausgerichtet sind, die Opfer des NS-Regimes ausgeschlossen bleiben" (ebd., S. 102).

Luna) sei nach dem Krieg „einer der ersten [gewesen], auch wenn die Literaturwissenschaft ihm selten die Ehre erweist, es anzuerkennen“.[278]

Mit *Germanien* hat Lernet sich nach 1945 – seinem oft einseitig interpretierten Diktum, man „brauche[ ] nur dort fortzusetzen, wo uns die Träume eines Irren unterbrochen haben“[279], zum Trotz – positioniert. Eindeutigkeit ist von ihm auch hier nicht zu haben, es gibt jedoch gute Gründe, das darin enthaltene „Bekenntnis [. . .] und seinen Autor ernst zu nehmen“,[280] als dichterischen Ausdruck seiner auch in den Briefen an Lotte Sweceny immer wieder anklingenden, gegenüber Friedrich Torberg explizit geäußerten Überzeugung, „daß offenbar auch der Krieg, mit all seinen Zerstörungen, nur ein sichtbares Zeichen der inneren Zerstörung gewesen ist“.[281]

Wo Lernet sich selbst verortete, worin er seine Rolle sah, ist nicht mit letzter Gewissheit zu sagen. Am ehesten trifft auf seine Position in den Jahren 1938–1945 wohl das zu, was er Philipp Branis in *Der Graf von St. Germain* – trotzig und ernüchtert zugleich – sagen lässt: „Ich bin, wenngleich ich für niemanden etwas habe tun können, wenngleich ich nichts als geschrieben habe, geblieben bis jetzt.“[282]

---

[278] Barrière: Ein Ritter von der traurigen Gestalt?, S. 187.

[279] Alexander Lernet-Holenia: Gruß des Dichters [Ausschnitt]. In: Thomas Hübel/Manfred Müller (Hrsg.): *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit* (zuerst in: *Der Turm*. Monatsschrift für österreichische Kultur 1. Jg. Heft 4/5 [1945/46], S. 109). Wien: Zsolnay 1997, S. 60. Die Aussage von *Germanien* sei diesem Diktum „in seiner Grundstimmung diametral entgegengesetzt“, so Manfred Müller (Manfred Müller: Ein Versuch, ein Staatsdichter zu sein. Alexander Lernet-Holenia 1945–1955. In: Thomas Hübel/Manfred Müller/Gerald Sommer [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* [Studies in Austrian Literature, Culture And Thought]. Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 219–237, hier S. 233).

[280] Strigl: Über das Zeitgemäße an Lernets „Germanien“, S. 86.

[281] Alexander Lernet-Holenia: Brief an Friedrich Torberg. 21. Feb. 1946 (zit. nach Friedrich Torberg: *In diesem Sinne . . . Briefe an Freunde und Zeitgenossen. Mit einem Vorwort von Hans Weigel.* [Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Bd. Bd. XII]. München–Wien: Langen Müller 1981, S. 201f.).

[282] Alexander Lernet-Holenia: *Der Graf von St. Germain* (Die phantastischen Romane). Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1977, S. 258f. – freilich ohne die (selbst)mörderische Konsequenz, die Branis zieht, indem er seinen Wagen absichtlich in die vom „Anschluss“ trunkene Menge fährt und schließlich von „den ihrem gesunden Rechtsempfinden folgenden Volksgenossen an Ort und Stelle der Vergeltung zugeführt“ wird (ebd., S. 262).

3 Briefe

3.1 Briefe 1938

1) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 15. 7. [1938]

Liebe Lotte,
gestern also war ich in Ischl und holte von dort den Jean Lafaire ab, weil er sich furchtbar langweilt und glaubt, er wird sich hier weniger langweilen. Ich schreibe schon seit drei Wochen an den ersten vier Seiten des neuen Buches herum. Ich bin Mitglied des Deutschen Automobil Clubs geworden und habe jetzt einen anderen Wimpel am Wagen, einen weißen. Von Olga habe ich gute Nachrichten, das heißt: Sie sind nicht allzu gut, aber sie sind wenigstens nicht schlecht. Auch von hier rücken die Leute schon auf kurze Zeit ein, und es ist, glaube ich, überhaupt vieles im Aufbruch.

Das wird viele Probleme lösen. Im Grunde, glaube ich, haben auch Sie Ihre | Probleme schon gelöst. Ich habe darüber nachgedacht und bin zu diesem Schluss gekommen. Der Mensch wird mit seinem Verstand nicht fertig, aber was er tut, tut er meist gegen seinen Verstand, und das ist dann gut. Den Verstand, den muss man meist ausschalten. Wir sind noch nicht so weit, dass wir wirklich theoretisch denken könnten. Wenn, so denken wir nur praktisch.

Wirklich, ich glaube, dass, was Sie tun, recht ist, Sie wissen es nur selber nicht. Sie sollten also im Grunde über Ihre Situation eigentlich gar nicht nachdenken. Auch wenn man lebt und sich unglücklich fühlt, so merkt man hinterher meist, dass man glücklich gewesen ist. Aber man soll sich auch nicht darüber beklagen, wenn man sich | in seiner Haut nicht ganz wohl fühlt. Sich nicht wohlfühlen, heißt einfach leben. Niemand fühlt sich wohl. Leben heißt: Wünsche haben. Und je weniger Wünsche zu haben man glaubt, desto mehr Wünsche hat man.

Die Sache mit diesem René oder Renatus ist sehr sonderbar. Mein Familienname ist nichts weiter als die französische Zusammenziehung von Renatus, daher mit dem französischen Artikel. In alter Zeit hiessen wir Le Renat oder Lerenat. Das kommt daher, dass wir Nachkommen des René von Bar sind, eines Zeitgenossen der Jeanne d’Arc.

Doch das sind alte Geschichten. Die Gegenwart ist viel aktueller. Ich glaube, auch ich werde demnächst in die Gegend von | Wels oder so wohin fahren und ein wenig mit den Waffen rasseln.

Ich tue es nicht ungern. Es war ja mein eigentlicher Beruf, und ich war im Grunde immer nur interimistisch Schriftsteller.

Die Absicht, einige Zeit in Holland zu verbringen, habe ich aufgegeben. Ich fahre, Ende August, nur zu ganz kurzem Besuche da hin. Die Dinge entwickeln sich ja durchaus anders, als man noch vor Kurzem angenommen hat, und es wird eine Menge zu tun geben.

Alles Liebe und Schöne und Gute! Viele Grüße an O. C., und hoffentlich kriege ich bald wieder Nachricht.

Handkuss, und nochmals das Allerschönste!

d. 15. VII.

A. L.

2) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Ende Juli 1938]

Liebe Lotte,

vielen Dank für Ihr Brieflein. Nun, leider haben Sie ja gar kein schönes Wetter. Das ist mir aufrichtig leid.

Dummerweise kann ich jetzt von hier kaum weg, ich will es versuchen, es kommt mir aber unwahrscheinlich vor. Ach Gott, das Leben ist nicht so einfach, und immer gibt es einen Haufen Sachen.

Machen Sie sich nichts aus dem geschlachteten Schwein, es hat überstanden.

Pia ist jetzt hier und schreibt für mich den Romananfang ab. Er ist nicht schlecht, aber eigentlich auch nicht gut, – grad so gut, dass ich Schwierigkeiten mit der Verwertung haben werde. Scheußlich, scheußlich!

Nur in Eile diese paar Zeilen, als Lebenszeichen. Bestimmt haben Sie's dort ruhiger als wir hier, hier herrscht ein sinnloses Autogefahre, die Leute bleiben ja doch nicht. Sie kommen, um zu gehen.

Bitte verständigen Sie mich von Ihrem Programm.

Inzwischen alles Liebe und Schöne!

Alex.

3) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Ende Juli 1938]

Liebe Lotte,

vielen Dank für Ihren Brief. Es ist selten, dass für jemand eine so meisterhafte Antwort schon längst bereit liegt, wie für Sie: lesen Sie den Dorian Gray. Da steht alles beantwortet, was Sie beschäftigt. Sie brauchen es nur richtig zu lesen. (Sie werden dann, nebenbei, auch merken, um wie viel besser dieses Buch ist als meine eigenen Bücher.)

Sehr gelacht habe ich, dass Sie schreiben, der Ton meines Briefes habe Ihnen nicht ganz gefallen. Aber dann vermuteten Sie doch sehr richtig, es könnte dies auf äußere Umstände zurückgehen. Nun, so ist es auch.

Von hier kann ich jetzt leider nicht fort, obwohl ich Sie natürlich schrecklich | gerne sähe. Aber es ist das jetzt wirklich nicht zu machen. Seien Sie mir nicht böse, und glauben Sie mir, ich täte es gern. –

Sie haben natürlich auch recht damit, dass es schwer ist, sich auszudrücken. Fast hätte ich gesagt: Wem sagen Sie das? Mein ganzes Leben besteht leider darin, mich schwer auszudrücken. Übrigens geht es mit dem Roman, zufälligerweise, recht gut vorwärts. Wenn ich wirklich Gelegenheit hätte, ihn langsam zu Ende zu schreiben, könnte er ein gutes Buch werden. Aber wer weiß, ob ich diese Gelegenheit habe. Die Weltgeschichte rottet sich wieder einmal mit erheblichen Wetterwolken zusammen, und vielleicht habe ich bald etwas angeblich Wichtigeres zu tun.

Das Wetter ist schön und heiß und es tut mir so leid, dass Sie nichts davon haben. Es ist hier ziemlich still, – in der Nachbar-|schaft noch stiller. Eigentlich freut mich das. Wenn auf der Welt schon was los ist, so soll es sich auch ein wenig romantisch auswirken. Und es ist durchaus romantisch, dass es nicht so ist wie sonst. Mich erinnert die ganze Situation hier stark an die Jahre zu Beginn des Kriegs und nach dem Kriege. Wolfgang ist ein merkwürdiger Boden: man merkt hier so die Weltgeschichte. Fad wär's gestern geworden, wenn es nichts gegeben hätte als einen behaglich-überfüllten Betrieb. Aber das ist durchaus nicht so. –

Lesen Sie also den Dorian Gray. Er ist zwar aus einer ganz andern Zeit, – aber die wirklichen Probleme aller Zeiten sind ganz die gleichen. Es ist vor allem ein so schönes Leitmotiv drin: Man soll die Seele durch die Sinne heilen und die Sinne durch die Seele. Besser hat das niemand gesagt. Es ist überhaupt ein sehr großer Dichter. Man neigt dazu, ihn für

einen | Dekadenten zu halten, und für antiquiert, aber das ist natürlich Quatsch. Wenn von uns längst nichts mehr sein wird, wird er immer noch sein. Ich zweifle nicht, dass dieses Buch zu denen gehört, die mich am meisten beeinflusst haben, und ich lese es sogar jetzt noch hin und wieder, wenngleich ich sonst gar nichts mehr lese.

Nun, liebe Lotte, alles Schöne und Gute, und schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Nun ist's ja schon die Mitte des Sommers, und bald ist er zu Ende, und so Gott will, sehen wir uns bald wieder.

Ihr
Le.

4) Von Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Wien], o. D. [Anfang August 1938]

Lieber Renatus,

Ich freue mich sehr daß Sie mit Ihrer Arbeit zufrieden sind, um so mehr, als Herr von Dressel (heißt er so?) noch weniger günstiges von Ihnen berichtet. Hoffentlich geht es so weiter, von einigen notwendigen Schwankungen kann man ja absehen. Gibt es eine Möglichkeit, mich am Entstehen Ihres Buches teilhaben zu lassen? Ich wüßte gerne womit Sie beschäftigt sind und was Sie sagen; auch erwarte ich viel von dem Buch, wenn es Ihrer eigenen Kritik Stand hält.

Der Dorian Gray interessiert mich sehr, einstweilen, ich bin noch nicht zu Ende, fällt mir auf, daß zu allem Positiven, daß [sic!] darüber zu sagen ist, mich eines stört. Allzusehr spricht aus dem Buch: Die Welt sollte dem maximalen Wohlbefinden des Menschen denkbar gut angepasst sein. Der Wunsch ist ebenso natürlich wie der Kinderwunsch: einmal möcht ich Schlagobers essen bis ich zerplatze. Mit der Fähigkeit mehr als nur den Augenblick zu fühlen, mit dem Denken haben wir solche Wünsche korrigiert. Wir erkennen daß das Leben der Wechsel ist; das was geschieht beim Widerstreit von Gegensätzlichem. Wenn unser ‚Ich' Behagen will, so wachsen unsere persönlichen Schwierigkeiten. Auch die Wünsche von Erwachsenen nach allgemeinem Glück oder wie so die mensch-|lichen Ideal heißen führten letzten Endes zur Vernichtung. (Es ist dafür gesorgt, daß sie nicht erfüllt werden.) Was wir also, um Fehler zu vermeiden tun müssen, ist nicht nur ~~zu vermeiden~~ sie zu erkennen, sie respektive das unerfüllte Unerwünschte, das wir so nennen, sondern zu versuchen Zusammenhänge zu erkennen, ihnen nachzugehen bis dort wo sie ~~sich~~ mit übergeordneten Interessen zusammentreffen. Sol-

cherart das Zwangsläufige erkennend, hört das Bedauern der Fehler auf. Darum sollten wir nur Wünsche haben, deren Erfüllung nach sorgfältiger Prüfung möglich erscheint. Zu diesem Absatz sollte ich Ihnen noch Kommentare schicken. Das geht aber brieflich nicht.

Ich bin froh, daß Sie da sind. So muß ich nicht ins Leere schreiben. Ich danke Ihnen für Ihre Anregungen, diese zarteste Form der Kritik. Ich habe schon wieder Bögen voll „Weisheit" geschrieben, möchte Ihnen aber dann erst davon berichten, bis ich sie besser verarbeitet habe. – Es geht mir wirklich gut. Der Tag hat mir zu wenig Stunden, so viel möchte ich tun, schreiben, lesen lernen, und das nun schon seit einiger Zeit, ohne allzu heftige Rückfälle. Merkwürdig: die Associationen drängen sich nur so in meinem Kopf. So überstürzend folgen manchmal die Vorstellungen, ~~in meinem Kopf~~ daß ich keine Zeit habe zu ordnen. Es ist ja nur ein Ahnen von der Weite und Vielfalt der Welt. Zu allen Schwierigkeiten – fast – kann ich sagen: Das ist in sich begründet und gut so. Die Ereignisse treiben an, machen | großzügiger und mein Unglück macht, daß ich keine Angst habe. Ich fühle mich etwa wie ein Arzt, der ~~sei~~ der Krankheit seines Kindes mit gespanntem forscherischen Interesse folgt. – Von einem Freund, einem Teilnehmer des Sportfestes in Breslau, habe ich günstige Nachrichten gehört. Es war eine große Schau.

Übrigens wollte ich Sie ersuchen mir den von mir geschriebenen letzten Brief, wenn Sie ihn noch haben und es Ihnen nichts ausmacht zurückzuschicken. Überhaupt wenn Sie mit Ihren Briefen immer meinen zurückschickten, hätte ich eine prächtige Gelegenheit zur Selbstkritik. Sollten Sie aber die Gewohnheit haben Briefe aufzuheben so macht's auch nichts. Noch ein ‚übrigens': Ich möchte einmal aussprechen, daß Briefe an mich nur von mir gelesen werden und daß ich annehme, daß ich auch Ihnen mit meinen Nachrichten keine Schwierigkeiten bereite, sonst hätten Sie mich doch längst darauf aufmerksam gemacht.

Beiliegenden [sic!] Artikel möchte ich als Überschrift geben: „Freundliche Vision." – Vielleicht besuche ich gegen Ende nächster Woche am Attersee den Vater Vetter, oder fahre mit ihm ins Pinzgau. Ich plage mich momentan mit einem dicken Wälzer über systematische Botanik. Ich weiß viel zu wenig auf diesem Gebiet und hoffe, daß mir der Gute von seinem reichen Wissen über diese Dinge etwas ab-|gibt. An Olly haben Peter, Blümerl und ich neulich eine Karte geschrieben. Einen eigenen Brief zu schreiben habe ich zu viel Hemmungen. Die arme Mimi hat mit ihren Kindern viel Sorgen. Der Kleine hatte plötzlich wieder Fieber und Erbrechen, was nach seiner Operation ein böses Zeichen hätte sein

können, wenn es sich nicht nachträglich als eine Magenverstimmung herausgestellt hätte. Auch der Große erschien wieder plötzlich in Wien mit Ohrenschmerzen, Gott sei Dank nichts Ernstes, aber sie hatte doch gedacht ihn in Budapest bis September gut untergebracht zu wissen. – Mein Mann ist verreist auf kurze Zeit. Alleinsein zu Hause ist recht angenehm. Ich lege in der letzten Zeit wenig Wert auf Gesellschaft. – Lieber Renatus, lassen Sie bitte bald wieder von sich hören, mich interessiert alles was Sie betrifft. Auch ich wünsche Ihnen alles Schönste, Liebste und Beste.

Ihre
Lotte.

5) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Anfang August 1938]

Liebe Lotte,

ich danke Ihnen vielmals für Ihren lieben Brief. Den naturwissenschaftlichen Artikel habe ich förmlich mit Schmerzen gelesen, es gäbe da so unendlich vieles, über das man sich mit dem größtem Vergnügen informieren könnte, wenn man nur Zeit hätte. Statt über die vernünftigen Einrichtungen der Tiere und Pflanzen zu lesen, muß ich aber dumme Bücher schreiben. – Das Buch, an dem ich arbeite, wird ganz hübsch, aber es ist schrecklich anstrengend, es zu schreiben. Ich habe vier Kapitel geschrieben, um sie kopieren zu lassen und sie zu verschicken, damit ich nicht das ganze Buch umsonst schreibe, sondern damit ich rechtzeitig hören kann, ob es den Idioten, die darüber zu verfügen haben, gefällt. Aber schon diese ersten paar Seiten machen mir ungewöhnliche Schwierigkeiten.

Ich antworte deswegen auch erst heute. Ihr Brieflein schicke ich Ihnen zurück. Das andre habe ich nicht mehr, ich habe gefunden, es wäre besser, es nicht herumkugeln zu lassen. Vielen Dank, dass Sie an Olly geschrieben haben. |

Was Sie von dem Fest in Breslau schreiben, interessiert mich sehr, man hört auch sonst, dass es grandios und eigenartig gewesen sein soll. Ich freue mich aufrichtig, dass Sie sich wohlfühlen. Merkwürdig, dass Ihnen der Dorian Gray eigentlich nicht so viel sagt, als ich vermutet habe. Es ist einfach <u>das</u> Buch unserer Zeit. Alles andre sind Versuche, die Zeit aus der Bahn, in die sie gehen muß, abzulenken. Aber dieses Buch ist die wirkliche Zeit. Es ist unsere Krankheit, in gewisser Beziehung nicht

resignieren zu wollen, und in andrer nicht das nehmen zu wollen, was die Gegenwart und die Zukunft uns bieten. Die Zeit ist sehr modern, nur die Menschen sind so unmodern wie nur möglich. Ich glaube, wir sollten ganz so sein, wie es sich gehört. Ich habe oft bemerkt, dass ich mich auch in den unmöglichsten Situationen zurechtgefunden habe, wenn ich die Situation eben nur ganz Situation habe sein lassen. Man kann gegen die Dinge nicht an, man soll nur alles daraus machen, was zu machen ist.

Wo ist der Pinzgau, in den Sie fahren? Ich glaube: im Salzburgischen. Wie lange bleiben Sie am Attersee? Ist das am oberen oder am untern Ende? Schreiben Sie mir doch, wie Sie die Reise anstellen, vielleicht sehen wir uns irgendwo. Jedenfalls: geben Sie Nachricht.

Dass Mimi mit ihren Kindern diese Geschichten hat, tut mir schrecklich leid.

Ihnen von ganzem Herzen alles Schöne und Liebe!

R.

P. S. Ich bin etwas verwirrt vom vielen Arbeiten.

6) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Mitte August 1938]

Liebe Lotte,

ich hoffe, Sie haben die Karte erhalten, die ich Ihnen nach Nussdorf, in das Bräuhaus, geschrieben habe. Es war mir sehr leid, dass Sie nicht über hier nach Wien zurückgereist sind. Wir hatten noch einige schöne Tage, und wir hätten baden können, und so weiter. Der schönste Tag war der, an dem ich in Kreuzstein war, – aber da waren Sie leider nicht da. Nun regnet's schauderhaft.

Werden Sie nach Kärnten fahren? Ziemlich unklar liegt das Zukünftige vor mir. Ich habe, im Prinzip, die Absicht, im Herbst nach Wien zurückzufahren; die Freunde in Holland, die ich besuchen wollte, kann ich, möglicher militärischer Verpflichtungen wegen, nicht aufsuchen. Schreiben Sie mir jedenfalls über Ihre Pläne. Es ist mir sehr leid, dass ich Sie so lange nicht gesehen habe. O. C. unterschrieb sich auf einer Karte, die Dressel mir geschickt hat. Auch der <Mondenbleike> hatte sich unterschrieben. Ich hatte von O. schlechte Nachrichten, und seit einer Woche höre ich überhaupt nichts mehr. Ich bin noch immer recht deprimiert, – wenngleich es, im Ganzen gesehen, ein Glück ist, dass sie

schon in 3. ist. Dazu mußte ich eine Menge arbeiten, – ich bin überzeugt, es ist ein rechter Blödsinn geworden. Schreiben Sie mir recht bald!

Alles Liebe!

René

7) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Sept. 1938]

Liebe Lotte,

ich danke Ihnen vielmals für Ihren lieben Brief, den Poststempel konnte ich nicht entziffern, ich glaube, er muß unglaublich lange auf der Bahn gewesen sein. Aber sonst habe ich bisher die Auslandspost ohne nennenswerte Verzögerung erhalten. Allerdings fahren die Züge jetzt wesentlich länger als sonst.

Was Sie aus dem ‚Werther' zitieren, ist sehr wahr, und überhaupt haben Sie in Ihrem Brief mit allem und jedem recht. Es ist merkwürdig, wie man eigentlich niemals sich selbst sondern immer nur andern das Wahre sagen kann. Wenn Sie über sich selbst schreiben, sehen Sie sich selbst nicht so, wie Sie sich sehen könnten, und wenn Sie über mich schreiben, sagen Sie durchaus das Richtige. |

Meiner Schwierigkeiten sind vielerlei, – wenngleich ich mir einbilde, überhaupt alles getan zu haben, was vorzubereiten war. Zum Beispiel glaube ich, einer wesentlichen finanziellen Klemme entgegenzusteuern. Dann machen mir, natürlich, die Sachen mit O. so viel Sorgen als nur möglich. Schließlich ist mir ganz unklar, wohin ich soll, das heißt: ob und wie lang ich hier bleiben soll, – denn vielleicht ist es ganz zwecklos, wenn ich die Absicht habe, nach Wien zu fahren, militärische Verfügungen über meine Person sind jeden Moment zu erwarten. Es verdrießt mich auch ganz besonders, dass ich in Wien keine Wohnung mehr habe. Kurzerhand ins Hotel zu ziehen, scheint mir aus finanziellen Gründen nicht angängig, – kurz, der September ist mir so widerlich, wie er mir stets schon war. Dabei steht eine wirkliche Lösung aller dieser Fragen bekanntlich vor der Tür, aber man weiß noch immer nicht genau, ob und wann sie eintritt. Ereignete | sich was, so wäre sogleich alles klar. Aber man wird, glaube ich, erst in zwei bis drei Wochen sehen, was geschehen wird.

Freilich würde ich mir diese Gedanken nicht machen, wenn ich nicht dazu gedrängt würde. Sonst ginge ich heitern – sehr heitern – Mutes der Zukunft entgegen.

Es ist mir auch sehr leid, dass ich, bei all diesen schwimmenden Unsicherheiten, so lange keine Gelegenheit finde, Sie zu sehen. Es ist mir aufrichtig leid, glauben Sie mir!

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen raten soll, nach Kärnten zu fahren. Es könnte Ihnen passieren, dass Sie unwahrscheinlich lange auf der Bahn sitzen, – wenngleich die Strecken da hinunter wohl nicht so überlastet sind wie die hiesigen. Auch das Wetter ist ja nicht das beste, und wird wohl auch nicht das beste werden. Hier regnet's seit heute nachts. |

Wie geht es O. C.? Ist er sehr lästig? Dass Max nun noch schreibt (wie er ursprünglich wollte), scheint mir nun recht unwahrscheinlich. Auch aus meiner Hollandreise ist ja nichts geworden.

Im Ganzen ist die Zeit so interessant, dass man sich wirklich nicht zu sehr mit seinen persönlichen Angelegenheiten befassen sollte. Man sollte vielmehr sehen und hören so viel man kann und einen Schatz von großer Weisheit aufstapeln. Weise zu sein stelle ich mir als großes Vergnügen vor. Denn jeder Weise ist Optimist. Er weiß genau, dass das Ende in Gottes Händen ist, und Gott lässt die Dinge so ausgehen, dass sie, wie immer alles enden möge, gut sind.

Schreiben Sie mir recht bald wieder. Ich freue mich schon aufrichtig darauf. Alles Liebe!

René.

[v. frd. Hd.:] <. . .> Erkenntnis <. . .> belangvoll scheinbar <. . .> <welche> Entscheidungen <. . .>.

8) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 21. 9. 1938

Lotte Sweceny
Wien
I. Herrengasse 6.

L. L. Habe Angina und sehr hohes Fieber. Vielen Dank für Brief. Ich schreibe mit großer Mühe, wollte Sie aber nicht ohne ein Lebenszeichen lassen. Sonst ist mir's ganz gemütlich. Auf demnächst also

Handkuss

Lernet

9) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Ende Sept. 1938]

Liebe Lotte,

vielen Dank für Ihr Brieferl. Ich schreibe, in großer, durch die Umstände gebotener Eile, nur diese paar Zeilen. Es geht mir gut, eingerückt bin ich noch nicht, ich glaube aber, dass dies wohl im Laufe der nächsten Woche der Fall sein wird. Wir hatten gestern den alten Golfspieler Chamberlain in der Nähe, aber das Wetter war ihm wohl zu schlecht, und so reiste er denn alsbald wieder ab. – Pia war so lieb, eine anscheinend sehr geeignete Wohnung für mich sicherzustellen, ob ich aber werde einziehen können, weiß | man natürlich nicht. Man weiß viel und nichts. Es kann auch viel Überraschendes kommen. – Denken Sie sich, ich spielte in den letzten Tagen ein paarmal Golf, – weil das englische Kabinett ja jetzt verhindert ist, es zu tun. Und irgendwer muß ja schließlich Golf spielen.

Ich bin sehr glücklich, wenn Sie mir schreiben. Bitte schreiben Sie mir doch wieder und lassen Sie mich bestimmt nicht auf Antwort warten! Ich begreife durchaus die Stimmung, in der Sie sind, es ist, in der Tat, eine unglaubliche Spannung in der Luft – wie vor einem nicht ganz funktionierenden Gewitter.

Alles Schöne, und, hoffentlich, nächstens mehr.

Ihr

René

10) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Ende Sept./Anfang Okt. 1938]

Liebe Lotte,

von meiner Krankheit habe ich mich jetzt halbwegs erholt. Heute fahre ich nach Salzburg, übernachte dort und fahre morgen früh zu einer Musterung nach Frankenmarkt weiter. Denn die Musterung in Ischl habe ich versäumt. Werden sehen, was dann weiter über mich disponiert wird.

Was sagen Sie, wie drollig die Dinge sich entwickeln! Sowas war wirklich noch nicht da. Ich bin auch überzeugt, dass, wenn die Leute sich in den nächsten Tagen wegen der Tschechoslowakei noch einigen würden, irgendwelche Wirbel trotzdem noch weitergingen. Die ganze

Welt ist schon viel zu nervös, um so ohne weiters wieder zur Ruhe zu kommen. |

Mit eigentümlicher Zähigkeit kamen, bis in die letzten Tage, die Deutschen mit ihren Autos immer noch hierher und machten Ausflüge und tranken Kaffee und schrieben Ansichtskarten. Erst in der allerletzten Zeit nimmt das ein Ende.

Es ist wirklich alles sehr sonderbar und anders als in früheren Zeiten, und es ist, als ob alles in einem Zauber oder in einem Traum befangen wäre. Ich glaube auch, dass die Zukunft nicht mehr nach den Gesetzen der Logik zu bestimmen sein wird, sondern nach dem, was aus dieser unerklärlichen Verzauberung, die die ganze Welt befallen hat, noch werden wird und werden muß.

Ich hoffe, es geht Ihnen recht gut, und auch O. C.'s Angelegenheiten gehen in Ordnung. Nächstens, so Gott will, mehr, – und schreiben Sie mir doch recht bald wieder. Ich habe die Absicht, am 15. Oktober in Wien zu sein. Aber über das Zukünftige kann man wohl überhaupt nichts sagen. Handkuss, und alles Liebe!

René

11) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Anfang Okt. 1938]

Liebe Lotte,

ich freue mich mehr als ich Ihnen sagen kann, Ihnen mitteilen zu können, dass die Waffenübungen erst im Frühjahr stattfinden und dass ich Montag oder Dienstag, d. 17. oder 18. Oktober, nach Wien komme. Mein [sic!] Adresse weiß ich noch nicht, ich rufe Sie aber gleich an. Die Prospekte und das Magazin habe ich erhalten. Das Magazin ist sehr komisch. Über die Prospekte reden wir noch ausführlich. Sie haben mir aber nicht geschrieben, ob es Ihnen recht ist und ob es überhaupt angeht, dass ich Sie begleite, und das beunruhigt mich. Ich hätte mich so sehr gefreut! Schreiben Sie mir doch sogleich.

Ich habe den Kopf voller Projekte und arbeite sozusagen Tag und Nacht. Ich muß jetzt so viele Eisen, als irgend möglich, schmieden und ins Feuer legen. Dabei bin ich, wie Sie sich vorstellen können, bedrückt, zerfahren und traurig, meine Einfälle muss ich erzwingen, sie kommen alles eher als von selbst. Wenn je ein Mensch seine Energie nötig hatte, so bin ich es jetzt. Ich wundere mich oft, dass es mir überhaupt noch möglich ist, so subtile Vorgänge wie die dichterischen, hervorzurufen.

Denn ich spüre fortwährend, dass manche Dinge, die gebannt scheinen, wiederkommen, und dass mir nicht erspart bleiben wird, was von mir hinweggenommen schien.

Bitte schreiben Sie mir doch gleich. Ich freue mich unendlich über Ihre Briefe. Ich schreibe heute noch eine ganze Novelle fertig, die ich an Pia, zum Kopieren, schicken will. Das Wetter ist schön – aber was habe ich davon. Ich sitze fortwährend im Zimmer. Ich bin schrecklich mager. Ich habe so sehr abgenommen.

Das Schönste und Liebste! Ihr

René.

12) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Anfang Okt. 1938]

Liebe Lotte,

unsere Briefe haben sich gekreuzigt. Ich führe schrecklich gerne am 8. Jänner mit der Milwaukee auf die Amerikareise. Könnten Sie's möglich machen, so wäre es bezaubernd! – Ich hatte heute einen Zusammenstoß, dass die Funken flogen. Hoffentlich wird der Wagen rechtzeitig fertig. Ich hoffe doch. Ich habe Ihnen ja schon geschrieben, das ich am 17. oder 18. in Wien sein will. Ich habe heute, außer dem Zusammenstoß, den ganzen Tag gearbeitet. Ich arbeite an einem sehr komplizierten Roman mit Stammbäumen und Gaunern. Ich habe den ganzen ~~Tag~~ Vormittag einen Stammbaum zusammengestellt, der mich aber noch immer nicht befriedigt. Jetzt ist es Mitternacht, und ich schreibe noch diesen Brief.

Es ist schade, dass es nicht mehr Sommer ist, aber ich freue mich, dass es Herbst ist und dass ich Sie bald wiedersehe. Ich bin meist sehr unglücklich, aber ich glaube, wenn ich Sie wiedersehe, wird es gut werden. Ich habe bemerkt, dass ich alle sieben Jahre in eine ernstliche Krise komme. Wie wird diese jetzt vorübergehen? Und welche wird die letzte sein? Ich habe so unendlich viel gearbeitet, ich habe so schrecklich viel erlebt. Wenn ich ein Gedächtnis hätte, würden sich, wie Berge, die Erinnerungen häufen, nicht an Dinge vielleicht, an die man sich sonst erinnert, aber an andere, die wichtiger sind. Wie zäh das Leben ist! Nur dann endet es wieder, wie wenn ein Strohhalm weggeblasen würde. Es gibt eine innere Dauer der Dinge, die wir nicht sehen, und es gibt ein inneres Ende der Dinge. Man kann es nicht voraussehen. Ich gäbe viel darum, wenn ich einmal eine Vision hätte.

Schreiben Sie mir recht bald. Das Magazin schicke ich demnächst wieder. Denken Sie hie und da an mich! Ihr

René.

13) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Anfang Okt. 1938]

Liebe Lotte,

ich schreibe nur ganz kurz, dass der Kübel erst Ende der Woche fertig wird. Ich komme aber schon Dienstag mit der Bahn, – um den Kübel dann erst später von hier wieder abzuholen. Mittwoch werde ich gräuliche Galoppaden haben. Ich wäre aber sehr glücklich, könnten wir uns Mittwochs abends sehen. Meine Telefon-N. ist U 4030. Ich rufe aber schon von selber an, wahrscheinlich noch Dienstag abends oder Mittwoch vormittag. Alles andere mündlich. Ich habe ja so viel zu erzählen und zu besprechen.

Alles Schöne und Liebe!

René.

3.2 Briefe 1939

14) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [April 1939]

L. L., m. H.,

ich bin gut hier angekommen, und es war eigentlich weniger arg, als mir mies davor war. In St. Pölten sprach ich beim Regiment vor, das die reizenden Pferdchen hat, aß in Wels zu Mittag (4 mal war etwas nicht da), in Gmunden führte ich ein langes Gespräch auf der Bezirkshauptmannschaft, die jetzt Landrat heißt, und zwar wegen der neuen Wagennummer. Mir gefiel nämlich sehr gut, dass die Oberösterreichischen Wagen jetzt Od auf sich stehen haben. Das erinnert an Strahlen. Also ich werde demnächst die Nummer Od 3513 haben. In Ischl bestellte ich | die Nummerntafeln. Dann begann es mordsmäßig zu regnen, was es jetzt noch tut, aber das finde ich so gemütlich. In meinem Zimmer ist eingeheizt. Ich ordnete stundenlang das viele mitgebrachte Krimskrams. Dagegen vergass das Fräulein Rehbein die Schreibmaschine in Berlin und es traf sie fast der Schlag, als ich drohend danach fragte. Abends besoff ich mich im Rössl im Kreise der Besitzer – die auch schon viel dünner pischen.

Nun, die Mona L. werden wir vielleicht auf Peperchens Maschinerie schreiben.

Der Garten sieht sehr vornehm aus, und in den spiegelnden Parketten meiner lordly mansion spiegeln sich die ehrwürdigen Ahnenbilder.

Komm doch nur recht bald. Ich freue mich so sehr auf Dich. Und schreib mir gleich.

Haben eingeheizt. Rain ceases.

Das Liebste und Schönste!

Reneni

15) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [April 1939]

L. L., m. H.,

ich habe mich über Dein Brieferl schrecklich gefreut. Ich schreibe nur ein paar Zeilen, damit dieser Brief Dich noch Samstag vormittag erreicht. Das ist also fein, dass ich Dich Dienstag oder Mittwoch erwarten kann!

Schreibe mir rechtzeitig, und schicke mir außerdem ein Telegramm, damit ich Dich in Ischl abholen kann.

Seit heute sehr schönes Wetter. Ich war schon wieder so fleißig. Ich habe fast die ganze Mona Lisa neu umgeschrieben. Außerdem habe ich eine Unmenge von Briefen umeinander<. . . > müssen, und Sachen auspacken und ordnen und so.

Nähzeug gibt es hier bei mir eine ganze Tischlade voll. Ich habe für Dich auch schon viele englische Zigaretten besorgt, die wo ich [sic!] hier aufgestapelt habe.

Nun, in Eile, Schluss mit dem Brief und raschest damit auf die Post!

Das Liebste und Schönste und auf Wiedersehen!

Reneni

16) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [April 1939?]

L. L., m. H.,

ich bin sehr glücklich über Dein Brieferl. Ich hole Dich am Dienstag in Ischl um 15^{59} ab. Sollte ich nicht da sein, so müßte ich geradezu eine Panne gehabt haben. Hoffe nicht. Aber man kann nicht wissen. (In diesem Falle – in diesem unwahrscheinlichen Falle – fahre weiter und über den See bis zur Station Zahnradbahn – nicht „Markt".)

Aber ich werde schon da sein. Zu vertreiben ist niemand. Grüß mir O. C. Hoffentlich erreicht dieser Brief Dich noch. Bin sehr froh.

Das Liebste und Schönste!

Neni

17) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, <18.> 7. 1939

Frau
Lotte Sweceny
Wien
I. Herrengasse 6.

L. L., m. H., habe das Zetterl gefunden und bin ganz gerührt, und die Karte bekommen. Heute ist ein nicht ganz schöner Tag, und ich bin auf die Alm gestiegen. Doch recht beruhigend da heroben, aß ein Gulyas und eine Linzertorte und trank einen Kirsch und ein Viertel rot. Hoffentlich

ist es mit Deiner Fahrt gut gegangen. Grüße O. C., und hoffentlich krieg ich bald ein Brieflein.
N.

18) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 21. 7. 1939

Frau Lotte Sweceny
Wien
I., Herrengasse 6.

M. H., Brief kam gleichzeitig mit Deinem Telegramm. Hoffentlich kommt meine telegr. Antwort rechtzeitig. Bin morgen in Ischl. Freue mich schrecklich. Alles Schöne!
N

19) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [23. 7. 1939]

L. L., m. H.,
ich danke Dir viele Male für Dein Brieflein. Nun macht auch dieses: husch! und liegt auf dem Boden.

Gestern war ich in Ischl, um den Jean zu belustigen, und da traf ich den Josef. Wir haben eine Zeit lang mit einander geredet. Heute habe ich das 4te Kapitel des ‚Doppelgängers' fertiggeschrieben. Ich muß es nun noch verbessern und, ganz langsam, wunderschön machen. Nämlich so, dass es mir gefällt. – Das 5te möchte ich gar nicht mehr anfangen.

Von den Film-Leuten habe ich noch nichts genaueres gehört; aber das ist mir gar nicht sehr unangenehm. |

Ich schlafe nicht besonders gut und bin auch sonst recht unruhig. Kann sein, dass es der Südwind ist. Ich treibe sehr viele olympische Spiele, und rudere und boxe den Ball. Aber im ganzen bin ich unruhig. Ich hätte eigentlich keinen Grund dazu. Ich sollte recht ruhig sein. Denn im Grunde geht doch alles ganz so, wie ich mir's wünsche. Ich bin überzeugt, dass es so geht. Das heißt: „so" soll bedeuten: so oder so. Auf jeden Fall aber: richtig. –

Ich habe gestern ein paar Zeitungen gelesen, und auch was man sonst hört, spricht dafür, dass alles sich recht zuspitzt. Dazu kommt, dass man aus dieser Gegend dieselben Nachrichten hat wie aus Hr. Nun, werden sehen.

Hast Du den wunderschönen Artikel des Führers | über den Neubau der Reichskanzlei gelesen? Selten hat jemand so klar und bezeichnend über Architektur gesprochen. Wie er das alte, verrottete Gebäude erneuert hat, das spricht wirklich für die Art, auf die er auch sonst die Dinge ganz neu geschaffen hat.

Mein Hase, hoffentlich hat es Dir in Hr. gefallen, und ich wünsche Dir vom Herzen, dass Du glücklicher bist als ich. Wäre schon schön, wenn Du nochmals herkommen könntest, bevor ich nach St. P. fahre. (Ich habe, übrigens, von dort noch keine Nachricht, ob der Termin verschoben wird oder nicht. Aber vielleicht kommt die Nachricht bald.) Wenn Du da bist, dann sitzen wir wieder in der Sonne und fahren zur Landspitze, wo man so schön baden kann. Und am | Abend kriegst Du einen Kalterer. Und ein schönes Balkonzimmer. Und in Salzburg kriegst Du wieder einen Ausrüstungsgegenstand.

Heute abend gehe ich zu Peperchen.

Diese Woche kommt angeblich die Pia H. Ich finde: etwas zu früh; aber vielleicht melden sich bis dahin noch die Filmleute. Wenn die P. da ist, hat wenigstens die Anny eine Ansprache. Sie erscheint jeden Tag in der Früh bei mir und teilt mir mit, das Leben freue sie nicht. Welch überraschende Enthüllung!

Heute vormittag hat es furchtbar gegossen, nun ist der Südwind wieder durchgekommen, und der Garten liegt in einer Luft wie aus Glas.

Schreib recht bald wieder! Ach, ich bin so traurig.

Das Liebste und Schönste!

N.

20) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [24. 7. 1939?]

L. L., m. H.,

vielen Dank für Dein liebes Brieferl. Ich habe mich sehr darüber gefreut. Hoffentlich hast Du dann weiterhin keine Verspätung gehabt. Die Elly Rehbein schrieb mir einen Brief, sie sei in B. mit vier Stunden Verspätung angekommen; und zwar fuhr sie erst am Sonntag abends von München weiter. Dieses aber war ein großes Glück. Denn der Sonntagszug ist entgleist. Nein: er hatte einen Zusammenstoß.

Gestern abends war ich bei Peperchen. Der Hansi hat zwei Tage vorher geglaubt, er müsse sterben. Er hat, infolge einer Tetanusinjektion, die er wegen einer beim Laufen gekriegten Verletzung bekommen hat, einen

Nesselausschlag gekriegt, so daß er wie ein Ballon ausgesehen hat. Und er konnte kein Glied mehr rühren und war der Meinung, das sei der Tetanus, und es wäre aus. Da sieht man wieder, was – nicht nur im Menschen – in [sic!] inwendig für geheimnisvolle Sachen vorgehen, und daß alles, was geschieht, Gesetzen folgt, von denen wir so gut wie nichts wissen. Aber immer: Gesetzen.

Auch Emil kam so ähnlich an in Berlin wie die Rehbein. Gestern besuchte ich die Familie, die neben dem Bootshaus das Haus hat. Es war inwendig höchst gräulich, insbesondere der Wäscheschrank des Herrn K. hatte die Gestalt eines Adlers mit ausgebreiteten Flügeln.

Mit allem, was Du schreibst, magst Du schon recht haben. Und so wird es wohl auch werden. Denn würde es anders, so müßte doch auch was werden. Doch darüber entscheidet das Schicksal, das ja bisher keine rechte Phantasie gezeigt hat. Aber jetzt wird es plötzlich hinterm Ofen hervorkommen.

Ich benütze meine Verlassenheit, um lauter olympische Spiele zu treiben. Eigentlich sollte ich wohl auch arbeiten. Aber ich bin nicht recht dabei. Es ist ein so merkwürdiges Gefühl, das mir sagt: es sei noch nicht an der Zeit, zu arbeiten. Später werde | die Zeit kommen. Nur kann das täuschen. Alles kann täuschen. Aber am Ende ist es merkwürdig, da stellt sich heraus, daß doch eigentlich nichts getäuscht hat. Es ist sehr schwer zu sagen. Es ist wie mit dem Raum: er ist gekrümmt und gerade zugleich. Jedenfalls meint man, das einzige, von dem man glaubt, es müsse den bekannten Gesetzen folgen, wäre man selbst. Aber folgt man sich denn wirklich? Hoffentlich doch nur die andern: auf die ist kein Verlass mehr. Die sind alle so anders geworden, als sie waren, – bis auf wenige. Aber der Wagen, der rollt.

Ich bin so traurig, daß Du nicht mehr da bist. Dazu dieses depperte schöne Wetter. (Heute vormittag, allerdings, habe ich es regnen lassen.) – Der Jean hat meine Uniform angeschaut und gesagt, sie bestünde aus einer so fabelhaften Wolle. Sieh da! – Anny und Waldi und Stutzi lassen Dich schön grüßen. Der Leu wird schon serieuser.

Schreib mir recht bald wieder ein Brieflein. Ich sitze so dumm herum. Du frägst [sic!] Dich, mein H., ob Du und ich, ob wir nicht zu früh aufgehört hätten, einander zu sehen. Nun, für mich war es auf alle Fälle zu früh. Aber die Dinge bewegen sich in Gestalt eines unsagbar feinen Uhrwerks, und was geschieht, kann wohl gar nicht anders geschehen, selbst wenn es noch so traurig ist, und selbst wenn es ganz unsinnig scheint. Ich war eine Zeit der Meinung, die Lösungen Gottes seien recht

unelegante Lösungen. Kann sein. Aber was ist hier Elegance! Schließlich: es gibt kein andres Schicksal als die Persönlichkeit, und an allem, was uns geschieht, sind wir selber schuld. Denn wir wissen ja nicht, wie weit wir reichen. Es hat doch einmal jemand gesagt, dass der Glaube Berge versetzen könne. Was versetzen wir sie denn nicht? – Aber das ist wohl etwas viel verlangt. Eigentlich verlangen kann man nur, dass wir ordentliche Menschen sind. Das ist schon schwer genug.

Das Liebste und Schönste und Beste, und schreibe gleich wieder!

N.

P. S.: Grüße an O. C.

21) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 12. 8. 1939

L. L., m. H., gestern, als ich mich schönen und traurigen Gedanken über Deine Abreise hingeben wollte, überfiel mich wieder meine Cousine und brachte eine Frau von Bodenlohe mit, oder wie sie geheißen hat, und einen Herrn mit Anflügen von Normal<. . . >, der aber, ebenso wie die Bodenlohe, ganz nett war. Nun, auch das ging vorüber, und gegen abend tratschte ich ein bißchen mit Peperchen und Memerchen. Im Bootshaus lag noch der Baumschwamm und das Apportel, das Du aus dem Wasser geholt hattest. Ich denke mir oft, für wen die Dinge wohl noch da sind, wenn jemand fort ist. Nun, vielleicht sind sie auch ein wenig für sich selber da, und auch der Garten rauscht vielleicht nur für sich selbst. Die Katze hat einen Schmetterling gefangen, und gestern jagten die Katze und Waldi ein Eichkätzchen, indem Waldi von unten bellte und die Katze auf den Baum stieg. Der Ort will schon viel stiller werden, und die Leute freuen sich alle auf den Volkswagen. Ich fange an, langsam einzupacken. Aber ich glaube, aus der Chose wird nichts, es sind doch die schweinischen R. schuld, die nichts verkaufen.

Das Liebste und Schönste!

d. 12. Aug. 1939

N.

22) Von Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Wien], 20. 8. 1939

Herrn
Alexander Lernet-Holenia
p. A. Frau v. Hartungen

Wien I.
Opernring 9.

Lieber Anaximander,
Du warst wieder sehr lieb heute und ich bin im Grunde meines Herzens doch froh gestimmt, weil ich noch Deine gute Wärme nachspüre. Meine Adresse in Sofia ist: Grand Hotel Bulgarie. Bulgarien. Dorthin könntest Du so lange schreiben bis ich Dir eine neue Adresse mitteile. Bedenke daß die Post lange braucht.
Tust Du eigentlich auch reiten?
Bitte grüße Pia.
Deine L.
Ich bitt' Dich tu Dich nicht so abtigern!

23) Von Maria Charlotte Sweceny, Lom [Bulgarien], 24. 8. 1939

Herrn
Alexander Lernet-Holenia
p. A. Frau Pia v. Hartungen
Wien I.
Opernring 9.

Lieber Neni,
Lom, an der Donau, Bulgarien – das ist recht gspassig. Wir sind hier nach 3 Tagen, die im handumdrehen [sic!] weg waren vom Schiff weg und haben von 6^{h} bis 11^{h} auf den Zug nach Sofia zu warten. Es ist sehr aufregend hier; ob zum Beispiel der Sessel, altersschwach wie er ist unter mir zusammenbricht oder nicht. Es ist aber auch sehr rührend. Unser Träger, der spielend 4 schwere Koffer trägt, obwohl er mager und kurzbeinig ist kam eben in's „Gasthaus" uns den Schirm zu bringen – es könnte regnen – trägt voll Stolz die leere Hülle von <. . . > umgehängt wie ein „distinguished foreigner", ach das Glück. Ich hab ein bißchen einen Schwips – den Wein trinkt man nach Kilo. Die Gelsen sind lästig. Die Fahrt war angenehm und schön und voll von Erinnerungen an die große Fahrt: Das komische Schlurfglucksen d. Wassers am Häusl – der gemütliche Lärm der Maschine Tag und Nacht und das sonderbare Knacksen u. Zerren im Schiffskörper u. s. w. – Die Luft hier ist südlich und sehnsüchtig, das Essen voller Zwiebel, aber ich habe ja auch nichts mehr vor, heute. Es ist auch traurig hier. Die schmutzigen | Auslagen der Geschäfte voll von Dreck – uralten Werkern, Irrigationsschläuchen

und häßlichen Kunstseidendruckstoffen, Batzschuhen und das Radio brüllt die allerneuesten Nachrichten. Eine dicke Kröte hüpft über den mit trübem Licht beleuchteten Tanzboden. Betoniert, im Freien 4 x 4 m. Niemand tanzt.

Jetzt spielen sie ein Hayden-Quartett [sic!]. – Wenigstens brauch ich jetzt weniger Sorge um Dich zu haben. Warum, Neni, regt es Dich eigentlich auf, wenn ich mich um Dich sorge? Lass mich doch auch einfach menschlich persönlich beteiligt sein, an irgend etwas. Das klingt vielleicht übertrieben, denn es ist ja nicht nur das, was mich sehr angeht. Oft bin ich von einer ebenso aufregenden wie dankbar ergebenen Neugier erfüllt, wie sich Allgemeines persönlich fühlbar machen wird; Angst hab' ich wenig.* Nenilein, wenn ich mir Dich vorstelle in Deiner momentanen Tätigkeit; ja, nichts ist dann, als ein durcheinander [sic!] – ich kann mir's nur so gut vorstellen. Das Radio spielt zur Abwechslung einen Ravel. Jetzt duscht es wieder. Manchmal geht es einem wie unter der kalten Dusche, wenn's Wasser ausbleibt. –

Gott geb's, daß es Dir gut geht.

Deine L.

* An Gewohnheit könnt' ich mich, glaube ich am schwersten gewöhnen.

24) An Maria Charlotte und Otto C. Sweceny, Tarnów, 14. 9. 1938

Herrn und Frau
O. C. Sweceny
I. Herrengasse 6.

Liebste Freunde, ich schreibe Euch aus dem lieblichen Tarnow, wo ich im Kriege manche Monate war. Bitte verständigt Lafaires und Hartungen, dass es mir – unberufen – gut geht. Allerdings viel Dreck, Staub, eilige Märsche. Nun, hoffentlich auf baldige Ordnung aller Dinge. Von ganzem Herzen alles Schöne Liebe und Gute!

A

25) An Maria Charlotte Sweceny, Zamość, 17. 9. 1939

Liebste Lotte,

ich schreibe Dir aus dem beherrschten Zamosc. Wie geht es Dir und dem O. C.? Ich habe, seit wir damals Abschied von einander genommen haben, keine Nachricht von Euch, und auch sonst von niemand.

Nun, seit gestern marschieren auch die Russen in Polen ein, und so ist anzunehmen, dass der Feldzug in Polen bald endet.

Wir hatten diverse Gefechte. Die Verwundung an meiner rechten Hand ist schon viel besser. Polen gefällt mir diesmal gar nicht. Ich habe große Sehnsucht nach Euch. Nun, so Gott will ...

Bitte verständige auch die andern von diesem Brief. Ach, Ihr könnt in guten Betten schlafen und Euch waschen, und so. Nun ist dies schon mein dritter Feldzug. (Der zweite war der Abwehrkampf in Kärnten.) Habe schon ziemlich viel Granaten und dergleichen im Leben gesehen ... Ich würde ein längeres Brieflein schreiben, aber man erfährts erst im letzten Moment, wenn Feldpost abgeht.

Pia oder Sándor haben meine Feldpostnummer.

Das Liebste und Beste und Schönste!

In großer Eile

d. 17. Spt. 1939

N.

(Feldpost 27,517

Postleitstelle Wien)

26) An Maria Charlotte und Otto C. Sweceny, o. O. [Polen], 22. 9. 1939

Liebste Lotte und liebster O. C.,

ich hoffe, heute in Ruhe dieses Brieflein an Euch zu Ende schreiben zu können. Die Polen, hie und da noch – ein wenig hysterisch – Widerstand leistend, gehen praktisch doch schon in Verwesung über und werden überdies aus dem Osten von den – allerdings recht langsamen – Russen aufgerollt. Es ist, im Ganzen, merkwürdig, dass die Geschichte nicht schon längst aus ist. Fortwährend kommen große Kolonnen von Gefangenen vorbei. Die Desorganisation bei den Polen muss, a priori, unglaublich gewesen sein.

Wir sind nun schon mehrere Tage in einer ganz hübschen polnischen Stadt und sollen allmählich an den San zurück, welcher, in Fortsetzung der Weichsel, die Grenzlinie der Besetzung Polens durch die Deutschen und die Russen sein soll. Wir wohnen jetzt im Offizierskasino einer recht unsauber gewordenen Legionärskaserne. Ein [sic!] Nacht waren wir in dem entzückenden Haus eines Pans, eines Herrn v. Kowerski, | bequartiert, konnten uns beim Schlafen ausziehen, danach waschen, etc. Aber im übrigen ist alles rundherum recht schweinisch und im

Verfall. Ein bißchen langweilig – unberufen – wird mir schon die ganze Geschichte.

Wir sind durch die raschen Märsche (in ungeheurem Staub) und durch die Gefechte und sonstigen Anstrengungen mager wie die Sardellen geworden, nehmen nun aber wieder zu. Wir essen unglaublich viel, und es ist nicht ganz klar, wohin das alles geht. En somme: eine gewisse Ermüdung ist nicht abzuleugnen. Und es täte gut, sich erholen zu können. Aber ich fürchte, der Rückmarsch wird nicht allzu schnell vor sich gehen. Es ist ja schließlich doch ein riesiger Apparat hier eingesetzt, der um bewegt zu werden, die Straßen überlastet.

Die Infanterie ist wochenlang durch ganz Galizien gehatscht, was nicht das reinste Vergnügen gewesen sein kann. Auch die Pferde der Kavallerie sticht der Haber nicht mehr allzu sehr. |

Meine Hand ist schon viel besser. Ihr seht, ich kann schon ordentlich schreiben. Ich fange nun auch an, etwas zu tun, was ich seit einem Jahrzehnt nicht mehr getan habe: nämlich hin und wieder zu lesen. Bei dem polnischen Landjunker fanden wir das Nibelungenlied in einer leider sehr schlechten Übersetzung, aber überm Lesen erinnert man sich an einzelne Zeilen des Originals, die sehr schön sind – Seltenheiten in dieser nicht ganz geglückten Spätfassung älterer und großartigerer Gedichte. Jedenfalls ist es merkwürdig, dass auch die andern – nicht nur ich – jetzt, in dieser Zeit, Verse eher lesen können als Prosa, dass also, durch diesen Wirbel, das eigentlich Dichterische wiederum mehr als bisher zu seinem Rechte kommt … Das möge auch weiterhin so bleiben.

Post habe ich, mit Ausnahme einer Nachricht vom 5. Spt., aus Berlin noch keine bekommen. (Die Polen sollen irgend eine Postsendung erwischt haben. Man hat sie ihnen | nur teilweise wieder abgeknöpft.)

Eine Zeit lang gab's vorzügliche Alkoholien, Kirschen in Schnaps, allerhand Bäckereien. Nun wird das alles rarer. Das ist schade, denn das Essen ist ein schöner Zeitvertreib.

Ich nehme an, dass sich das Bild des Hinterlandes nicht allzu sehr verändert hat. Freilich: dies und das wird wohl stark eingeschränkt sein. Aber ich meine, es lässt sich existieren. Summa summarum: das Ganze ist wohl eine sehr große Anstrengung des Staates, und ich vermute nicht, dass man sich im Westen, weder französischer- noch deutscherseits, sonderlich in Bewegung setzen wird; so dass es also einen ein wenig erholsamen Winter gäbe.

Meine Feldpostnummer ist: 27,517, Postsammelstelle Wien. Ich wäre glücklich über ein paar Zeilen. Ruft bitte Lisa Lafaire an und grüßt sie schön von mir. Ich wäre sehr froh, sähe ich Euch schon wieder!

Nein, was sagt Ihr: nun habe ich einen ganzen richtigen Brief verfasst. Alles Schöne und Liebe!

d. 22. Spt. 1939.

N.

27) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 26. 9. 1939

L. L., m. H.,

gestern erhielt ich – endlich – deine beiden Brieflein, die Karte, die Zigaretten und die boules de Mozart. Ich saß in meinem „gescheckten Kübel", fuhr hierher, las die Briefe, aß die boules de Mozart und rauchte die Zigaretten. Ich war sehr glücklich.

Sehr unglücklich aber bin ich, dass meine Post Dich so spät, d. h. bis zum 16. gar nicht, erreicht hatte. (Die erste Zeit war es überdies quasi unmöglich zu schreiben.) Nun, hoffentlich bist Du inzwischen im Besitz der Briefe, die ich dann geschrieben habe. Vorgestern schrieb ich Dir und O. C. gemeinsam.

Man weiß nicht, was es im Westen geben wird, für den Fall aber, dass wir hinüberkämen, kämen wir wohl auch irgendwie wieder an Wien vorbei und es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass ich dann, um Ausrüstungsgegenstände aus Wien zu holen, für kurze Zeit beurlaubt würde und erschiene. Das wäre natürlich sehr schön. Und ähnlich wäre es, würde aus einer Campagne gegen Frankreich überhaupt nichts. Aber das können wir hier schwer abschätzen, und wahrscheinlich wisst Ihr mehr über diese Dinge.

Ich habe hier, irgendwo in Mittel- oder Westgalizien, ein recht anständiges Quartier in einer modernen Wohnung. Draußen regnet es, es ist auch sehr kalt, und es ist gut, dass wir | unter Dach sind. Es wäre gut, unter diesem Dach warten zu können, bis die Dinge sich geklärt haben. Irgendetwas wird ja wohl über kurz oder lang geschehen müssen.

Einige Wochen lang war die ganze Geschichte ungemein anstrengend. Das ganze war – vorläufig – eine recht gute Kur, die Annehmlichkeiten, die man früher hatte, entsprechend zu schätzen. Nun, hoffentlich komme ich von nun an dazu, es wieder zu tun. Ich bin auch sehr froh, dass Du mit allen guten Gedanken nach Wolfgang zurückblickst. Wenn man immer alles wüsste, was kommen wird, und was an jeder Situation, die

man durchlebt, gut ist, – man wäre stets viel glücklicher, als man meist ist. Es gibt eigentlich nur eine wirkliche, menschliche Sorge: die Zukunft zu wissen. Das beschäftigte ja auch mich immer wieder. Aber es gibt auch noch einen andern, wahrscheinlich praktischeren und besseren Weg, sich wohl zu fühlen: – es ist das Vertrauen in die eigene Persönlichkeit und in Gott.

Ich glaube, die momentane Phase der Krise dauert, mit allen ihren Ausläufern, nicht viel über den 15. November hinaus. Ich weiß auch nicht, ob, bei einer Neuauflage der Spannungen, die Auseinandersetzungen kriegerische sein werden. Es gibt ja jetzt schon so und so viel andres, das durch die Ereignisse aufgestört worden ist, wieder zu ordnen und zu beruhigen. Ich glaube, man wird sich also viel eher anderswo als auf den Schlachtfeldern zu betätigen haben. – |

Nochmals: es tut mir so leid, dass die Post so lange gebraucht hat. Ich habe so viel an Dich gedacht, dass es mir nicht ganz leicht war, im Feld zu sein. (Denn wenn man im Feld ist, soll man an niemanden denken müssen.) Es hat mich der Gedanke gequält, dass ich Dich vielleicht nicht wiedersehen würde. Es ist mir aber alles auf der Welt daran gelegen gewesen, Dich wiederzusehen.

Nun, au fond war ja dieser Krieg nicht eigentlich das, was man einen Krieg nennt, und so waren, vorläufig, meine Chancen gute. Ich habe einen schrecklichen Hass gegen die Polen davongetragen. Was diese Menschen getan haben, war von Anfang bis zum Ende blöd, widerwärtig, gemein, dumm, feig und hysterisch. Nur hin und wieder hat sich einer gefunden, der – allerdings gleichfalls sinnlos – Widerstand geleistet hat, z. B. einen ehem. österr. Oberst, Wrania oder so ähnlich, bei Zamość, und ein paar seiner Offiziere, gleichfalls alte Diener. Aber ihre Kühnheit war zwecklos, und es war, praktisch, kein Heldentum, sondern eine ungezogene Störung des Ablaufs dieses Feldzuges.

Meine Verwundung ist schon fast gut. Ich hoffe, ich kann Euch viel erzählen. Schreiben kann man es schwer, es nähme zu viel Raum weg. Hier sind wir nun schon in der Etappe mit allen ihren verfluchten Nebenerscheinungen. Zwei Tage wohnte ich vorher in einem meiner – von früher noch geliebten – polnischen Bauernhäuser. Das war viel schöner.

Schreibt mir bald, liebe Lotte und lieber O. C. Das Liebste und Schönste und Beste!

d. 26. IX. 1939.

N.

28) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 28. 9. 1939

Liebste Lotte, m. H.,

Du wirst gewiss sehr erstaunt sein, einen Brief von mir zu bekommen, der mit einer Marke frankiert ist: – die Sache ist die, dass ein Leutnant ihn mitnimmt und ihn in Wien auf die Post gibt. (Er fährt auf 2 Tage zum Kader.)

Das Regiment – so heißt es seit heute – bleibt zur Besetzung eines Teils von Polen hier: eine Sache, welche die Reserveoffiziere hoffentlich nicht allzusehr angeht. Mag sein, dass wir bald demobilisieren. Jedenfalls habe ich allerhand in die Wege geleitet, von den sommerlichen Filmleuten angefordert zu werden. Sehr lieb wäre es, riefest Du, gleich nach Erhalt dieses Briefes, Berlin an und zwar den Verlag S. Fischer. (Ich glaube: Berlinlützow [sic!] 9971; aber statt Lützow stehn jetzt auch 2 Ziffern.) Verlange Herrn Suhrkamp zu sprechen und sage ihm: meine Briefe, an ihn und an Prof. Carl Froelich, kämen erst später an. Er, Suhrkamp, wolle jedoch sofort und mit allem Nachdruck verlangen, dass Professor Froelich mich zur Fertigstellung des Films Mona Lisa anfordert, selbst wenn der Film jetzt | gar nicht fertiggestellt werden soll. Auf jeden Fall wolle Froelich mich sofort loseisen. Denn was tue ich jetzt noch hier?

Ich wäre sehr glücklich, bald zurück kommen zu können. Leite das bitte in Wege und lass Dir dann Nachricht geben, was geschehen ist.

Die Daten: Leutnant i. d. Res., 10. Kav. Schützen Rgt, 7. Schwadron. Feldzug mitgemacht und verwundet gewesen. Das kann schon nutzen; und dringend für den Film erforderlich.

Im Westen scheint's ja, unberufen, nicht weiter gehen zu sollen.

Hier ist's öde und stinkfad, und mir ist's blau ums Herz. Bitte erledige diese Sache bestimmt recht gründlich!

Wäre so schön, sähen wir uns bald wieder!

Alles Liebe Euch allen. In großer Eile

N.

d. 28. Spt. abd.

[v. frd. Hd.:] 4. Sept gestempelt

29) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 30. 9. 1939

L. L., m. H.,

ich habe Dein Kärtchen vom 22. erhalten. Ich war ein wenig traurig, nachdem ich es gelesen hatte. Ich glaube, es ist auf Grund von ein paar

stimmungsmäßigen Missverständnissen geschrieben. Vielleicht verstehst Du nicht ganz, warum ich Dir im Anfang der ganzen Geschichte so wenig geschrieben habe. Nun, das möge Gott nicht wollen, dass Du's wirklich je verstündest und auch in Situationen kämst, in denen Du begreifst, dass man nicht einmal Zeit für zwei ruhige Zeilen hat. – Zudem glaubte ich Euch noch in Bulgarien, und unsere Division war derart weit vorn und hing derart in der Luft (was jetzt das Erstaunen der ganzen Armee bildet), dass die Polen diverse Postsendungen abgefangen haben. Es kann sehr gut sein, dass Briefe von mir an Dich dabei waren. (Eine Zeit lang kriegten wir Benzin und Verpflegung ja auch nur mehr durch Flieger.) Kurz: glaub, bitte, nicht, dass Du ganz recht hast.

Meine anderen Briefe, insbesondere den, welchen Leutnant M. aufgegeben hat, wirst Du inzwischen erhalten haben, – denn jetzt, wo's eigentlich kein Feld mehr gibt, funktioniert die Feldpost großartig. Im Anfang brauchte jeder Brief mindestens 18 Tage.

Ich wäre für ein paar Zigaretten und Bonbons sehr dankbar. Hoffentlich brauche ich nun ~~hier~~ wirklich nicht mehr allzu lange hier herumzusitzen. Gestern kaufte jemand für mich ein paar Pelzfelle und einen Opossumkragen. Alles kauft, so weit möglich, | Pelze, aber es gibt in Polen fast nichts mehr zu kaufen, die Bahnverbindungen sind, durch Fliegerbewurf, immer noch unterbrochen und nicht ganz wieder hergestellt, – und insbesondere können die Geschäftsleute die zum Teil doch wiederhergestellten Verbindungen noch nicht benützen. So kauft man alles zusammen, was am Platze ist, aber es ist nicht mehr viel am Platze.

Nach den letzten offiziellen Berichten glaube ich, dass man wirklich den Wunsch hat, die Sache im Westen zu bereinigen. Hemmend wirkt vielleicht die englische Zähigkeit und das Festhalten an einem einmal gefassten Entschluss. – Aber im ganzen scheint mir die Situation für eine erfolgreiche Auseinandersetzung mit dem Westen noch verfrüht.

Viel Erfolg erhoffe ich mir von dem Telefongespräch, um das ich Dich gebeten habe. Ich bitte, sei recht hinter der Sache her. Denn die Zeit ist kostbar geworden, besonders in der jetzigen Zeit.

Das Liebste und Schönste Dir, O. C. und den Freunden!

d. 30. Spt. 1939

N.

30) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], o. D. [Ende Sept./Anfang Okt. 1939]

L. L., m. H.,

heute machte ich eine entzückende Fahrt durch das verregnete Polen, es regnet sehr und die Straßen beginnen grundlos zu werden. Der Wahnsinnige Oberst zwischen San und Bug ist auch schon niedergepackt worden, so dass sich's hier wieder leben ließe. Näheres über die Gesamtentwicklung weiß man nicht. Nun, werden ja sehen.

Wäre sehr lieb, würdest Du mir wieder ein paar Mozartkugeln senden, und eine oder die andere Zigarette. Auch ein paar Rasierklingen.

Ich hatte heute einen ungeheuren Schafpelz an. Jetzt esse ich eins von den großartigen, in Alkohol eingelegten polnischen Weichselkompotts. Abends eine Gans. Zu Mittag gab es brilliante [sic!] Hühner. Hühner sind besser als Granatsplitter, und Gänse sind mit Leuchtspurmunition gar nicht zu vergleichen.

Nein, Gott wird schon wieder was unternehmen, um ein paar Unbequemlichkeiten zu verlängern. – Schreib mir ausführlich, wie es Euch geht, und ob Du schon schön Radfahren kannst. Erikas Magazin hätte gewiß seine Reize, aber ich glaube ihm nicht recht. Nur dann: man soll nicht zu viel wissen und die Welt durch Märchenbrillen sehen. Dir und O. C. das Liebste und Schönste und Beste!

N.

31) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], o. D. [Ende Sept./Anfang Okt. 1939]

L. L., m. H., ich schreibe Dir heute noch rasch ein Brieflein, weil wir morgen wieder in Bewegung gesetzt werden, in irgendeine andere, wahrscheinlich nicht allzu weit entfernte Stadt. Ich habe inzwischen an Sándor und Lisa geschrieben. Wir hatten Regen, nun ist's schönes Wetter, aber schon ziemlich kalt, – was recht unangenehm werden kann, insbesondere auf dem Marsche, und bei Übernachtungen und dergleichen.

Ich hatte mir ein zweites Paar Stiefel bestellt, nun werde ich's nicht kriegen, und auch das ist peinvoll. – Ich mußte sehr über Maxens Hochzeit lachen, – was die Leute doch für Sorgen haben! Im Ganzen: es wäre gut, zöge ich hier nicht mehr allzu lange hin und her. Wollen sehen.

Hoffentlich warst du so lieb, zu telefonieren. Inzwischen will ich mich in das <lassen>, was man früher christliche Geduld nannte.

Wie geht's Euch? Warum erfahre ich so wenig Andeutungen von Eurem Leben? Ich bin heute ein wenig verdüstert und kann gar nicht recht schreiben. Ich habe schon lange kein Brieflein von Dir bekommen, das tut mir so leid.

In Eile – aber dennoch das Allerschönste und alle guten und herzlichsten Gedanken und Wünsche

Neni

32) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], o. D. [erste Oktoberhälfte 1939]

L. L., m. H.,

vielen aufrichtigen Dank für das Brieferl, in welchem Du vom Telefongespräch schreibst. Nun, hoffentlich wird was aus dieser Sache, – zumindest eine Anbahnung oder Vorbereitung für spätere Möglichkeiten.

Ich habe Dich und Lisa gebeten, mir einige Kleinigkeiten zu senden, z. B. ein Paar gloves, Rasierklingen, 1 oder 2 Paar ganz dünne aber wollene Socken, u. s. w. – Zigaretten, beeile ich mich, Euch mitzuteilen, gibt es seit gestern genug, und vielleicht sogar etwas mehr als in Wien, so dass ich Euch bitte, Euch von diesen Rauchwaren doch bestimmt nicht, um mir nützlich zu sein, zu entblößen. Dagegen freuen mich Bonbons sehr, und ich danke dir viele Male für die Schachtel von Demel; es war nur schade, dass die Bonbons | zerbrechlich waren, als die Schachtel ankam, waren einige ausgeronnen. Das Beste waren die Mozartkugeln.

Ich denke immer nach, ob ich Dir nicht gleichfalls mit einer Sendung eine Freude machen könnte, aber die Bahnen sind noch nicht wieder voll in Gang gesetzt; und was an Ware in den Geschäften war, ist fast ganz ausverkauft. Es ist noch nicht viel neues da, abgesehen davon, dass es sich ja doch nur um irgendwelche alte polnische Kuriositäten handeln könnte, die aber auch nur etwa in Krakau zu bekommen wären. Kurz: vielleicht ergibt sich die Gelegenheit, – die aber noch nicht da ist.

Es ist hier schon recht frisch, aber es soll ja auch bei Euch schon fast winterlich sein. Dass das Klima sich so merkwürdig geändert hat, gibt mir zu denken. Fast immer waren die großen Kriege und | sonst dergleichen Auseinandersetzungen von gräulichen Wintern begleitet; aber der Winter von 18 auf 19, z. B., war unbeschreiblich mild. Ich sehe mehr denn je den Zusammenhang vieler Dinge.

Es tut mir leid, dass ich, wenngleich ich nur wenig Dienst habe, vor lauter Kleinigkeiten, Gängen oder Fahrten zur Stadt, Besorgungen und so, – dass ich nicht auch dazukomme, ein wenig zu schreiben. Vielleicht aber wäre es dennoch zu früh; denn ich fühle eine gewaltige Sammlung erst eigentlich sich vorbereiten. Wie freilich, diese Sammlung sich in eine andre Substanz umsetzen wird, weiß ich nicht. Man | sagt, dass Künstler, unmittelbar vor Ihrem Tode, oftmals erklärt haben, sie stünden im [sic!] Beginn ihrer Arbeit. Vielleicht ist eben auch der Tod, oder: vor allem er, eine wirkliche Leistung. Vielleicht aber sind es doch nur Dinge, die uns plausibler scheinen, wie etwa wiederum Bücher … wir wissen nicht, mit welchen Maßen der Ewige die Leistung mißt. Wir wissen nicht, ob sie sichtbar sein müsse. Wahrscheinlich wohl nicht. Es kann die unsichtbare Arbeit des Totseins, es kann, ebenso gut, ein hohes Alter und eine Reihe sämtlicher Werke, es kann der Ruhm, es kann etwas ganz unberühmt bleibendes sein. Es kann – und dies ist das verwirrende – ebenso gut edel wie unedel sein. Nur eines – das wissen wir – | ist es bestimmt nicht: Oberflächlichkeit. Es gibt nur eines, das von allem Anfang an nicht ist: das Kleben an der Oberfläche der Dinge. Und dieses Jahrhundert hat rundum so viel Oberfläche, dass, ähnlich wie bei der Kohlenpatrone einer Gasmaske, nur mehr Oberfläche und gar keine Substanz mehr vorhanden ist. –

Eben erhalte ich Dein Brieflein, Zigaretten und Rasierklingen. Vielen, vielen Dank!

Ich schließe eilig, weil ich sofort einen höchst wichtigen Brief an Ullstein schreiben muss, – in einer ähnlichen Sache, wie es die ist, in der Du telefoniert hast. Werden sehen …

Das Liebste und Schönste!

Neni

33) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 4. 10. [1939]

L. L., m. H., nun bin ich wieder ein wenig ausgesöhnter mit meinem Schicksal, denn ich kriege meine Stiefel vor dem Abmarsche doch noch. Ich war heute bei dem Kommandeur des andern Halbregiments, dessen Stab in zwei Schlössern liegt. Die Schlösser liegen zwischen Teichen, Wiesen und Eichengruppen. Auf dem Wasser schwimmen Seerosenblätter. Das eine Schloß ist im Stil einer englischen Mansion, mit leicht polnischem Einschlag, eingerichtet, das andre mehr als Jagd-Hauptquartier. Die große Weite der Landschaft, mit diesen Inhalten, wirkte äußerst

beruhigend. Noch ist die ganze Oberfläche der Erde nicht durchaus verdorben, und wo sie verdorben ist, lässt sie sich, scheint's wieder regenerieren: nicht im Stile von Verschmocktheiten, sondern im Stil der Dinge, die rein und natürlich aus der Landschaft und einer schönen Auffassung der Menschen hervorgehen. Die sonstige Verunstaltung der Oberfläche der Welt ist so hässlich als widernatürlich – und wird sich, in ihrer Unnatur, deshalb auch nicht erhalten können.

Ich habe inzwischen oft darüber nachgedacht, dass Du geschrieben hast: Ich weiß gar nix ... Nun, ich weiß, eigentlich, auch nichts, ich weiß nur mit absoluter Gewissheit, dass alles, was geschieht, gut ist, und dass die Art, auf die's geschieht, auf dem Wege liegt, der zum Guten führt. Das weiß ich. Und man soll sich über die Mittel, die das Schicksal wählt, und die umwegig scheinen, nicht beunruhigen. Es sind keine Umwege. Es ist der geradeste Weg. Die Dinge sind spröde und die Erkenntnis | ist schwer. Die Erkenntnis im wachen Zustand ist überhaupt nicht möglich. Nur in einer Art überwachen Zustands sieht man und erkennt man richtig. Vielleicht ist es dies und ähnliches, was dieser Feldzug mich lehren soll. Denn er lehrt mich viel. Er lehrt mich vor allem, dass es falsch von mir war, zu glauben, ich hätte nichts mehr zu lernen. Nur zu lernen haben wir alle und nichts andres zu sein. Freilich zu lernen: auf eine Weise, die sich selbst ergibt.

Ich schließe, damit dieser Brief noch abgeht. Das Schönste und Liebste!

d. 4. Okt.

N.

34) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 5. 10. 1939

L. L., m. H.,

also: ich habe die Stiefel bekommen, und wir sind, vorläufig, nicht weitergezogen. Dagegen bin ich krank: ich habe eine hier ziemlich häufige Grippe, bei der alles hinten hinausbraust. Arm! Ich hatte aber Gelegenheit, diesen Vormittag zu Bett zu liegen, oder was man so nennt; denn ganz vollständig ist dieses Bett nicht.

Ich habe eine große Bitte. Würdest Du so lieb sein, mir recht rasch zwei Paar mitteldicke Wollsocken zu schicken? Nicht so dicke wie Skisocken, aber auch nicht so dünne wie Strümpfe. Sondern schön in der Mitte aber doch eher dick. Wäre sehr lieb! Ich danke Dich [sic!] vielmals im voraus.

Mache bitte zwei Päckchen und schicke die Paare einzeln.

Ich habe heute, im Bett, über die Westfront nachgedacht. Es ist sonderbar: so wenig ich glauben möchte, dass es dort zu einem richtigen Krieg kommt, mit tatsächlich allem Drum und Dran, so wenig kann ich glauben, dass der jetzige Zustand nicht in irgend einer – vielleicht schleichenden – Form weiterginge. Aber die Geschichte überrascht uns ja täglich, nicht durch neue Erscheinungen zwar, aber durch neue Varianten ihrer Lösungen.

Die Variante der zeitweisen höllischen Langweile kenne ich freilich schon aus dem Großen Krieg. Ich finde überhaupt viel Anlass, mit damals zu vergleichen. So unähnlich nämlich diese beiden Auseinandersetzungen einander sind, so haben sie doch so viel Ähnlichkeit wie etwa das Wirkliche mit dem Gespenstischen: gespenstisch deshalb, weil wir, was früher geschehen ist, damals schon genau und klar sehen konnten. Heute aber sehen wir die Motive nicht. Die jetzige Zeit ist eben doch viel interessanter als die damalige. Es geschieht auch Wesentlicheres als damals. Damals kam es, trotzdem der Krieg aufhörte, zu keinem Ende des Krieges. Jetzt kommt es vielleicht zu einer Lösung in Europa, ohne dass dem ein eigentlicher Krieg voranging. |

Denn dieses Einst lässt einen nicht los und braucht, au fond, nicht wiederholt zu werden. Es ist ja schon längst, bis knapp an die Lösung, erledigt und vollzogen. Und zwischen diesen zwei Erscheinungen liegen diese rätselhaften zwanzig Jahre der Nachkriegszeit, in der die Welt anders war, als sie je gewesen und je sein wird, die Vorhut sozusagen einer Zukunft, die wiederum anders sein wird als ihre Vorhut.

Es ging so weit, dass ich, bei jedem Artillerieeinschlag und bei jeder Maschinengewehrsalve den Kopf schüttelte und dachte: das könne doch nicht ganz so sein; das liege ja längst zurück; das seien nicht die Wirkungen der wirklichen, neuen Waffen. Was aber sind sie? Die Menschen wissen es nicht. Sie verwenden sie eigentlich schon, ohne sie zu kennen. Das deutlichste Symptom dafür ist diese – vorläufige – Ruhe an der Westfront. Was vollzieht sich also wirklich? Nun, wenn wir's auch noch nicht wissen, wir werden es bald erkennen. Denn die Abläufe vollziehen sich sehr eilig. Wir haben – vielleicht – schon ein Jahrhundert durchlebt, seit wir wirklich leben. Wir haben viele Leben gelebt. Vielleicht ist es unsere Aufgabe, noch viele zu leben. Die Weltuhr, die wir Gott nennen, dreht sich mit einer Exaktitüde, die allmählich besser scheint als die eines gut gebauten Theaterstückes, – und das will was heißen. –

Es gibt hier schon den einen oder andern, der um Urlaub gebeten hat, – die Anträge wurden zwar abschlägig beschieden, aber man nimmt an, dass sie dennoch bald bejahend erledigt würden. Ich will mich – auch von hier aus – nach diesen Dingen erkundigen. Mein Kommandeur sagte mir seinerzeit: da ich verwundet gewesen sei, käme ich für einen Urlaub durchaus in Frage. Ich möchte es nicht versäumen.

Ich hoffe, die Sonja Reitler hat mit der Wohnung kein Gewurstel gemacht, so dass ich einziehen könnte, wenn ich plötzlich erschiene. Es liegt da auch viel in Deiner Hand.

Lebt recht wohl, und ich sende Euch, über die Ferne und diese Ebenen aus Sand, aus denen die Toten von einst noch immer nicht abgelöst sind, die schönsten und besten Gedanken.

d. 5. X. 39.

N

35) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 9. 10. 1939

M. H.,

ich danke Dich [sic!] vielmals für Dein Brieflein vom 2. Okt. – Jetzt geht die Feldpost nur mehr 3 oder 4 Tage lang. Hoffentlich kriege ich recht bald wieder Nachricht von Dir. Ich möchte auch schon so gern den Apfel essen, der ganz allein auf dem kleinen Baum wächst. Hoffentlich brauche ich es nicht als Geist zu tun, dann würdest du den Apfel ansehen, und er wäre auf einmal weg und hätte sich dematerialisiert.

Es heißt, dass wir, nämlich das Regiment, bis auf weiteres hierbleiben. Nun, ich selbst hoffe ja, dass ich dann doch bald bei Euch wäre! Vorläufig ist es mein Zeitvertreib, meine Aus-|rüstung zu vervollständigen. Das gelingt zum großen Teil – zum andern freilich nicht, weil man so und so vieles hier nicht bekommt. Doch kann man sich's auch nicht schicken lassen, weil es für Feldpostpakete zu groß wäre.

Freilich sind das nicht meine einzigen Sorgen. Im Gegenteil; doch lenken sie von manchen andern Gedanken ab. Im Großen und Ganzen: ich glaube nicht mehr recht, dass es zwischen der großen Auseinandersetzung zwischen uns und den andern noch eine nennenswerte Pause gibt. Die Geschehnisse sind alle im Gange, und wir sollen mit dem Willen Gottes nicht hadern, dass er sich vollzieht. Es scheint zwar, dass der Vollzug verfrüht ist. Eigentlich aber ist nichts zu | früh und nichts zu spät, sondern es geschieht alles zur richtigen Zeit.

Sehr, sehr leid ist es mir freilich bei dem Gedanken, dass Du mich, wenn ich – wenn überhaupt – so erst viel später zurückkäme, vergessen haben könntest. Denn niemand soll meinen, eine sonderliche Ausnahme zu sein, und es ist so bei den Menschen, dass sie vergessen und vergessen werden. Wir freilich halten uns das, bei dem verhältnismäßig vielen Umgang, den wir mit den Werken der Unsterblichen haben, nicht immer vor Augen. Aber es gibt Unvergeßliche und Vergessene: es gibt, vor allem, so viel Vergessenes auch der Unvergessenen. |

Niemand weiß mehr was Rechtes von ihrem wirklichen Dasein, man weiß nur mehr von ihren Büchern etwas, – die aber nur eine ganz ungenaue Nachzeichnung ihres wirklichen Wesens sind.

Nun, man soll sich aber weder vor dieser Art von Nichts fürchten noch vor jener. Nur ist es gut, wenn man weiß, dass es nicht allzu aktuell ist, und dass wir wenigstens für die Spanne unserer Jahre einige Gegenwart besitzen, – Gegenwart, die, eigentlich, die einzige Form der Ewigkeit ist.

Aber eigentlich wollte ich doch nicht davon reden, – sondern von dem Besten und Liebsten und Schönsten, das ich nie aufhören werde, Dir zu wünschen!

d. 9. Okt. 1939

N.

36) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], o. D. [10. 10. 1939]

L. L., m. H.,

habe eine Bitte an Dich: bitte sende mir eine Offizierskappe, Kopfweite 56.

Sieht aus wie unsere ehem. Kavalleriekappen, hat eine Silberpasseporte und – vorne – einen Kavalleriegelben Zacken oder Sparren. Also es ist die Feldkappe, nicht das gewisse Stadt-Kappl, das Du nicht magst, das mit der Silberkordel.

Bitte sende mir die Kappe in einem Feldpostbrief. Vielen Dank.

Zwei Brieflein von Dir erhalten, war sehr glücklich, trage sie mit mir herum. (Es scheint viel Post entweder sehr lange zu dauern oder nicht anzukommen.)

Heute nur dieses. Das Allerliebste und Schönste!

N.

P. S. Ich hatte den Inhalt der Führerrede genau vorausgesagt.

Bin sehr stolz.

P. S. P. S. Nun habe ich ein weiteres Paar Stiefel aus Wien gekriegt. Jetzt ist’s wirklich möglich, dass Friede wird.

37) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 14. 10. [1939]

L. L., m. H.,

ich danke Dich [sic!] viele Male für das Brieferl, die Rasierklingen und die Zigaretten. Ich habe Euch geschrieben, dass es hier genug Zigaretten gäbe; aber auf einmal gibt es doch keine mehr, und für Nachsendungen wäre [sic!] dankbar. Bitte sende mir aber keine englischen mehr. Denn ich weiß, welche Freude sie Dir selbst machen, und es ist mir bestimmt lieber, dass Du sie rauchst, als dass ich sie rauche; denn ich rauche sie immer nur mit grossen Gewissensbissen, wenn ich bedenke, wie Du sie Dir absparst. Dagegen habe ich eine andre kleine Bitte: Sende mir doch wieder ein Paar | dünne Wollsocken und ein Paar Kavalleriegelbe Leutnantsschulterstücke, aber nicht solche zum Annähen, sondern solche, die man in schon vorhandene Spangen einknüpfen kann. Dies wäre sehr lieb.

Mit Schrecken habe ich vernommen, dass es keine Boules de Mozart mehr gibt. Aber man kriegt jetzt schon auch hier in denen Gschäftnern [sic!] so eine Art Bonbons.

Wegen eines Romans in der ‚Dame‘ und der daraus resultierenden Konsequenzen scheinen die Verhandlungen recht aussichtsreich zu laufen. Aber dies sind Dinge, an die man, nachdem man sie einmal in die Wege geleitet, nicht immerzu denken soll; sondern man soll sich von ihnen überraschen lassen. |

Im übrigen bin ich mit dem Lauf der Dinge so zufrieden, dass ich, wäre ich nicht ferne von Dir, fast glücklich wäre. Dies aber ist in der Tat das Sonderbare: ich habe immer Angst um dieses Wiedersehen, es beschäftigt mich fortwährend, und es quält mich die Hoffnung und die Freude so sehr, wie einen nur Hoffnung und Freude quälen kann.

Liebe, liebe Lotte.

Aber Dich bitte ich, doch guten Mutes zu sein. Haben wir doch die Größe dieser Ereignisse immerzu erwartet: und es wäre ganz schlecht und unverantwortlich von uns, würden wir auf einmal kleinmütig. Gott will es offenbaren, dass wir die vielen inneren Leistungen vollbringen, die mit solchen Geschehnissen verknüpft sind, und wir sollen uns | an die menschlichen Vorbilder der Vorzeit erinnern, von denen der Ruhm ihrer Seelen auf uns gekommen ist. Ich denke oft daran, dass es

mehr meine Aufgabe ist, einem Geoffroi Rudel nachzueifern als einem Bertrand de Borne, und das ‚amor de luenh' des einen wird alle Zeiten überstehen, nicht die hetzenden Gedichte des andern werden dauern. – Wenn Du aber wissen willst, wer dieser Rudel war, so lies, bei Heine, das Gedicht über die Melisande von Tripolis nach, die ‚princesse lointaine' des Rostand. –

Gestern sah ich Bilder von Eden in einem Magazin, er ist, mit Churchill, wieder in jenem ein wenig sonderbaren englischen Kabinett. Er ist, auch in Uniform, glänzend angezogen, und wenn Du an mich denkst, so denke Dir, dass ich mich, soweit es mir meine seelischen Mittel, deren ich, | umständehalber, nicht so viel zur Verfügung habe wie die Leute jenseits des Kanals, erlauben, innerlich so halte, wie jene äußerlich.

Aber wir haben jetzt sogar eine Flasche Benzin von den Kampffahrzeugen geholt, und meine einzige Uniform ist von großer Widerstandsfähigkeit. Zudem verfüge ich ab Dienstag über ein kleines Arsenal von Reitstiefeln, und wenn das Postament gut ist, ist alles gut.

Wir haben hier ein Flugfeld, auf dem wir exerzieren, und ich führe da lange, halbpolnische Gespräche mit einem <…>hüter, der zwei charmante Vorstehhunde hat. Abends gibt es hin und wieder Wein und Champagner, und nachmittags häufig Tee bei einem Grafen Saurma, | der es versteht, mit Hilfe zweier Zuckerbäcker und mehrerer gut dressierter Unteroffiziere ein Kriegsdasein herzustellen, wie es früher, bei uns, gebräuchlicher war. Zwischendurch essen wir viele Enten und Gänse.

Im ganzen: es ist vieles da, aber es fehlt auch vieles, das zu liefern freilich nicht das Amt des Staates ist. Schön wäre es auch, wieder reiten zu können, statt bloss auf die vielen dämlichen Motoren angewiesen zu sein. Aber au fond kann man auch ein ‚Knight without spurs' sein, und das ist es wohl, was man letzten Endes immer zu sein gehalten ist.

Grüss mir von Herzen O. C. und die Freunde!

d. 14. Okt.

Neni.

38) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 16. 10. [1939]

L. L., m. H., ich danke Dich [sic!] viele Male für Dein Brieferl, in welchem ein paar wirklich schöne Sätze vorgekommen sind, zum Beispiel der Satz, daß man das Himmlische ohne das Irdische nicht sieht: damit

scheint über das Irdische alles gesagt zu sein, was darüber zu sagen ist. Ich weiß gar nicht, ob Du weißt, wie schön dieser Satz gesagt ist.

Von Sándor erhielt ich gleichzeitig ein Brieferl, mit Rasierklingen, für die ich ihm mehr als dankbar bin; und hoffentlich gelingt es ihm auch, meinen Koffer im lieblichen Spratzern sicherzustellen.

Mein Hase, ich habe die große Bitte, dass Du für mich an Elferzwirnstrümpfen, in welche oben ein Gummi eingewoben ist, ankaufst, was Du kriegst und vorläufig für mich aufhebst; ebenso Cold-Creme Rasierseife und dergleichen Drogeriesachen; und wenn ich Dich darum bitte, dann erst schickst Du mir's, ja? |

Wie gerne würde ich dem Sándor Hühner, Enten, Gänse, Butter und Eier schicken. Aber das geht vorläufig noch nicht, da die Sachen nicht mehr als 250 gr. wiegen dürfen, und überdies lange reisen. Doch will ich's mit Eiern versuchen. Die wiegen ja weniger, außer denen vom Strauß.

Ich schreibe heut nur dieses. Gestern schrieb ich ein langes Brieflein.

Das Allerliebste und Schönste!

d. 16ten Okt.

Neni.

39) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 19. 10. 1939

L. L., m. H.,

vielen Dank für Dein langes Brieferl, auf das ich heute nur mit ein paar Zeilen antworte, denn es wird jetzt immerzu exerziert. – Bitte lies jetzt also das ‚Geheimnis Sankt Michaels'. Es würde mich wirklich freuen, tätest Du es jetzt lesen. – Wann kriege ich die Kappe? Freue mich schon darauf. Mein armes Hasi hat so viel herumzurennen. Bitte sende mir Zigaretten.

Das Liebste und Schönste!

d. 19. Okt. 1939.

Neni

40) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], o. D. [21. 10. 1939]

L. L., m. H., vielen Dank für Dein Brieferl vom 16. und für die Packerln. Das Brieferl war so lieb und schön! Wieviel neuen Vorteil hast Du doch aus der jetzigen Situation schon gezogen. Wollte Gott, auch ich hätte Vorteil davon. Freilich kann ich es selber noch nicht wissen.

Denk Dir, nächste Woche fahren wir also nach St. Pölten zurück. Wie lange wir unterwegs sein werden, kann man noch nicht wissen. Paar Tage vermutlich. Ich freue mich schon seit gestern so sehr darauf, dass ich Dich wiedersehen werde! Man sagt auch, dass wir Urlaub bekämen. Aber das ist nicht so sicher. Doch auch ohne Urlaub kann ich bestimmt für ein paar Stunden nach Wien, den einen oder andern Tag. Es ist schade, dass man mit dem Wagen nicht mehr fahren kann. Dann ginge es rasch und einfach.

Diese Sache in Berlin geht – hoffe ich – in Ordnung, und mein Hase braucht sich den Kopf darüber nicht zu zerbrechen. Zerbrich Dir den Kopf auch darüber nicht, dass diese Verschiebung uns, mit der Zeit, auch weiter nach dem Westen führen könnte. Denn so sicher es im Großen und Ganzen ist, wie die Zukunft sich gestalten wird, so wissen wir doch die Details und Varianten davon, | die Mittel und Wege des Schicksals, nicht, und in einem Trommelfeuer kann man sicherer sein als in Abrahams Schooß [sic!], während einen auf einem Spaziergang das Schrottkorn [sic!] eines Sonntagsjägers treffen kann. Das wirkliche Schicksal nämlich kennt einen Wahrscheinlichkeitskoëffizienten nicht. Gott lacht über die menschliche Wahrscheinlichkeitsmathematik. Man kann über Gott sagen, was man will, – aber letzten Endes ist er ein feiner Kerl: vor allem, weil er so gar kein Effekthascher ist, weil er Prestigeverluste in einem Maaße [sic!] auf sich nimmt, dass man fassungslos ist, und weil er mit manchmal geradezu beschämend einfachen Mitteln auskommt.

Nun, m. H., heute nur dieses Blatt zur raschen Benachrichtigung. Ich freue mich schon so sehr darauf, Dir viel erzählen zu können, das heißt: nicht eigentlich das zu tun, was man erzählen nennt, sondern Dir einiges Wesentliche zu berichten. – Ich weiß, wie gesagt, durchaus noch nicht genauer, wann wir zurück sein werden, tippe aber etwa auf die Monatswende.

Heute habe ich, bis zu dieser Abendstunde, meinen Geburtstag in vollkommener körperlicher und geistiger Rüstigkeit verbracht, nachmittags auch ein wenig geschlafen und nun ziehe ich mich zum Souper an. M. H., ich bin so froh, dass ich Dir diesen Brief schreiben konnte. Nun darfst Du aber nicht etwa weinen.

Neni.

41) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 29. 12. 1939

Frau Lotte Sweceny
Hochrotherd
Post Breitenfurt
Stadtgebiet von Wien.

L. L., m. H., hier haben die Hasen jetzt nichts zu lachen, denn es ist sehr kalt. Gestern und vorgestern war's noch viel wärmer. Ich bin von Ischl zu Fuß heraufgegangen, was sehr hübsch war. Der Schnee hat die Bäume belaubt. Heute habe ich leider Kopfschmerzen. Gestern versuchte ich auch, im Schnee einen Dauerlauf zu machen, aber das war nicht gut, denn es hat mich in der Brust zu stechen angefangen. Abends war ich bei Emil, es war sehr komisch, denn ich hatte fortwährend das Gefühl: Bazillen müssen so sein. Ich habe auch schon am Roman weitergeschrieben und werde bald mit dem dritten Kapitel fertig. In Wien bin ich wieder am 2. Jänner. Denk Dir, hier habe ich auf logischem Wege ermittelt, dass ich bei der Mobilisierung auch meine graue Flanellhose draußen vergessen habe, denn die geheimnisvolle Hose, die der Leutnant von Freusburg in seiner Küche gefunden hat, kann nur meine Hose gewesen sein. Ich habe | schon dem Bankó geschrieben. Oder hätte ich einem älteren, erfahrenen Offizier schreiben sollen?

Waldi ist relativ fett geworden und hat ein sehr schönes Fell. Hier ist's mit der Versorgung und allen diesen Sachen noch ganz gut. Die ‚widerspänstigen Pauren' müssen auch noch die geheimnisvolle Milchmanipulation nicht machen die Ihr in Hochrotherde habt. Infolgedessen habe ich auch schon einige Biffkes in der Umgebung von Ischl bemerkt.

Heute gehe ich ein bißchen Schafbergwärts, um zu sehen, was die Hasen machen. Sie haben es natürlich auch schwer, weil die Gräserchen alle unter dem Schnee sind. Und das mit dem Lager ist natürlich auch keine Kleinigkeit, bei der Kälte. Aber solange sie die Blume hochhalten können, ist ja alles noch relativ gut.

Nun wünsche ich Euch allen ein recht gutes Neues Jahr, das zumindest so vorzüglich sein möge wie das vergangene, und alles Liebe und Schöne und Gute!

René.

3.3 Briefe 1940

42) An Maria Charlotte Sweceny, Attnang-Puchheim, 20. 6. [1940]

Fr.
Lotte Sweceny
Wien
I. Herrengasse 6
(Hochhaus)

M. l. H., die schönsten Grüße aus Attnang. Ich weiß nicht, was die Leute auf diesem Bild machen. Schreib mir recht bald. Und grüß mir vielmals O. C.

N.

43) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [22. 6. 1940]

L. L., m. H.,

vielen Dank für Dein Brieferl, vom 18. Ich bin so glücklich, dass es Dir halbwegs gut geht, und auch ich habe mich schon ein wenig erholt. Ich bin viel auf dem Wasser und sitze herum und träume vor mich hin und harre der Dinge, die da kommen sollen, oder auch nicht.

Bitte rufe den Sándor an und sag ihm, ich lasse ihm vielmals für seinen Brief danken. Sag ihm auch, ich hätte gestern im Rössl gegessen, und da war es ganz gut. Es ist das beste, dass er, wenn er also doch im Rössl mieten will, gleich selbst einen Brief an das Ross schreibt.

Gestern geriet ich, bei Peperchen, zufällig zu einer Radioreportage über den Beginn der Waffen-|stillstandsverhandlungen im Walde von Compiegne. Am Interessantesten war mir's zu hören, wie der General Kuntzinger [sic!] einen Moment stutzte, als er den Wagen des Marschalls Foch sah und veranlasst wurde, einzusteigen. Du kannst Dir denken, wie sehr ich es bewundere, dass gerade durch diesen Akt das Unrecht von Versailles wieder gut gemacht werden soll. Es muß aber auch eine großartige Aufmachung gewesen sein: unsere Heerführer und der ganze engere Stab des Führers waren dabei.

Allerdings gibt es Leute, welche der Befürchtung Ausdruck geben, die Westdemokratien wollten uns durch die ganze Geschichte täuschen, – und auch die Amerikaner sind ein unangenehmes, auf ihren Geldsäcken sitzendes Volk und uns nicht freundlich gesinnt. Nun, im Notfall werden

eben die deutschen | Flieger über den Ozean fliegen und der Gesellschaft alles zusammenhauen. Ich glaube fast, ohne das wird keine Ruhe auf der Welt werden.

Ich habe noch nichts Näheres über meine weitere Bestimmung erfahren, aber von Eva Vollbach habe ich einen Brief bekommen: sie schrieb, die Sache seit [sic!] dort im günstigen Sinne erledigt worden, und ich müßte eigentlich schon die Verständigung haben. Wollen sehen.

Gestern war die Sommersonnenwende und heute ist der Tag, wo vor so und so vielen Jahrhunderten Hagen dalag und der Kriemhilde nicht sagen wollte, wohin er das Gold getan hätte, – worauf sie ihm den Kopf abschlug, und zwar mit seinem eigenen Schwert. Es ist sonderbar: vielleicht haben die Jahreszeiten und die Wenden der Zeiten doch irgend eine geheimnisvolle Macht, die | wir nicht kennen, die aber wirksam ist. Diese Dinge, überhaupt, sind alle so dunkel, als sie manchmal ganz offenbar scheinen, und vielleicht ist es mir bestimmt, diese Zeit mitzuerleben, um schließlich doch diese oder jene Entdeckung zu machen: wie das Unsichtbare in das Sichtbare eingreift. Denn in gewöhnlichen Zeiten hätte ich gar nicht darüber nachgedacht. Oder nur wenig. Nun, wir wollen sehen, ob es mir gelingt, mir etwas auszubrüten; denn wenn ich's nicht ausbrüte, brütet es keiner aus.

Mein Hase, nun wünsche ich Dir das Liebste und Schönste, und schreib mir recht bald wieder!

N.

44) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [ca. 26. 6. 1940]

M. l. H.,

eben habe ich – es ist nach Tisch – ein wenig geschlafen. Als ich einschlief, regnete es, aber als ich aufwachte, schien die Sonne, und ich machte das Fenster auf und lehnte mich auf das Fensterbrett. Die Sonne schien sehr warm hin, und es war sehr angenehm.

Gestern fuhr ich mit einem vom Film, der hier bei Emil war, auf den Schafberg. Plötzlich sahen wir eine Auerhenne auf dem Geleise sitzen: sie hatte mehrere Auerküchlein bei sich, und als der Zug herankam, ging sie langsam mit den Küchlein seitwärts in den Wald.

Auf dem Rückweg sahen wir ein Rehkitz. |

Aber Hasen sahen und sahen wir keinen. Es ist also sehr schwer, den Hasen hier eine Mitteilung zu machen.

Das Schwein von der Frau Hecht ist erkrankt, und es erscheinen allerhand Weise aus der Umgebung zu Konsultationen. Und wir hoffen alle, dass es ihm bald wieder gutgehen wird: Frau Hecht behauptet, Waldi sein ein Sadist, denn er hat eine große Freude, wenn mit dem Schwein etwas vorgenommen wird.

Der Kater Stutzi ist auch nicht mehr so schön buschig, wie er war, sondern er macht einen wesentlich reduzierteren Eindruck. Er ist eigentlich eine ganz gewöhnliche Katze.

Mit Sándors Urlaubsplänen scheint alles in Ordnung zu gehen. Er will, glaube ich, am 13. Juli kommen. Wann kommst Du, mein | Hase?

In betreff meines weiteren Urlaubs oder meiner weiteren Verwendung haben sie mir noch immer keine Mitteilung gemacht, was aber besser ist als eine unangenehme.

Nun, in Frankreich ist der Krieg auf einige Augenblicke der Weltgeschichte zu Ende, und das europäische England wird nicht mehr lange Widerstand leisten. Es wird allerdings dann den Widerstand anderswo fortsetzen, und auch im übrigen Europa wird es noch mancherlei Bewegungen geben. Der kriegerische Zustand wird da bis Sommer oder Frühherbst 1943 dauern.

Immerhin also – wenngleich vielleicht von Pausen der Waffenruhe unterbrochen – noch drei Jahre. Ich bin neugierig, wie ich mit meinem Dienst und Du mit Deinem Lüftschütz [sic!], wie wir uns da durchschlängeln | werden; das soll Dich aber nicht hindern, doch schon ein wenig wegen Deines Herkommens zu überlegen. Ich habe Eva Vollbach geschrieben und von ihr wieder einen Brief bekommen: sie sagt, Dr. C. habe ihr erneut gesagt, das Gesuch würde durchgehen. Wollen sehen.

M. H., was haben die Leute, die bei Dir waren, Dir denn Aufregendes erzählt, daß Du noch im Badewasser Gedichte gelesen hast? Wie kann man denn einen Hasen so aufregen!

Nun wünsche ich Dir das Liebste und Schönste, und gib recht bald Nachricht!

N.

45) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [ca. 28. 6. 1940]

Mein lieber Hase,

wie schön ist doch die Geschichte mit den Elefanten! Vielen Dank auch für den Schnaps und die Zigarette [sic!]. Karte aus Salzburg ist

aber keine gekommen. Ich komme Freitag nachmittags um halb vier. Bitte schreib mir, wo Du so lieb warst, das Zimmer zu reservieren. Ich habe einen kurzen Entwurf zum ‚Sokrates' geschrieben, – bin ein wenig müde. Auch in die ‚Sizilien' habe ich wieder hineingeschrieben. Freue mich sehr auf Wien.

Das Liebste und Schönste!

46) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [1. 7. 1940?]

M. l. H.,

ich danke Dir vielmals für Dein liebes Brieferl und freue mich schrecklich, dass Du kommst. Denk Dir, vielleicht fahre ich vorher sogar nach Wien. Denn die Filmleute fangen an, mich wegen des Films zu sekkieren (wie ich es vorausgesagt hatte) und wollen mit mir „reden". Sie finden, dass viel zu wenig vom Bahnhof darin vorkommt. Ich habe ihnen inzwischen andre Arten von Vorschlägen gemacht und warte die Antwort ab.

Ein Zimmerlein werden wir für Dich schon finden, wie Du es willst, wenngleich das Grand-Hotel in der Tat nicht aufsperrt. M. H., wie kannst du nur glauben, daß mir irgendeine Gesellschaft lieber wäre als Deine, – ganz abgesehen davon, daß ich, eigentlich, gar keine habe! Denn ans andre Ufer fahre ich selten, mit den Leuten | ist im Moment wieder einmal kaum zu reden, es ist also sehr gut, dass die Nachricht vom schaukelnden Elefanten sie wieder ein wenig ins Gleichgewicht bringt. Und in der Ried bin ich auch nur gelegentlich am Abend. Aber auch meinen Nabel habe ich – ich Kleinod im Lotos! – nun eigentlich schon genug betrachtet, sodaß mir alles klar geworden ist. Das alles wäre aber auch sonst nicht das geringste Hindernis gewesen, mich auf Dich zu freuen.

Mir ist nur gräßlich leid, daß Du erklärst, Du könntest zwischen dem 5. und 15. nicht kommen. Daß Du da nicht ganz au fait bist, ist doch kein wirkliches Hindernis! Man weiß doch nicht, was die Zeit bringen wird. Warum also sie versäumen? Ich stelle mir vor, daß ich etwa Mitte der Woche von den Filmleuten Nachricht habe, dass ich Ende der Woche oder anfangs der nächsten auf einen Tag nach Wien kommen müßte und | daß wir dann etwa gemeinsam herausführen, oder (wenn Dir das aus mancherlei Gründen nicht ganz das richtige schiene) sehr bald nach einander. Fassen wir also doch etwa den 10. ins Auge; denn viel länger

lasse ich mich von den Leuten nicht foppen. Bitte schreibe mir gleich, was Du hievon hältst.

Über meine militärische Karriere zerbreche auch ich mir nicht mehr sehr den Kopf. Ich halte es sogar für möglich, daß das Wehrbezirkskommando meiner Meinung über diese Dinge ist, – wenigstens soweit sich aus der Besprechung schließen läßt, welche Sándor dort hatte. Und schließlich: es laufen ja alle diese Angelegenheiten.

Überhaupt: indem ich mein Leben bedenke, scheint es mir zwar von einer solchen Menge von Unannehmlichkeiten und Abenteuern garniert, dass man in der Biedermeierzeit, wo bekanntlich nichts los | war, die Hände darüber zusammengeschlagen hätte; aber ich habe die absolute Überzeugung, daß unser aller Leben dorthin führen, wohin sie führen müssen. Und es ist sehr schwer für mich als Einzelnen zu bestimmen, ob mein Leben zu Ende ist, oder ob es, in seinem Wesentlichen, erst beginnt. Fast will es mir aber scheinen, als ob dies alles geschehen müsse, damit ich einmal etwas darüber zu sagen hätte (oder etwas ganz andres zu sagen, zu dem ich aber die Erkenntnisse aus allen meinen Erlebnissen gezogen: und deshalb soll man sich gegen Ereignisse und Erlebnisse, die das Schicksal einem vorschreibt, nicht allzu sehr spreizen; sie dienen der Entwicklung der Persönlichkeit).

So hat mich denn zum Beispiel auch die plötzliche Tätigkeit von der Erika ihrem Muscha nicht überrascht, und ich bin sicher, dass er, in diesem und in andren Fällen, noch sehr viel zu tun haben wird. |

Das ist ja das Schöne bei der Betrachtung aller dieser Dinge, dass das Schicksal immer wieder Mittel findet, die Entwicklung, wie sie geschehen soll, weiterzuführen.

Ich bin zwar überzeugt, daß diese ganze Sache, an sich, schließlich in einem für die Schaukler ungünstigen Sinn enden wird; aber sie treibt den Karren dennoch weiter. Sie greift auch weiter um sich. Schon N. spricht von den weiteren Folgen. Er meint dem Rosche sein Pendant.

Nun, m. H., gib also recht bald Nachricht.

Das Liebste und Schönste!

N.

47) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 2. 7. [1940]

M. l. H.,

vielen Dank für Dein Brieferl vom 29. Juni. Nun, inzwischen wirst Du ja mein Brieferl erhalten haben. Ich erwarte in Bälde die Nachricht von

den Filmleuten: doch so oder so, ich rechne damit, dass Du etwa Mitte nächster Woche da bist, – ob Du nun allein reisest, mein H., oder ob wir zusammen von Wien herfahren.

Alles unter der Voraussetzung, dass keine Elementarereignisse eintreten.

Die ersten Mitteilungen Deines Briefes haben mich natürlich betrübt, wenngleich | es vielleicht nicht einmal richtig war, sich davon betrüben zu lassen. Schon als ich abends heimging (wo dann Dein Brief lag) lief mir eine schwarze Katze über den Weg, und vor mir ging eine Person. Aber diese Person ging nicht als erste über die Spur, sondern sie bog nach links ab; so ging denn ich als erster drüber.

Doch Katzen hin, Katzen her, – wenn Ihr mit Hans verhandelt, und wenn das zu etwas führt, so kann das nur zu seinem Nachteil sein, denn wenn Ihr zu verhandeln nicht nötig hättet, so tätet Ihr's ja nicht. Ich bin neugierig, was er tut. Aber er wird wohl nicht viel anders können, als zulagen [sic!]. Damit wäre das Geschäftliche auf lange erledigt.

Ich hoffe, Dir in jener verdammten Filmsache | bald Nachricht geben zu können. Auch mit dem Roman für die „Wehrmacht" haben sie's plötzlich immer eiliger und eiliger, – ohne aber dass die Voraussetzungen dafür geklärt werden. Doch haben sich die Leute in einem Brief, den ich heute erhalten habe, erbötig gemacht, durch das Oberkommando nachbohren zu lassen, und ich schrieb, sie sollten das nur tun. –

Bin recht betrübt. Gut ist an der ganzen Sache nur, dass ich mir um Olga nicht mehr so viele Sorgen zu machen brauche. Das ist schon etwas – und man soll ja überhaupt seine eigenen Wünsche hinter edlere Regungen zurückstellen. Das liest sich in Romanen recht schön, ist aber in Wirklichkeit schwer. Nur tut man's, als anständiger Mensch, schließlich doch. Man tut es | sogar ganz von selber und kommt auch auf gar keine andre Idee. Das ist es ja. Ich bin neugierig, was das noch alles werden wird.

Nun, m. H., denken wir an etwas andres. Ich gebe Dir sofort Nachricht, sowie ich etwas weiß. Vielleicht sehen wir, wenn Du dann da bist, doch einen Hasen und können ein bißchen mit ihm Konversation machen. Denn gegen mich allein sind sie ja nicht sehr mitteilsam.

Das Liebste und Schönste!

d. 2. VII.

N.

48) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [ca. 4. 7. 1940]

M. l. H.,

vielen Dank für Dein Brieferl vom (– ohne Datum) vom Dienstag, vermute ich. Ich bin von den Filmleuten noch ohne Nachricht. Aber nimm Dir doch bitte bestimmt sogleich einen Erlaubnisschein für etwa den 10. Den [sic!] später als am 10. möchte ich bestimmt nicht herausfahren. Freue mich schon schrecklich auf Dich, und wenn das Datum Deiner Ankunft fixiert ist, nehme ich Dir sogleich ein feines Zimmerlein. Das Liebste und Schönste! Und nächstens mehr. In Eile, damit der Brief noch weggeht.

N.

P. S. Die Milan-Sache ist zwar aufgeschoben, aber nicht aufgehoben: – was noch viel besser ist.

49) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 5. 7. [1940]

M. l. H.,

heute, am Freitag, ist noch keine Nachricht von den Filmleuten da, vielleicht aber kommt sie am Nachmittag, oder morgen. Doch bin ich entschloßen, mich auf keinen Fall länger als bis Sonntag oder Montag von dieser Eventualität hinziehen zu lassen. Ich schreibe dir also am Montag ein Brieflein, aus welchem hervorgehen wird, wie die Situation dann sein wird, und danach wollen wir tun, als ob es die Filmleute gar nicht gäbe und uns auch nach ihren Wünschen nicht weiter richten, sondern so tun, als ob sie gar nicht vorhanden wären.

Bis Montag also warte ich noch. Danach schreibe ich Dir und rechne damit, dass Du mir dann den Tag und die Zeit Deiner Ankunft gleich | mitteilst. Du kannst Dir denken, wie sehr ich mich auf Dich freue!

Abends gehe ich hin und wieder zu Peperchen, aber die übrige Zeit bin ich allein, mache Bewegung und denk über eine Unmenge von Dingen nach. Man kann, wie in solchen Fällen immer, nicht sagen, daß dabei etwas Exaktes herauskäme; aber es entsteht eine Art giltiger Allgemeinstimmung und eine Einstellung den Dingen und Ereignissen gegenüber, welche angenehm ist. Und überhaupt: vielleicht entstehen die Resultate im Unterbewusstsein, und man handelt danach ganz richtig, ohne es selbst zu wissen.

Das Liebste und Schönste also, und auf nächstens.

d. 5. VII.
N.

50) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [ca. 6. Juli 1940]

M. l. H.,
ich erhielt Dein Brieferl vom 4. VII. und gleichzeitig eins von denen [sic!] Filmleuten, aus welchem hervorgeht, daß es mir gelungen ist, ihnen meine Reise nach Wien auszureden. Das ist beides sehr fein, und ich freue mich schrecklich, daß Du am 10. kommst. Das wird ein Mittwoch sein. Wenn der Bäderzug um etwa 11 Uhr von Wien weggeht, wird er wohl gegen 4 oder 5 Uhr in Ischl sein. Ich komme Dir nach Ischl entgegen, und wir fahren dann gemeinsam her. Von Ischl geht der Zug um $17^{h}43'$ und ist gegen 7^{h} hier. |

Nun werde ich Dir ein feines Zimmerlein nehmen, welches auch das – den Wahn aller Leute seit 1920 bildende – Fließwasser wird aufzuweisen haben. Es sei denn, dass ein andres, welches kein Fließwasser hätte, sonst sehr schön wäre. Bitte, m. H., gib also die Fahr- und die Platzkarte, die Du so lieb warst, für mich zu nehmen, wieder zurück. Vielen Dank dafür. – Heute ist's schön, morgen könnte es regnen, aber bis Du kommst, wird es wohl wiederum schön sein.

Nun, m. H., hoffentlich läuft alles in Ordnung. Du kannst Dir denken, wie sehr ich mich freue.

Bitte bring mir die Joan of Arc von der Sackville-West mit.

Das Allerschönste, und auf Wiedersehen!

N.

P. S. Was sagst Du zu den Gemeinheiten der Engländer!

51) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Ende Aug. 1940]

L. L., m. H.,
nun sind's schon fast drei Tage, daß Du weg bist, und heute kam das Kärtchen. Ich arbeite entsetzlich fleißig, nur gestern nachmittag war ich mit dem Minister Rust und dem Regierungspräsidenten von Salzburg, (den ich sehr schätze), in Mondsee bei einem Cousin des Schalk, welcher der Nachfolger des Schönerer hätte werden sollen. Dann aßen wir alle

bei Jannings. Es war gar nicht so aufgezogen, und recht idyllisch, nur ein Tschau biß Rust's kleines Kind ins Knie. War aber auch nicht arg.

Heute abend gehe ich zu Peperchen. Ich schreibe, unter Überspringung von Teil III und IV am Abschnitt Silverstolpe und glaube fast selber, dass das sehr schön wird.

Ich glaube, ich habe wieder ein wenig Fieber (36,9). Mein Hase, nun gewöhne Dich schön in Wien ein, damit es nett wird, wenn ich, s. G. w., komme. Ich | habe schon eine ganz wilde Schrift vom vielen Schreiben.

Bitte dirigiere das Beiliegende an Bobby weiter. Schreib mir gleich wieder. Und teile mir mit, ob Du schon in der Buchhandlung warst, und was Du vom Stifter gekriegt hast.

Die Zensur des Neuen [sic!] Romans geht vorläufig in Ordnung. Wegen dem Geldi verhandle ich jetzt.

Mein Hase!

Neni.

52) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Bad Ischl], o. D. [Aug. 1940]

L. L., m. H.,

ich bin mit dem Rade hierher nach Ischl gefahren und schreibe Dir dieses Brieflein. Ich war so fleißig. Ich habe das ganze Kapitel Silverstolpe geschrieben und es ist recht gut so ausgefallen, wie ich mir's vorgestellt habe.

Ich mache jetzt kleine Einkäufe und dann fahre ich wieder zurück, um ein bißchen abzuschreiben, und am Abend bin ich beim Peperchen, – dessen Theater auf einmal nicht geht, sei es wegen der Bomben oder aus andern Gründen. Ich bin doch ein netter Mensch, statt Bomben wollte ich Bonbon schreiben. O hätte die Welt nur mehr letztere herunterwerfen wollen!

Hoffentlich kriege ich bald ein Brieflein von Dir, m. H., und schreibst Du mir auch, ob Du einen schönen Stifter gefunden hast.

Das Liebste und Schönste!

Neni.

53) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 4. 9. 1940

Frau Lotte Sweceny.
Wien

I. Herrengasse 6
Hochhaus.

L. L., m. H.,
ich danke Dir viele Male für Deine beiden Brieflein. Das ist recht, daß sich die Leute über Dich freuen! Wir hatten bis gestern schönes Wetter, heute regnet's. Ich arbeite jetzt nicht mehr so viel wie in den Tagen, in denen ich den Abschnitt Silverstolpe geschrieben habe, sondern es bilden sich wieder die schönen Bureaustunden heraus. Vorgestern abend war ich bei Jannings, der heute nach Berlin reist (oder vielmehr: bloß in die Nähe), und gestern war ich bei Peperchen.

Den Stifter wirst Du freilich nicht in den Buchhandlungen kriegen (es sei denn, dass noch eine Insel-Ausgabe aufzutreiben wäre), sondern nur in jenem bewußten Antiquariat. |

Dem Sándor werde ich das Abzeichen kaufen. Bitte sei auch Du so lieb, den Sedlak zu fragen, wann er mir meinen Mantel schicken wird.

Mit der „Wehrmacht" stehe ich in Korrespondenz. Die Leute schreiben, dass sie sich nochmals an das Wehrbez.-Kommando gewendet hätten, mit einer Darstellung der Situation. Wenn das WBK. die Sache zur Kenntnis genommen habe und danach handeln wolle, so brauche es nicht weiter zu antworten. Nun, es hat – wie es im Amtsgebrauch sein soll – nicht geantwortet, und die Leute stehen auf dem Standpunkt, es sei alles in Ordnung. Werden ja sehen. Es hängt das natürlich auch von den weiteren Entwicklungen der Dinge ab. Wenn der Fimbul-Regen die weiteren Aktionen nicht hindert und wenn Verluste kommen, wird man auf alle jene zurückgreifen, welche vorläufig zurückgestellt sind. Jedenfalls können diese Monate bis November über den ganzen Krieg entscheiden, – aber | sie müssen nicht. Es ist möglich, dass, was immer geschehe, ohne Einfluss auf alles weitere bleibt.

Es ist, schließlich, auch nicht meine Aufgabe, über diese Dinge, wenn sie nicht ganz naheliegen, nachzudenken. Ich denke entweder an andres oder an meine Arbeit. Ich glaube, meine Arbeit ist deshalb so schwierig, weil ich beständig außerordentliche Möglichkeiten sehe die ich entweder keine Zeit habe auszuführen, oder wozu ich zu faul bin oder überhaupt keine Lust habe. Die Schwierigkeit also ist die, aus einem enormen Vorrat eine beschränkte Menge von Möglichkeiten auszuwählen. Denn den ganzen Vorrat zu erschöpfen, dazu scheint mir die Zeit noch nicht gekommen. Es würde, was ich schriebe, verpuffen, – und man soll, für später, immer noch ein wirkliches Programm haben, nicht bloß

Wahnvorstellungen von einem solchen. Man soll niemals alles getan haben, was man hätte | tun können. Man wird sonst überflüssig.

Doch dies nur nebenbei: Schreib mir recht bald wieder, mein Hase!

Das Liebste und Schönste!

Neni.

Grüsse O. C. herzlichst und viele Male. Bitte telefoniere Sándor, ich ließe ihm aufrichtig für die Seele und den Brief danken. Z. geht es sehr gut.

P. S. Der Film ist angekommen, und ich habe ihn an Dich weitergeschickt. Ist er gut?

54) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 13. [9. 1940]

L. L., m. H.,

vielen Dank für Dein Brieflein vom 11. Ich freue mich, daß der Film gut geworden ist. Inzwischen wirst Du ja auch mein Brieferl mit den Masken erhalten haben. Es war, wie gesagt, nicht mehr ganz feststellbar, wie es sich damit verhält, und so haben wir Dir ein Assortiment zusammengestellt.

Was Du in meinem letzten Brief nicht ganz verstanden zu haben scheinst, ist das folgende: in dem Augenblick, in welchem ein Künstler alles gesagt hat, was er zu sagen hatte, hört er auf zu leben. Und sicher leben auch die andern Menschen nur so lange, bis sie getan haben, wozu sie da sind. Man weiß nicht, | was es ist, wozu sie existieren. Aber irgendetwas ist es, und beim Künstler ist es am deutlichsten. Es lässt sich insbesondere bei Wilde und bei Stifter nachweisen.

Habe ich nun gesagt, ich müsse mir mit selbst sparen, so ist das vielleicht nicht ganz richtig. <u>Es</u> spart wahrscheinlich mit mir. Ich bin entweder sehr untalentiert oder sehr spätreif. Nehmen wir – da ich die Ahnung von vielen Dingen habe, die ich eigentlich leisten sollte, – das letztere an. In meinem Alter hatten sich viele andre Künstler schon völlig vollendet. Ich kann Dir aber gar nicht sagen, wie außerordentlich unvollendet ich bin, – so sehr sogar, dass ich wirklich an mir selber zweifle. Denn ebenso sehr, wie ich manchmal glaube, noch sehr viel zu tun zu haben, ebenso sehr finde ich, was ich bis jetzt getan, von einer argen Kümmerlichkeit. |

Andre können das sehr schwer beurteilen, – ist man sich doch meist darüber gar nicht im Klaren, <u>was</u> die Menschen, oder einzelne von ihnen, schon außerordentliches vollbracht haben. Es wird mir freilich

durch die Umstände schwer gemacht, Ungewöhnliches zu leisten. Man kann eigentlich doch keine Meisterwerke für die Berliner Illustrierte schreiben. Aber das, was ich mit dem allen meine, ist: vielleicht wird die Zeit kommen, zu der ich berufen sein werde, zu schreiben wie ich soll; vielleicht werden die Umstände dann danach sein.

Das ist es, was ich eigentlich gemeint habe: dass ich mich für jene Zeit aufsparen muß. Und vielleicht spart mich das Schicksal wirklich für jene Zeit auf. –

Um die Preiselbeeren und den Honig sind wir bemüht. Die Deutschen sollen so viel weggekauft haben. Aber mit dem Honig wird es, hoffentlich, | gehen.

Mein Hase, wie kannst Du glauben, dass ich Deine Brieflein nicht genau lese! Ich arbeite jetzt auch gar nicht so viel, ich bin mehr mit der Konstruktion beschäftigt. – Das ist unangenehm, aber nicht so sehr mechanisch anstrengend.

Fein, dass es Dir in Wien gefällt. Wegen meiner Wiener Wohnung weiß ich noch nichts. Aber Pia fragte mich, ob sie sich wegen einer Wohnung umschauen solle. Ich weiß noch nicht recht, ob es nicht doch besser ist, wieder ins Hotel zu ziehen.

Das Liebste und Schönste!
d. 13.
Neni.

55) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, <19.> 9. 1940

Frau
Lotte Sweceny
Wien
I. Herrengasse 6
(Hochhaus)

L. L., m. H.,
ich war wiederum äußerst tüchtig und habe eine Menge weitergearbeitet. Aber warum höre ich schon seit so langer Zeit nichts mehr von Dir? Hier ist wieder schönes Wetter, aber ich halte es nur für ein Einsprengsel zwischen schlechtem Wetter. Immerhin kann man's genießen.

Also schreib mir recht bald!
Das Liebste und Schönste!
N.

56) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 21. 9. [1940]

L. L., m. H.,

endlich ist wieder ein Brieferl – außer dem Sammelbrief – von Dir gekommen. Ich bin so fleißig! Ich hoffe, dass ich wenn ich in den ersten Oktobertagen nach Wien komme, die ersten 5/7 des Buches mitbringe. Fehlen dann noch 2/7. Was darin vorgehen soll, ist mir gänzlich schleierhaft. Aber Gott, der nie hilft, wird auch in diesem Fall nicht helfen. Es wird mir von selber einfallen müßen. (Ich nehme es Gott aber auch nicht übel, dass er nicht hilft. Er ist schließlich zu andrem da.) |

Jetzt finde ich schon hin und wieder Brombeeren. Neulich war der ganze See mit krabbelnden Baumwanzen bedeckt. Auf jeder Quadratklafter war eine. Es ist schon sonderbar in diesem Jahr. Im Frühjahr waren überall kleine, tote Vögel. Die Baumwanzen, offenbar, hatten sich zu einem großen Fluge zusammengerottet und waren alle ins Wasser gefallen. Gegen Abend wurden sie von den Fischen gefressen. Et pisces comederunt illas.

Es war jetzt ein paar Tage recht schön. Der Südwind hatte das Westwetter, das fortwährend über Europa marschiert, weggedrückt von diesem Alpenrande.

Vor drei Tagen war ich mit dem Boot in Fürberg und habe mir die alten Scheiben angesehen. Die Kellnerin | sagt jetzt nicht mehr Nappkuchen [sic!]. Dienstag fährt das Peperchen, wehklagend. Emil ist schon lange irgendwo bei Berlin. Heute bin ich drüben. Es soll Backhühner geben.

Jetzt muß ich, ehe ich von hier fortfahre, noch 2 Kapitel schreiben. Dann sind fünfzehn, und die Tafeln und die Einleitung, fertig. Fehlen dann nur noch die ominösen sechs.

Ich bin ein wenig abgespannt, aber es ist sehr gut geworden.

Schreib mir bald wieder, mein Hase!

Das Liebste und Schönste!

d. 21. Spt.

Neni.

57) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 25. 9. 1940

L. L., m. H.,

ich bin sehr traurig, daß es Dir mit der Gesundheit nicht so gut geht, wie es Dir eigentlich gehen sollte. Nun, hoffentlich hast [sic!] das ganze bloß einen Grad erreicht, welcher bald zu heilen ist! Ich wünsche es von

ganzem Herzen. Vielleicht war auch die viele Bewegung, die Du gemacht hast, daran schuld. Aber in Wien stellt ja eine gewisse Unbeweglichkeit sich von selber ein.

Gestern sendete ich Dir eine Karte, dass man mich wieder enthoben hätte. So ist es in der Tat. Gut, dass dies wieder für eine Zeit – ich weiß noch nicht für welche – geregelt scheint. Finanziell fürchte ich in eine vorübergehende Klemme zu kommen, aber das andre ist wichtiger, | und auch das mit dem Geldi kann sich plötzlich wieder geben.

Im Konzept habe ich jetzt die ersten fünf Siebentel des Buchs fertiggeschrieben. Nun muß ich das meiste noch abschreiben – was aber rasch geht – und dann komme ich nach Wien. Ich freue mich schon sehr.

Für heute nur dieses. Ich beeile mich, dass der Brief noch mit der Abendpost weggeht. Zudem soll ich den Kernmayer anrufen.

Das Schönste und Liebste!

St. W.,

d. 25. Spt. 1940

Neni.

58) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 30. 9. 1940

L. L., m. H.,

heute habe ich Dir telegrafiert, dass ich erst Montag in Wien ankomme, und zwar möchte ich um $15^{h}30'$ am Westbahnhof sein. – Meine Abreise von hier wäre nämlich, im Falle ich am Mittwoch gereist wäre, eine überstürzte gewesen. So habe ich noch die paar Tage zugelegt, weil es mit dieser Filmsache, die am Donnerstag hätte beginnen sollen, nichts geworden ist.

Ist mir ohnedies lieber. Denn durch den Blödsinn wäre ich, in bezug auf den Roman, ganz aus dem Konzept gekommen.

Der Roman, von dem fünf Siebentel | quasi fertig sind, macht jetzt auf mich selbst einen respektabeln [sic!] Eindruck; und auch die Handlung der restlichen zwei Siebentel ist mir – auch schon ziemlich im Detail – eingefallen. Hätte ich den ganzen Plan vor der Niederschrift gefasst, ich hätte mir die Fülle der Details gar nicht merken können und wäre zu etwas so Kompliziertem gar nicht gekommen. Aber unterm Schreiben selbst haben sich die tollsten Varianten eingestellt und nun ist das ganze ein wahrer Hexensabbath von Ereignissen und eine äußerst multiple Konzeption geworden.

Du kannst Dir natürlich denken, wie fleißig ich war; zwischendurch aber mußte ich mich ja auch erholen, um nicht abgespannt zu werden, kurz: es war schon eine zugleich streng eingeteilte und auch wunderliche Zeit. Dabei wird das Buch im | Umfang nicht viel geringer sein als die ‚Standarte'.

Mit den Leuten von der ‚Wehrmacht' scheine ich jetzt zu einem Abschluss zu kommen. Ob die dann aber das Buch auch wirklich brauchen können? Wahrscheinlich schon, denn es ist, neben seinen Inhalten, eine wahre Räubergeschichte. Nur werden sie allerhand Änderungen haben wollen, – ich aber werde im Vertrag die Stellen streichen, die mich zu Änderungen verpflichten können. Sollen sie sich's dann selber ändern. Wie es dann aussieht, ist mir ziemlich egal, weil auf den Vorabdruck ja doch kaum ein maßgeblich Auge fällt.

Es ist hier schon recht kalt. Ich mache hier also noch das Bisherige und den Entwurf für den Schluß in diesen Tagen fertig. Dann schwinge ich mich auf die Bahn. Ich bin schon recht ungeduldig, Dich wiederzusehen, Hase mein, – also auf Montag. Wirst Du so lieb sein, die | Sache im Hôtel zu arrangieren? Wäre schon sehr schön von Dir!

Ich hoffe, dieser Zug, der um $15^{h}30'$ in Wien ankommt, geht noch. Es ist ja jetzt die Zeit der Fahrplanänderungen. Ich erkundige mich vor meiner Abreise noch, am besten telefonisch, in Salzburg.

Ich schreibe Dir aber zwischendurch natürlich noch und hoffe sehr, auch von Dir noch ein Brieflein zu haben. Preißelbeeren [sic!] gibt es leider keine, sie sind alle im Regen abgefallen. (Auch die Brombeeren, die ich an einem bestimmten Strauch schon seit 3 Wochen beobachte, werden nicht reif. Sie sind unverändert rot.) Aber Frau Hecht fährt nächste Woche zu ihren Eltern und schickt Dir dann eine entsprechende, größere Portion Honig.

Nun, m. H., also das Liebste und Schönste, und schreib mir stracks!

St. W., d. 30. Spt. 1940.

Neni.

P. S. Hast Du an die Baumwanzen gedacht?

59) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 3. 10. 1940

Frau Lotte Sweceny
Wien
I. Herrengasse 6
(Hochhaus)

M. l. H., also es bleibt dabei, wenn der Zug wirklich geht, so komme ich Montag um 15^{h}30'. Sollte der Zug nicht gehen und ich einen anderen nehmen müssen, so würde ich Dir telegrafieren, doch halte ich dies für unwahrscheinlich. Freue mich schon sehr auf Dich. Ich habe den sechsten Teil des Buches fertiggeschrieben und schreibe schon am siebenten.

Das Liebste und Schönste, und auf Wiedersehen!

N.

60) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [29. 10. 1940]

M. l. H.,

heute habe ich das Kärtchen bekommen, dass [sic!] Ihr mir alle miteinander geschickt habt. Morgen, Mittwoch, fahre ich nach St. Georgen. Die Adresse ist: bei Hebra, St. Georgen im Attergau, O. D.

Am Montag komme ich ganz bestimmt zurück nach Wien, vielleicht auch schon am Sonntag (um doch noch eine Nacht im Imperial zu wohnen). Wegen dieser Filmsache. Mitten in der Woche hätte in der Tat nicht viel Sinn gehabt, da Samstag ein Feiertag ist. Da wird's ihnen der Führer, nach der amerikanischen Präsidentenwahl, hoffentlich tüchtig geben.

Ich schaue noch immer nicht sehr gut aus, und fange schon an, mich über mich selber zu wundern. Nun, vielleicht werde ich beim guten Hebra wie ein Apfel. Waldi ist dick und fett. Stutzi ist sehr zottig.

Bitte gib mir auf jeden Fall gleich nach St. Georgen Nachricht, was es mit Deiner Reise ist. Und vergiß nicht, Kernmayer anzurufen. Das Liebste und Schönste!

Neni.

61) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 31. 10. [1940?]

L. L., m. H.,

ich bin sehr bequem hier angekommen. Übermorgen kommt der gute Hebra, und am Montag fahre ich zu ihm (mit ihm) nach St. Georgen. Es wäre nicht ganz ausgeschlossen, dass ich dann noch auf 1 oder 2 Tage hierher zurückfahre. Laß mich jedenfalls recht bald wissen, wie es mit Deinen Münchner Plänen ist.

Mit dem Mann mit der Goldenen habe ich mich bis Ischl angefreundet, er ist, nebenbei bemerkt, ein direkter Cousin der Jula Peter. |

Er hat mir die Eze gegeben, ich soll beim WBK verlangen, dass ich zum Rittmeister gemacht werde. Das kann Vorteile haben. Es kann aber auch Nachteile haben. Wir wollen das in Wien besprechen.

Hier war viel weniger Schnee als in Wien. Aber heute früh hat es dazugeschneit. Ich bringe Dir entweder einen Kilo Honig mit oder schicke ihn per Post.

Bitte vergiß ja nicht, den guten Sándor entsprechend zu ehren. Ich schreibe ihm gleichzeitig und gratuliere ihm.

Ich bin sehr froh, m. H., daß ich nichts schreiben muß. Die Leute hier finden, ich sähe schlecht aus. Nun, mich auch zu erholen, ist ja ein Mit-Zweck der Reise hierher. Es kommt immer erst nach den | Büchern heraus, wenn man sich dabei angestrengt hat. Es ist in der Tat vielleicht sonderbar, dass ich hierherwollte, aber das hat wahrscheinlich einen solchen innersekretorischen Grund.

Ich esse recht gut, und Waldi leistet mir dabei Gesellschaft. Das Rollbild habe ich über die Stellage gehängt, und nun dürfte diese Zimmerstelle zu einer Gegend geworden sein, die Du gar nicht mehr magst. Aber das Rollbild ist wirklich hübsch. Es ist eine Kopie nach einem Bild eines sehr großen Malers.

Mein H., gib mir recht bald Nachricht. Das Liebste und Beste!

d. 31. Okt.

N.

62) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 4. 11. [1940]

Mein lieber Hase,

ich habe schon viele schön abgeschriebene Gedichte gesehen, aber so schön abgeschriebene noch nicht! Ich danke Dir vielmals dafür, es war mir eine große Freude, daß Du so tüchtig bist.

Vielen Dank auch für Dein Brieferl. Hebra war hier und ist heute wieder fortgefahren. Ich fahre am Mittwoch zu ihm. Inzwischen hat mich wieder der Kernmayr angerufen. Kaum bin ich auf dem Land, so wollen die Leute, ich soll wieder zurückfahren und „Dreimal Hochzeit" dialogisieren. Es ist schon wirklich recht sonderbar.

Ich weiß nicht recht, was ich machen soll. Einerseits habe ich Kernmayr gesagt, ich würde ~~am~~ | am Donnerstag schon in Wien sein, andrerseits habe ich dem Hebra gesagt, ich bin am Mittwoch bei ihm. Der

Kernmayr ist von einer gewissen Wichtigkeit, und der Hebra freut sich schon, daß ich zu ihm komme –

Die Adresse bei Hebra ist: St. Georgen im Attergau, bei Eduard von Hebra.

Was tun, spricht Zeus?

Ich werde Kernmayr telegrafieren, daß ich am Donnerstag komme, und am Donnerstag werde ich ihm wieder telegrafieren, dass ich noch nicht habe kommen können, weil ich über einen Tag nach München fahren muß, zu Besprechungen wegen des Romans für die Wehrmacht.

Es wäre sehr lieb von Dir, würdest Du ihn – falls Du noch in Wien bist – am Donnerstag vormittag unter A50580 anrufen und ihm mitteilen, ich hätte wegen dieses Wehrmachtsauftrages nach | München müssen. Wann ich kommen könne, sei unbestimmt, doch werde ich spätestens am Dienstag schon in Wien sein. (In Wirklichkeit komme ich, wie gesagt, am Montag um ½ 4 Uhr an.)

Mein Hase, es wäre aber doch schön, tätest Du nach München fahren und wir könnten zusammen zurückfahren! Ich würde in Attnang einsteigen. Der Zug geht von München um etwa 7^{h40} weg.

M. H., ich freue mich schon sehr auf Dich, und schreib mir nach St. Georgen. Ich habe eine etwas merkwürdige Schrift, weil ich im Garten so viel Sand herumgeführt habe.

Das Liebste!

d. 4. Nov.

Neni.

(heute ist es sehr warm.)

63) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 23. 11. 1940

M. l. H.,

vom Telefongespräch zurückgekehrt, habe ich zuerst eine erfreuliche Mahlzeit eingenommen, und mich danach Überlegungen hingegeben.

Nun ist die Sache diese: wenn es sich mit dem Imperial ergibt, ist's gut. Wenn es sich nicht ergibt, will ich dieses Imperial fallen lassen, das ja doch, der ewigen Einquartierungen wegen, die dort sind, kein dauernd bequemer Boden ist.

Die Wohnung, die der Paukerl Wurmbrand in Aussicht gestellt hat, muß ich erst besichtigen und sie käme ja auch erst ab dem 1. Dez. in Frage, und dann weiß man ja auch nicht, wie es dort mit der Heizung und der Bedienung sein wird, u. s. w. |

An sich wäre also das Dom-Hotel eine gute Idee, – es liegt angenehmer als Hietzing und ich habe ja dort – früher – auch schon eine Zeit lang recht angenehm gewohnt. Es müsste sich nur ein Zimmer finden, das hübsch ist, und in den Hof geht. Denn vorne heraus ist ja wieder der Mords-Lärm.

Ergibt sich aber dort nichts, so würde ich auch ganz gern nach Hietzing ziehen. Ein Autobus geht ja in der Nacht wohl hinaus. (Nur kann ich dort wohl nicht dauernd wohnen, weil es zu einem andern Wehrbezirkskommando gehört.)

In diesem Fall kämen wir dann doch wieder auf das Dom Hotel zurück. Nur möchte ich Dich sehr bitten, m. H., daß Du das Gemach selber ansiehst, Gott weiß, was es sonst für eine Bude ist. Es gibt | da nämlich auch recht hässliche Zimmer. Ich glaube, die guten Zimmer haben alle ein Badezimmer. Und wenn ich mir vor Augen halte, daß ich ja jetzt, mit Gottes Hilfe, etwas mehr Geldi einnehmen werde, so braucht man auf den Preis (man müsste aber sagen daß es für länger ist) nicht so zu schauen, besonders, wenn ich mit der Zeit ja dann doch in eine Wohnung ziehe.

So, dies wäre das, und nun weißt Du alles, und ich verlasse mich ganz auf Dich.

Ich erwarte Dein Telegramm, und am Montag telephonieren wir um etwa 1/2 12.

Aus Berlin, wie ich Dir schon gesagt habe, habe ich, wegen des Romans „Beide Sizilien" gute Nachricht. Dem Colbatzky hat er hervorragend gefallen, nun wollen wir hören, was der Overhues dazu sagt. Colbatzky, vor allem, | findet ihn sonderbarerweise außerordentlich geeignet für die Zeitschrift „Wehrmacht".

Nun, m. l. H., jetzt mache ich mich wieder an die verdammte Arbeit.

Grüß mir O. C., und das Schönste und Liebste!

d. 23. Nov. 1940.

Neni

P. S. Dein Brieflein ist noch nicht da, kommt wohl erst am Nachmittag.

3.4 Briefe 1941

64) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Jan./Feb. 1941?]

L. L. m. H.,

nach längerer Lokalbahnfahrt in Zinkenbach eingelangt, fand eine größere Begrüßung mit dem Waldi und der Familie Hecht statt, der Kater aber erschien erst am nächsten Tage, denn er ist ein Vollblut-Erotiker (wie Emil sagen würde) und kommt immer mit gefrorenem Schweif daher, an welchem die ‚Eiszäpfen' [sic!] hängen.

Hier fand ich eine Abrechnung über den Absatz meiner sämtlichen Werke vor, die mich reichlich verdroßen hat, denn mit Ausnahme vom ‚Traum in Rot' sind die Bücher (die alten) praktisch nicht gegangen, so dass also die Ladenhüter noch immer da sind, – denn offenbar liest man jetzt lauter Bücher vom Westwall und so, aber wehe! die Zeit ist nahe, | zu der dieselben ausgehen sollen, und dann müssen meine Lieblinge, die Sortimenter mit den Kyffhäuserbärten, ‚Strahlenheim' fressen und alle die andern Sachen, die ihnen nicht so ganz passen.

Immerhin, die finanzielle Situation ist nicht so schlecht, den [sic!] 2000 Mk sind immerhin ins Haus gerollt. Jetzt bin ich Peter dem Suhrkamp [sic!] noch 2000 schuldig.

Von den Hasen aus hiesiger Gegend ist nur wenig zu melden. Noch habe ich keinen erblickt. Aber heute nachmittags werde ich die Bande aufstöbern gehen.

Ich freue mich sehr, dass das Wetter wieder so schön geworden ist und dass Ihr's in Kitzbühel hübsch habt. In Salzburg habe ich mir einen Rand genommen und mir rasch einen gamsledernen Jagdrock gekauft, | der keine Punkte gekostet hat und ungeheuer schön, angenehm und warm ist.

Ich dürfte Mittwoch oder Donnerstag nach Wien fahren.

Grüße mir die Mi, und Dir das Liebste und Schönste!

Neni. |

[v. frd. Hd.:] 11^{28} hier
13^{35} ab Bhofen
14^{55} an Salzburg
17^{10} ab
22^{20} Wien
18^{30} Attnang

65) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Mitte April 1941]

M. l. H.,

nun sieht es doch sehr danach aus, als werde ich, bevor Du hierherkommst, nicht mehr nach Wien kommen können. Denn aus Berlin haben sie noch nicht geschrieben, ich erwarte täglich Nachricht, aber die Post kommt überhaupt recht unregelmäßig, und zudem sind die Filmleute von Natur aus konfus. – Mir wäre schon sehr wichtig, dass ich den Drehbuchauftrag bekäme. Denn er spielt vor allem finanziell eine Rolle. Ich habe leider sehr viel Steuern zahlen müssen. Wenn ich aber das Drehbuch mache, so ist alles in Ordnung, und es ist auch noch etwas für weiterhin vorhanden, vielleicht sogar für ziemlich lange Zeit. – Was die „Sizilien" anlangt, so schweigt sich die Geschichte gleichfalls aus; und es ist auch noch nicht klar, ob Colbatzky eine Eingabe machen kann, dass ich, vielleicht, das Schlachtenbuch für ihn schreibe. Er ist auch selten in Berlin. Er muß immerzu herumreisen, um | Druckereien in Frankreich und Holland zu veranlassen, daß sie für ihn drucken, und die Buchbindereien, daß sie für ihn binden. So ist er, wenn was los ist, nie in Berlin. Nun, mir soll's recht sein, an dem Schlachtenbuche liegt mir ohnedies nichts, und ich habe ja auch keine Lust, es zu schreiben. Mir liegt nur an den „Sizilien" etwas, und es wäre ganz gut, wenn die „Wehrmacht" das Buch drucken täte, es würde, zunächst, auch gleich etwa 7000 Mark tragen. Daß Suhrkamp es herausbringen kann, glaube ich nicht recht. Denn der ‚Mars im Widder' zieht sich ja noch immer hin. Nun ist er zwar endlich ausgedruckt; aber wer weiß, wie lange es dauern wird, bis er, zum wenigsten mit einem Teil der Exemplare, fertiggebunden sein wird: das kann bald sein, es kann aber auch noch viele Monate dauern. Au fond sind ja doch die Menschen bei allem, was ihnen widerfährt, selbst schuld: Lässigkeit ist gut, aber auch ihre wichtigen Angele= | genheiten betreiben sie mit solcher Lässigkeit, daß sie sich nicht wundern können, wenn nichts zustandekommt. Nun, wichtig ist der ‚M. i. W.' mir ja überhaupt nicht: ich habe beim Verlag, verhältnismäßig, so viel Schulden, daß die Schulden, wenn das Buch erschiene, ja doch nur abgedeckt würden und daß nichts übrigbliebe. Und neue Schulden, meine ich, kann ich nicht machen, weil ja alle weiteren Drucke im Monde liegen. Im ganzen: wenn man den Leuten ein Manuskript in die Hände gibt, ist es unglaublich, was für ein Gewurstel sie damit anfangen. Sie sitzen, dumpf brütend, unter der Last der Zumutungen da und sind, wenn

äußere Schwierigkeiten eintreten, überhaupt nicht mehr imstande, ihre Verpflichtungen zu erledigen. Und das wird noch viel ärger werden. Es ist also grade die rechte Zeit, sich aus diesen Dingen zurückzuziehen. Denn wenn einem auch an den Dingen selbst nichts – oder wenig – liegt, so ist doch der theoretische Ärger zu groß und steht nicht dafür. Etwas, das die Menschen jederzeit sofort bereit sind, zu tun, ist immer nur eines: eine Reise | zu machen. Damit, meinen sie, wäre alles geschehen. Ich glaube überhaupt, es sei für den Zustand aller Dinge charakteristisch, dass die Menschen sie nicht mehr zu erledigen vermögen. Deswegen werden lauter gordische Knoten durchschnitten, und schließlich werden wir zwischen lauter zerschnittenen Knoten sitzen und einsehen, dass es nicht auf das Zerschneiden sondern auf das Knüpfen angekommen wäre.

Doch dies alles nur nebenbei. M. H., ich freue mich so sehr, dass Du bald da sein wirst. Und ich glaube, die Übrigen werden uns garnicht so sehr stören. Schreib mir recht bald, wie es Dir geht!

Das Liebste und Schönste!

N.

66) An Maria Charlotte Sweceny, Attnang-Puchheim, 14. 5. 1941

Fr.
Lotte Sweceny.
Wien,
I., Herrengasse 6, Hochhaus

L. L., m. H., kaum in Attnang angekommen, schreibe ich Dir ein Kärtlein, damit Du noch Nachricht von mir hast, bevor Du abreisest. Du wirst sehen, im Hotel Hyena wird es ganz nett werden, – netter schon als an meinem Schreibtisch. Mir ist schon wieder was dazu eingefallen, aber nicht viel. Das Liebste und Schönste, und grüß mir auch den O. C. vielmals!

Recht gute Reise!

N.

67) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 16. 5. 1941

L. L., m. H.,

eben warte ich auf ein Gespräch mit der Ufa in Berlin, und inzwischen schreibe ich Dir dieses Brieflein, wenngleich nur kurz, denn ich bin

schrecklich müde. Ich habe, eigentlich, schon den halben Film geschrieben. Aber von der zweiten Hälfte weiß ich noch nichts, – muß anfangen zu brüten.

Bestimmt wirst Du's „im Franzensbade" hübsch haben, – hübscher schon als ich hier, weil ich mich ja der verdammten Arbeit hingeben muß. Ich habe schon mit Dir. <Monk> gesprochen, Du kriegst ein hübsches Zimmer. Wenn's nur schon so weit wäre!

Mein Hase, morgen schreibe ich Dir wieder, heute nur diese Zeilen, damit Du überhaupt Nachricht hast. (Habe hier noch keinen Hasen gesehen.)

Das Allerbeste und Schönste, und schreib recht bald!

St. W.

16. Mai 1941.

N.

68) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 17. 5. 1941

M. H.,

seit gestern freue ich mich schon darauf, Dir zu schreiben. Nun sitzt Du schon in der Hyäna, und bis Du diesen Brief erhältst, hast Du Dich auch schon daran gewöhnt. Ich bin traurig, daß Du nicht da bist, und Du gehst mir sehr ab. Ich war heute an den Waldrändern, die Bäume blühen alle, und unter den Bäumen steht eine Unmenge Vergißmeinnicht. Wo im vorigen Jahr ein Feld war, ist keines mehr. So vergeht alles, und wo sind die Dinge und der Wind und die Wolken vom vorigen Jahr? Immer glaubt man, dass die Zeit schlecht sei, aber wenn sie vergangen ist und nicht sonderlich Trauriges gebracht hat, so meint man, sie sei besser gewesen als die Zeit, die jetzt ist. Man kann es nicht wissen, sie kann Gutes bringen und auch sehr Schlechtes. Und weil das Schlechte kommen kann, sehen wir das Gute nicht mehr. | Ich habe schon sehr viel geschrieben, mehr als die Hälfte, es ist recht hübsch und auch das Weitere bildet sich schon irgendwie ab. Morgen bin ich bei den Gagerns zum Essen eingeladen. Hebra wird auch dort sein. Ich glaube, ich werde zu Fuß über den Falkenstein gehen. Oder soll ich mit dem Boot fahren?

Es ist hier, noch stärker als im vorigen Jahr, wie in „Strahlenheim". Und im nächsten Jahr wird es noch mehr so sein, – nur voller und auch noch leerer zugleich. – Es sind jetzt noch sehr wenig Leute da. Die Jula freut sich schon auf Dich. Man ißt dort auch noch recht gut.

Habe schon wieder keinen Hasen gesehen. Gestern hatte der Kater in der Nacht Husten. Die Peters, aus dem Rössl, haben auf einem Weg einen ganzen Knäuel von Schlangen gefunden, ein Dutzend oder mehr. Was mag das wohl gewesen sein: – etwas wie der Anfang der Alkestis?

Mein Hase, schreib mir recht bald!

St. W.,

d. 17. Mai 1941.

N.

69) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [18. 5. 1941?]

L. L., m. H.,

ich bin gut hier angekommen: In Gilgen stiegen <Heun> und die <seinige> Baronin ein und begleiteten mich her, und heute fahre ich nach Gilgen, sie besuchen; ich werde mich da auch vor allem nach dem Segelboot umsehen, das Sándor sich mieten will.

Ich war recht schläfrig, als ich hier angekommen bin. Das Wetter ist ganz gut und angenehm; es ist natürlich viel kühler als in Wien.

Ich bin sehr neugierig, was mit mir weiter sein wird, und was überhaupt sein wird. Aber im Ganzen ist es natürlich gut, wenig zu hören, und wenn man schon etwas hört, nur We-|sentliches zu hören: so verlieren sich die Details und es bilden sich bloß die größeren Linien des Schicksals ab, – des eigenen und des allgemeinen.

Nur ist mir schrecklich leid, dass ich Dich nicht sehe; aber hoffentlich bleibe ich im Juli doch hier, und Du kommst dann her. Das wäre fein! Der Ort ist auch recht angenehm: es gibt gar keine Autos und fast keine Leute.

M. H., das Schönste und Liebste, und schreib mir recht bald!

N.

70) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [19. 5. 1941]

M. l. H.,

ich schreibe Dir wieder ein Brieflein, um Dir für das Deine zu danken. Denk Dir, eben habe ich den Filmentwurf fertiggeschrieben. Dafür tut mir aber auch der Kopf weh. Nun, jetzt gehe ich zu der Jula soupieren,

und dann lese ich noch ein wenig Stifter und morgen, hoff ich, ist alles gut.

Die Blätter sind hier erst ganz wenig herausgekommen. Im See war ich auch noch nicht baden, bin aber schon mit dem Boot gefahren. Gestern war ich in Gilgen. Es war ganz hübsch. Übermorgen soll ich zum Emil, wegen dem Pilatus reden. Den aber will ich dann auf eine sehr lange Bank schieben. In dem Buch, das ich mir aus dem Club mitgenommen habe, sind eine Menge spannender Sachen über den P. gestanden. Ich habe es auf der Bahn gelesen.

Der Colbatzky will auch wieder, ich soll das Schlachten= | buch schreiben. Suhrkamp hat ihm vorgeschlagen, man soll einen jungen Gelehrten mobilisieren, der für mich das Material zusammenstellt. Nun, wenn der zusammenstellt, wird es auch seine Zeit brauchen.

Der Film heißt „Der Goldene Pfeil", – wie jene Annonce im Bahnwagen.

Waldi ist heute sehr wild. Er bellt die ganze Zeit in Haus und Hof herum. Es regnet. Es war heute ein Gewitter. Mein Hase, daß Du mir nur fleißig die wunderbaren Bäder nimmst! Die Gagerns sagen, ich sehe nicht gut aus. Das ist auch kein Wunder: wenn ich so viel gearbeitet habe. Jetzt aber arbeite ich nicht mehr und will mich recht erholen.

Ich weiß nicht, wie man das Hygiea schreibt. Ist es so richtig?

Das Liebste und Schönste!

N.

71) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 20. 5. [1941]

M. l. H.,

hier schicke ich Dir das Maaß [sic!] vom Absatz der Schuhe. Der Schuster sagt, er wird sie schon machen. Ich habe sie angesehen: sie sind noch ganz in Ordnung.

Heute war mir vormittags nicht ganz gut: Ich hatte Kopfschmerzen und eine Art Verkühlung. Aber dann habe ich ein Chinin gegessen, auf welchem „Zimmer" steht, obwohl es eine Pille ist, und jetzt geht es mir viel besser.

Ich bin nur froh, daß ich den verdammten Film zu Ende geschrieben habe.

Ich habe soeben Tee getrunken, und Waldi hat mir dabei Gesellschaft geleistet. Jetzt gehe ich das Boot ausschöpfen. Denn das Wasser rinnt immerzu hinein.

Es ist kalt und regnet, – ein Wetter, das mir sehr angenehm ist.
M. H., schreib mir recht bald.
Das Liebste!
St. W.,
d. 20. Mai.
N.

72) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 22. [5. 1941]

M. l. H., vielen Dank für Dein zweites Brieflein, aus Franzensbad (das erste war aus Wien). Ich schreibe Dir gleich – wenngleich nicht viel – denn ich habe eigentlich die ganze Zeit leichte Kopfschmerzen und fühle mich überhaupt benommen, es wird eine Art Grippe sein. Aber es ist nicht sehr arg. Ich bin bloß recht froh, dass ich das Treatment fertighabe, jetzt könnte ich nicht mehr gut daran arbeiten.

Was Du aus dem Ortega zitierst, ist sehr schön und sehr wahr. Ich freue mich, daß Du in Franzensbad die ‚Standarte' bekommen hast. Gewiß ist dies auch noch ein Exemplar auf besserem Papier. – Den Pilatus zu schreiben, hat – so stellt sich heraus – nun doch keinen rechten Sinn, erstens fehlen die äußerlichen Voraussetzungen dafür, und zweitens wäre es schade, eine so kurze und oberflächliche Sache daraus zu machen; und drittens: was man nicht schreibt, | macht einem keine Plage.

Ich freue mich, dass Dich die Katzen und Eichkätzchen besuchen. Es ist ein erfreulicher Umgang. Bis heute hat es geregnet, aber nun scheint es gutes Wetter werden zu wollen, und ich werde ein wenig auf die Berghänge gehen. In das Ruderboot rinnt leider fortwährend das Wasser hinein, ich muß es jeden Tag ausschöpfen. Die Blätter bemühen sich nun doch schon heraus. Aber wir müssen immer heizen. Für die Sándors und Lisa habe ich für den 21. Juni Zimmer genommen. Es sind recht viele Leute angesagt, insbesondere für Juli. Aber vorläufig ist fast niemand da. Die Jula hat es nicht ganz leicht mit dem Essen, – schwieriger, jedenfalls, als im vorigen Jahr. Aber man ißt dort doch noch recht gut.

Nun, mein Hase, wünsche ich Dir vom Herzen, dass es Dir recht gut geht. Und hoffentlich geht es auch mir bald wieder gut, damit ich Dir ein schönes Brieflein schreiben kann.
Das Liebste und Beste!
d. 22.
N.

73) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [ca. Ende Mai 1941]

L. L., m. H.,

vielen Dank für Dein liebes Brieferl. Mein Brieferl wirst Du, hoffentlich, inzwischen auch schon bekommen haben. – Es ist sonderbar, dass Du von allem, was im Hause ist, eigentlich nur vom Wetterfleck geredet hast. Dieser Wetterfleck liegt jetzt auf dem Sessel vom Hans V., und auf dem Bett liegt unten die Decke, die in Wien auf dem Diwan gelegen ist. Wie merkwürdig, dass Du eine Ahnung gehabt hast, dass damit etwas los ist!

Mit Norbert H. und der Baronin Soko war ich vorgestern in Ischl, und gestern soupierten wir im Rössl. In Ischl habe ich Spargel gekauft, und dann waren wir in der Kaiservilla drin, wo wir die Jagdtrophäen besichtigt | haben und den Schreibtisch, an welchem die ganze Geschichte vorgegangen ist.

Hasen gibt es in Gastein jetzt keine mehr, dafür aber einen Spielhahn. Wenn ich zum Blockhaus gehe, sitzt er im Gras und fliegt mit großem Gepolter davon. Die Hasen werde ich in „andern Wäldern" besichtigen und werde sie von Dir schön grüßen. Es gibt aber in der Gegend nicht viele, und sie haben die Seltenheit von Hirschen.

Ich schlafe sehr viel und arbeite gar nichts: dies ist ein Zustand, den ich mir immer schon gewünscht habe. Aber es ist doch eigentlich ein sonderbarer Zustand, eine auf etwas unwirkliche Art zwischen den Zeiten schwebende Zeit. Man hat, in solchen Zeiten, allerhand Gefühle; und diese Gefühle wissen, was sie meinen, – aber es ist natürlich schwer wie immer, sie richtig zu deuten. |

Es ist eigentümlich, dass man die Zeiten eigentlich immer erst später richtig lebt, wenn man weiß, wie alles ausgegangen ist. Im Augenblick selbst versteht man nicht wirklich, sie zu leben.

Ich bin sehr froh, dass ich den Film in Wien zu Ende geschrieben habe. Es wäre mir sehr unangenehm, hätte ich jetzt daran noch zu arbeiten. Aber ich bezweifle nicht, dass die Leute demnächst mit der ganzen Geschichte wieder über mich herfallen und allerhand verlangen werden. Nun, ich will dagegen unternehmen, was ich kann. Mit der Zähigkeit eines Beamten, will ich die Geschichte so weit zurückdrängen, als ich nur kann.

Es tut mir so leid, dass jetzt immer noch alles zu sehr im Ungewissen schwebt, als dass man irgendwelche genauen Pläne machen könnte.

Denn | Du kannst Dir denken, wie froh ich wäre, wüßte ich schon, wann Du kommst. So wollen wir also darauf hoffen.

Mit dem Fahrrad bin ich wieder ein bißchen gefahren, wie in den ‚olden times'. Es war ganz nett, und auf der Straße gibt es überhaupt sozusagen gar keine Autos. Es ist auch sonst recht leer hier, und durchaus angenehm. Unberufen, macht auch niemand Krawall.

Und überhaupt: der Wagen, der rollt.

Das Liebste und Schönste, und schreib mir recht bald, und ich will Dir auch bald schreiben.

N.

74) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 24. 5. 1941

M. l. H.,

ich danke Dir sehr für Dein langes Brieferl. Bis jetzt hat die Post zwischen dort und hier sehr rasch und gut verkehrt. Aber wie ich höre, soll der Zugsverkehr ein eingeschränkter geworden sein. – Mir ist so leid, daß es Dir in Franzensbad doch nicht so gut gefällt, wie ich anfangs gehofft habe. Nun, Du brauchst Dich ja um die allgemeine Betulichkeit wirklich nicht zu kümmern. Es gibt eines, das in schwierigen Situationen besonders unangenehm ist: nämlich das wodurch die Menschen glauben, die Situation leichter zu machen, – ihre Betulichkeit. Allein ich will keine Worte darüber verlieren, – der Gedanke allein ist schon zu unerquicklich. Nicht-Tun ist besser als Tun, sagt der Weise, – oder so ähnlich, – und es ist durch Nicht-Tun eigentlich nur in einem Falle Unglück möglich: wenn, vorher, zu viel getan worden ist. Dann, nämlich, sollte man wirklich etwas unternehmen. Aber doch wiederum nur die Aufhebung des Tuns. |

Es ist dies ein Gedanke, der mich jetzt oft beschäftigt. Denn auch meinem eigenen Tun soll ja Einhalt geboten werden, – indem die Sache mit der Schwierigkeit bei den Büchern passiert ist. Jedes Ding hat nicht zwei, es hat unzählige Seiten, und ich frage mich, ob das Schicksal (man sollte es kaum glauben!) in meinem Fall nicht sehr klug gehandelt hat. Ja ich bin sogar sicher, dass es ein großer Vorzug ist, wenn es mir die ewige – wenngleich höchst unfreiwillige Schreiberei unmöglich macht. Es ist ein Wahn, zu glauben, daß man alles, was man zu sich nimmt, auch wieder von sich geben müsse. Lessing sagt, er habe nur mit der Feder in der Hand lesen können. Es ist vielleicht ebenso unwürdig, nur mit der Feder in der Hand denken zu können. Es ist falsch, alles umsetzen zu

wollen, statt ihm Gelegenheit zu geben, sich weiterzuentwickeln. Unsere Literatur besteht meist aus Frühgeburten.

Nun, es ist jetzt dafür gesorgt, dass nur mehr wenig Literarisches überhaupt geboren wird, es kann, damit, ganz ein | Ende nehmen. Und ich finde, daß dies, zum wenigsten auf eine Zeit, gut ist. Wenn es wieder möglich sein wird, etwas zu sagen, wird man sehr viel zu sagen haben. Immer mehr sehe ich, überhaupt, diese ganze Zeit als einen Einschnitt in unserem Leben, der es in zwei Leben zerlegt, – wovon die zweite Hälfte vielleicht schon im Ungelebten liegen wird, vielleicht aber auch viel lebendiger sein wird als bisher.

Jedenfalls: waren schon die Romane für einen Dichter nur eine Nebenbeschäftigung, so bin ich nun sogar auf noch weiter daneben liegende Beschäftigungen angewiesen: auf den Film und auf das Theater, und wenn es schon fraglich ist, ob man auf dem Theater etwas sagen kann, so sagt man im Film bestimmt noch viel weniger. Kurz, das sagen wird sich aufhören. Nur Nicht-Sagen ist besser als sagen. Was aber wird, einmal, alles zu sagen sein! Und wem werde ich es sagen! Es kann eine Menschheit, es kann eine Ewigkeit sein, welche diese Mitteilungen erfährt! Vielleicht meine ersten, wirklichen Mitteilungen. Ich bin's recht zufrieden. – |

Heute wird mich Hebra besuchen. Es war gestern schönes Wetter, – und schon begannen die Menschen, wenngleich nur wenige da sind, herumzujodeln. So: tralala. Aber heute regnet's, es ist kalt und das Tralala schweigt.

Durch Zufall ist mir gestern ein Band von Chamisso, der von seiner Erdumseglung handelt, in die Hände gekommen. Er machte sie auf einer Brigg von 180 Tonnen – ich weiß nicht, ob es damals schon Bruttoregistertonnen gewesen sind, und die Fahrt dauerte drei Jahre. Es war ein russisches Schiff, ein Kotzebue befehligte es. Die Russen müssen dabei die ganze Zeit an Gott gedacht haben, denn die Zustände waren nicht angenehm – primitiv, sie waren lächerlich-primitiv. Man braucht nur an etwas zu denken, – und schon kann man nicht mehr recht leben.

Nun, m. H., hoffe ich, daß Du diesen Brief recht bald, oder verhältnismäßig bald, erhältst. Und schreib mir auch recht bald wieder! Das Liebste und Schönste!

d. 24. Mai 1941.

N.

75) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 27. 5. [1941]

Frau Lotte Sweceny.
Franzensbad,
Kurhotel Hygiea
(Sudetenland.)

M. l. H.,
heute sind die Manuskriptblätter an die Ufa gegangen, – und nun habe ich, von dieser Seite, hoffentlich ein paar Tage Ruhe. Es ist schwer zu sagen, wie ich den zweiten Teil gemacht habe. Ich glaube, es ist ganz spannend, wenngleich nicht allzu gut. – Ich freue mich sehr, m. H., dass es Dir schon besser im Franzensbade gefällt. Den hiesigen Hoteldirektor habe ich heute getroffen, er sagte, er sei schon dem Wahnsinn nahe, wenngleich das Hotel noch gar nicht eröffnet ist. Nun, hoffentlich wird's dann besser mit seinem Geiste. – Ich weiß nicht, warum es keinen Dampffisch gibt: vielleicht erfinden wir ihn noch. Oder gar einen Dampffisch-Ersatz. – Das Buch vom Thieß soll sehr gut sein, sagt der Sándor. Jedenfalls ist es recht dick. Reindl schreibt mir, dass die „Inschriften" im Heft 12 der „Dame" erscheinen, das „Hildebrandslied" im 13ten Heft (also Mitte und Ende Juni). Der Colbatzky will immer noch das Schlachtenbuch, und auch der Suhrkamp gibt ihm schon | Ezes dazu, z. B. dass man einen jungen Gelehrten beauftragen könnte, das Material für mich herauszusuchen. Nun wir wollen sehen, wie sich das Ganze entwickelt, und wobei es bleibt: vor allem, wo die „Sizilien" heraussollen. Das Schlachtenbuch schreibe ich aber ganz bestimmt nicht vor Ablauf einiger Monate, – wenn überhaupt, und es kommt mir recht unwahrscheinlich vor, daß ich's schreibe. Ich möchte, gelegentlich, lieber wieder einen Filmentwurf von mir geben. Ich bin neugierig, was die Ufa zu meiner Bedingung sagt, daß sie mir einen Drehbuchautor hierhierschicken müssen. Im Grunde geht mir all das nicht nahe, und ich freue mich viel eher darauf, jetzt einige Tage an den Waldrändern sitzen und um mich schauen zu können. Jetzt war Hebra zwei Tage hier. Heute ist er wieder fort, ich glaube, er war nicht sehr glücklich, dass er fort hat müssen. M. H., nun hast Du ja eigentlich schon mehr als die Hälfte von Deiner Badegeschichte hinter Dir. Ist es Dir recht? Ich glaube, es wird Dir gut tun, wenn Du zurückkommst und dann doch wieder auch mit Leuten reden kannst. Lebe recht wohl mein Hase, und alles Liebe und Gute und Schöne!
Den 27. Mai.

A
P. S.: Eben kommt Dein Brieflein. Sehr lieb von Dir! Es geht mir schon wieder ganz gut. –

76) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 30. 5. 1941

Fr. Lotte Sweceny.
~~Franzensbad,~~
~~Kurhotel Hygiea.~~
~~(Sudetenland)~~
Wien I
Hochhaus – Herrengasse 6-8
2 Stiege 8. Stock

L. H.,
ich danke Dir viele Male für Dein Brieferl, das lange, meine ich; das kürzere habe ich vor zwei Tagen erhalten. Es geht mir wieder gut. Ich mache mir aber Sorgen wegen Deiner Heimreise; denn die Züge sollen teilweise eingestellt und die übrigen ungemein voll sein. Hast Du wenigstens bequeme Fahrzeiten? Erkundige Dich nach dem allen rechtzeitig. Vom ‚Mars im Widder' habe ich jetzt ungeheftete Bogen als Beleg bekommen, es steht drauf: Erste bis fünfzehnte Auflage. Sie werden doch nicht 15000 Stück gedruckt haben! Oder doch? Das Papier ist recht hübsch. Es hieß, die Exemplare seien „noch" nicht fertig. Nun, vielleicht sind sie schon beim Binden. Ich habe jetzt auch die „Schwindlerinnen" vom vorigen Jahr ein bißchen überarbeitet und unter dem Titel „Die Geschwister" zum Druck an die Neue Rundschau geschickt. An die Ufa sind die Sachen vor vier Tagen abgegangen. I wonder, was sie dazu sagen werden. Ich habe noch nichts über die Auseinandersetzung zwischen Suhrkamp und Colbatzky gehört, und weiß nicht, wer die ‚Sizilien' herausbringen | wird. Ich glaube aber, Suhrkamp würde nicht allzu arge Widerstände an den Tag legen und das Buch hergeben. Dann wäre es vielleicht wirklich schon zu Weihnachten heraußen. In der ‚Wehrmacht' hat der Vorabdruck noch nicht begonnen. Im Heft 12 der „Dame", ich glaube Mitte Juni also, erscheinen die „Inschriften", im darauffolgenden Heft das „Hildebrandslied". Jetzt habe ich schon seit ein paar Tagen nichts Eigentliches getan, und dieser Zustand gefällt mir gut. Heute habe ich einen Spaziergang ins Gebirge gemacht, wo der Dietlbach herauskommt und wo wir im vorigen Jahr auch schon zusammen waren.

Vielleicht kann man morgen baden. Der Bernau kommt dieses Jahr erst im Juli. Bei den Janningsen bin ich hin und wieder, aber nicht allzu oft. Bei der Jula ist das Essen recht gut. Abends lese ich Stifter, und Ossian und solche Sachen und schlafe bald ein. Mein Häschen, ich freue mich, dass Du Dich zu gewöhnen anfängst, aber bis Du Dich wirst gewöhnt haben, wirst Du ja wieder abreisen – An welchem Tag reisest Du? Das Liebste und Schönste!

St. W., d. 30. Mai 1941.

N.

77) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 3. 6. [1941]

M. l. H., ich schreibe Dir dieses Brieferl noch nach Franzensbad, – vielleicht kriegst Du's dort noch, vielleicht muss es Dir schon nach Wien nachgeschickt werden. Wie doch die Zeit vergeht! Nun ist's schon wieder so weit, dass dieser Brief Dich dort kaum erreicht. Ich bin aber froh, daß, ab morgen, die Züge wieder besser verkehren, so daß Du also eine bequemere Heimfahrt haben wirst, als vorauszusetzen gewesen ist. – Ich hoffe, Du hast angenehme (d.h. nicht unangenehme) Feiertage gehabt. Hier ist das Wetter sehr schön gewesen. Ich habe gebadet, bin mit dem Boot gefahren und ein wenig auf die Berghänge gegangen. Heute regnet's. Ich habe mich, diese beiden Tage, recht erholt. Ich lese jetzt ein Buch über die Jesuiten. Es ist zwar nicht gut geschrieben, gibt aber doch einen ungefähren Begriff. Eigentlich sollte ja der ‚Mars im W.' nun schon gebunden sein. Aber ich glaube, er ist noch nicht fertig. Sie haben mir ausgedruckte Bogen geschickt. Darauf steht: Erste bis fünfzehnte Auflage. Sollten sie tatsächlich 15000 Stück gedruckt haben? – Was mit den ‚Sizilien' sein wird, weiß man noch nicht. Ich habe Nachricht, daß der Colbatzky herumreist und erst Mitte dieser Woche nach Berlin zurück=|kommen wird. Dann sollen die beiden Guten, er und Suhrkamp, sich einigen. – Von der Ufa habe ich einen Brief, daß sie meine Vertragsbedingungen annimmt, das heißt, im Wesen [sic!]: daß sie mir im Sommer einen Drehbuchautor herschicken, der das Drehbuch, im Wesentlichen, selber machen wird, und ich werde ihn mit Ezes versehen und ihm den Dialog diktieren. Nun handelt sich's also darum, wie den Leuten das Treatment gefällt. Davon weiß ich noch nichts. In der ‚Dame' sind die ‚Inschriften' erschienen, und zwar im Faksimile. Sieht ganz eigenartig aus. Das Tagblatt hat in seiner Pfingstausgabe sogar zwei von den Inschriften ganz spontan nachgedruckt. Ich glaube, der Abdruck

in der ‚Dame' muß doch eine merkwürdige Wirkung gemacht haben. Vielleicht hat sich auch die allgemeine Meinung über Kunst, und mithin auch über mich, und über manches andere in diesen Belangen verändert. Ich habe stark diesen Eindruck. – Nun, m. H., inzwischen werde ich ja noch ein Brieferl von Dir bekommen, und wenn Du wieder in Wien bist, so schreib mir gleich, damit ich weiter disponieren kann. – Recht gute Reise also, und das Liebste und Schönste!

St. W., d. 3[tten] Juni.

N.

78) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [3. 6. 1941]

M. H.,

eben kommt Dein Brieflein mit den diversen Fragen. Was sind das aber für Fragen, m. H.? Natürlich ist es mir mehr als recht, dass Du am 20. kommst. Ich wäre sehr traurig, kämest Du nicht. Und die Leute, die hier angesagt sind, sind auch gar keine Bekannten. Sondern ich habe nur gemeint, dass es recht voll werden wird. – Ich hoffe schon bestimmt, dass ich am 12. nach Wien komme, und daß wir dann gemeinsam herausfahren. Darüber schreibe ich Dir noch genaueres, wenn ich von der Ufa weiteres weiß und wenn sie mir nicht etwa dann schon den Drehbuchmacher hier auf den Hals hetzen. Ich meine, ich muß nächster Tage Nachricht haben, denn ich bin bereits im Besitz der Verständigung, daß das Treatment in Berlin angekommen ist. – Nein, daß sie Dich so mit Moor bepackt haben! Aber es wird Dir gewiß gut tun. Die nächste Nachricht sende ich Dir also nach Wien.

Das Liebste –

N.

79) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 4. 6. [1941]

M. l. H.,

ich hoffe, Du hast eine erträgliche Reise gehabt und mein Brieferl in Franzensbad noch bekommen. Ich habe Dir darin geschrieben, dass die „angesagten Leute" ganz wildfremde Menschen sind, daß ich über nichts betrübter wäre, als wenn Du nicht kämest, und daß ich am 12. nach Wien zu kommen hoffe, wenn ich von der Ufa etwas näheres über den Termin weiß, zu welchem sie mir den Drehbuchmacher hierherschicken.

Aber gar so bald werden sie mir ihn wohl nicht schicken. – Nun wirst Du Dich gewiß freuen, dass Du wieder in Wien bist, – sogar darüber kann man sich, unter Umständen, freuen … Hier ist jetzt fast immer schönes Wetter, und die Erholung fängt an und tut mir recht gut. M. H., kauf Dir eine ‚Dame', da stehen die „Inschriften" drin, in meiner höchsteigenhändigen Schrift. Und schreib mir gleich eine Zeile. Das Liebste und Schönste!

St. W.,
d. 4. Juni.
N.

80) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 5. 6. 1941

Frau
Lotte Sweceny.
Wien,
I. Herrengasse 6,
(Hochhaus).

M. l. H.,
inzwischen ist, hoffentlich, auch mein Brieferl schon in Wien, und das andre kommt vielleicht noch rechtzeitig aus Franzensbad Dir nach, bevor Du nach Hr. fährst. – Heute war einer von den Filmleuten da, nun weiß ich erst recht nichts: nämlich ob ich noch nach Wien komme oder nicht. Sie müssen sich erst von Berlin aus äußern, wie das mit dem Drehbuchautor ist, und wann der hierherkommt. Auf alle Fälle aber ist ja heute erst der 5te, und meine Fahrt nach Wien war ja für den 12ten geplant, so dass ich noch einen gewissen Spielraum habe. – Der Filmmann hat das Treatment sehr schön gefunden. Und nun handelt sich's darum, wie gewisse Nebenhandlungen einzubauen sind. Ich sage: am besten fast gar nicht, sondern erst im Drehbuch. – Bitte schreib mir gleich, wie Deine Fahrt gewesen ist. Dergleichen soll nicht ganz angenehm sein. Ja es ist möglich, dass man manchmal gar nicht recht mitkommt. |

Sándor hat mir geschrieben, was eigentlich mit Dir los ist, und warum man nichts von Dir hört. Die Filmleute waren nur zwei Stunden da, aber sie haben mich doch recht exhausted. Nun, das kann schön werden, wenn der Mann mit dem Drehbuch von früh bis abends dasitzt. Gar nicht auszudenken. Aber vielleicht kommt überhaupt alles anders als

man glaubt. Grüß mir den O. C. schön, ich führe mit ihm eine lebhafte Schnapskorrespondenz. Vielleicht versteht er die Wendung nicht ganz, die sie genommen hat, ich kann es eigentlich nur mündlich richtig erklären. – Das Liebste und Schönste!

St. W.,
d. 5. Juni 1941.
N.

81) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 10. 6. 1941

Fr. Lotte Sweceny.
Wien,
I., Herrengasse 6.
(Hochhaus)

L. L., m. H.,
vielen Dank für Deine Brieferln. Nun sitze ich freilich noch immer da und weiß nichts, und allzu wahrscheinlich, daß ich nun noch nach Wien komme, scheint mir's nicht mehr ... Aber Du bist ja bald da, und ich kann Dir garnicht sagen, wie ich mich darauf freue. Ich bin auch sehr froh, daß ich, wenigstens im Moment, nichts arbeiten muß. Es wird dann ohnedies recht unangenehm werden, wenn der gute Mann mit dem Drehbuch kommen wird. Aber ich gedenke, so viel wie möglich von der Arbeit auf ihn abzuwälzen. Wozu, schließlich, wird er ein Spezialist sein!

Inzwischen genieße ich die Untätigkeit. Nur muß ich sehr viele geschäftliche Briefe schreiben. Es ist ja alles in Schwebe, mit dem Roman und so ... und ob nun Suhrkamp die ‚Sizilien' behält oder nicht, und eine Ergänzung zum Filmtreatment habe ich gleichfalls wegschicken müssen. Dann musste ich an Klammer auch eine Abschrift der „Inschriften" senden („das freut den alten | Mann") und eine zweite, zur Vervielfältigung, an den Major Michel. (Denn ich lege einen gewissen Wert darauf, dass die „Inschriften" publik werden, die vorläufige Wirkung war groß.) Kurz, es hat immer noch allerhand gegeben. Aber es ist mir angenehm, das schon Vorhandene zu verwalten und nichts Neues planen zu müssen. Denn mit dem Neuen, zum mindesten auf dem Gebiet der Bücher, ist es wohl auf ziemliche Zeiten aus ...

M. H., sowie ich Genaueres weiß, gebe ich Dir sogleich Nachricht. Und schreibe auch Du mir ein Brieferl, ob Du Dich schon von der abscheulichen Fahrt erholt hast. Von den Leuten, die hier ankommen, erzählen

viele, sie seien durch die Tender in die Züge geklettert. Aber sie lassen sich dennoch, mit Zähigkeit, nicht davon abhalten, hier zu erscheinen.

Das Liebste und Schönste!

St. W.,

d. 10. Juni 1941.

N.

82) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 15. 6. 1941

L. L., m. H.,

in diesen Tagen hast Du Geburtstag, – ich weiß nicht genau an welchem Tage; aber ich gratuliere Dir sehr viele Male dazu. Ich wünsche Dir von ganzem Herzen, daß Du glücklich sein sollst. Denn dann bin ich es ja auch. Ich glaube, daß nichts mir solche Freude macht, wie wenn Du Dich über etwas freust. Und ich wollte, ich könnte mehr dazu tun, als ich in Wirklichkeit kann. Freilich soll uns das Leben lehren, daß das Glück nicht von außen kommt, sondern von innen. Aber es wäre doch gut, könnte man einander behilflich sein, daß man glücklich wird. Nein, man kann es wohl nur in geringem Maße. Aber man kann wenigstens das Allerbeste und Schönste wünschen, und das will ich tun, wie ich es ja auch immer getan habe. | Nun kommt auch bald der Tag, an dem Du da sein wirst. Es ist der Freitag, meine ich. Bitte schreib mir genau, wann Dein Zug in Ischl ankommt. Ich nehme an: gegen neun Uhr. Ich hole Dich ab, ich komme mit dem Lokalbahnzug, welcher knapp vorher ankommt. Vielleicht kommt er auch mit einer kleinen Verspätung, und vielleicht ist Dein Zug dann schon da. Ich höre, dass ab Montag die Züge wieder normal verkehren. Das ist gut, denn da wirst Du eine bequeme Reise haben.

Ich freue mich schon schrecklich auf Dich, m. H.!

St. W.,

d. 15. Juni 1941.

N.

83) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 16. 6. [1941]

M. l. H.,

von der Wohnungssache bei Euch hatte ich garnichts [sic!] gewußt. Es tut mir schrecklich leid, daß Ihr nun diese Unannehmlichkeiten habt. Vielleicht aber geht die ganze Geschichte, zum mindesten vorläufig,

vorüber ... Ich hoffe, Du schreibst mir noch ein Brieferl und kannst mir darüber berichten. ~ Heute haben sich noch weitere Film-Leute an mich gewendet, ich soll eventuell, außer dem Ufa-Film, auch noch einen Bolváry-Film umarbeiten. Außerdem hat sich ein Verleger (der sog. Deutschen Volksbücher) an mich gewendet: es soll ein historischer Novellenband herausgegeben werden (die meisten Sachen aus der „Neuen Atlantis“ zusammen mit dem „Herrn von Paris“ und der „Liebesgeschichte“, der „Schlacht am Don“ und dem „Hildebrandslied“). Zu schreiben brauche ich nichts Neues, und das ist schon ein enormer Vorzug. Aber peinlich wär’s, müßte ich die zwei Filme gleichzeitig, – und noch dazu sehr rasch, – machen. Es gibt auch noch andre Unannehmlichkeiten. Mein Hase, der einzige Lichtblick ist | Deine Ankunft, und es wäre mir schrecklich, könntest Du nicht kommen, etwa wegen der Wohnung oder so. Aber auf ein paar Tage doch zu allermindest. Warum soll ich Dich nicht in Ischl abholen? Natürlich hole ich Dich in Ischl ab, und essen tust dann schon hier im Grand-Hotel. Übrigens ist die Bar ganz gemütlich geworden. Mein Hase, mein Hase, was das alles für Geschichten sind! Ja, es erledigt sich wirklich wenig. Nur das Peinliche erledigt sich. Ich muß auch schon über den ‚Mars im Widder‘ und die ‚Sizilien‘ lachen. Das eine wird nicht fertig gebunden, vom andern kommt kein vernünftiger Vertrag zustande. Und von der Ufa höre ich nichts. Wäre aber alles wichtig, wegen Geldi. ~ Nun, im nächsten Brief schreibst Du mir wenigstens schon genau den Zug, mit dem Du kommst. – Ich wünsche Dir zum Geburtstag von Herzen nochmals das Beste, und daß Dein Rückerl Dir nicht wehtun soll. Hier wird’s schon werden, Du wirst sehen! Das Liebste –

d. 16. Jun
N.

84) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 8. 8. <1941>

Frau Lotte Sweceny.
Wien,
I., Herrengasse 6.
(Hochhaus)

M. H., habe den eingetroffenen Gordon durch Geniestreich gebändigt. Allgemeine Anerkennung, – hoffentlich hast Du eine recht gute Fahrt gehabt. Grüß mir O. C. Von ganzem Herzen, das Liebste und Schönste, m. H.!

N.
Am Seeufer, beim oberen Baum, abends.
Bitte ruf Klam̄er an.
Beide Sizilien?

[v. frd. Hd.:] Es hat mir so sehr leid getan, daß ich Ihnen nicht mehr adieu sagen konnte – aber die Wolfganger Krankheit hatte mich wieder in ihren Krallen. Heute früh kämpfte ich mit meinem inneren Schweinehund – ich wollte zum Schiff kommen – er blieb aber Sieger! Herzlichste Grüße Pia

85) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [ca. 10. 8. 1941]

M. l. H.,
ich danke Dir viele Male für die Zusendung des Ms., was Du aber dazu schreibst, hat mich recht traurig gemacht. Ich schließe aus Deinem Stil, dass Dein Zustand noch immer kein guter ist. Was ist's nur mit Dir? Ich bin aufrichtig besorgt~~?~~. Warum quälen Dich Dinge, die Du Dir selbst schwer machst, ohne das [sic!] Grund dafür vorhanden wäre? Ich hoffe, Du schreibst mir bald ein paar gefasstere Zeilen. Denn, wirklich, wer weiß, was noch alles kommen wird, und ob Dir nicht leid sein könnte, dass Du Dir die Zeit, die noch glücklich hätte sein können, selbst verdorben hast. Glaub nicht, daß ich so schreibe, weil mir leid wäre, traurig zu sein. Sondern ich denke dabei nur an Dich, nur dass Du Dir eine schlechtere Zeit machst, als Du haben könntest.

Ich hatte zwei Tage mit diesem Gordon zu tun, und ich habe von Anfang an gesehen, dass ich das wüste | Wirrwarr, in das jeder Dramaturg einen verwickeln will, nur mit einem Gewaltstreich beenden könne. Ich diktierte ihm schließlich klipp und klar die ganze Veränderung. Gott weiß, wie mir etwas, das den Leuten gefällt, auf Befehl eingefallen ist! Nun ist's vorbei.

Mein Hase, ich schicke Dir hier meine Kleiderkarte. Bitte kauf mir Strümpfe, soviel Du kriegst, und schick mir die Strümpfe. Nein, schick sie mir nicht, sondern behalte sie in Wien! Das ist besser. Und dann sei so lieb und trage die Karte zu Sedlak, damit er sich die Punkte für die Lodenhose abschneidet, die ich heute bei ihm bestellt habe.

Hast Du Klammer angerufen? Schreib mir recht bald, mein Hase, ich bin in aufrichtiger und großer Sorge um Dich. Ich bin auch sehr traurig, weil Du nicht mehr da bist, und weil ich Dich abends nicht mehr an der Pfote nach Hause führen kann. Komm nur recht bald wieder!

Im Garten, beim Quittenhain, in der Nacht, bei Regen.
N.

86) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 12. 8. 1941

M. H.,
ich bin recht betrübt über die feierliche Zurückhaltung Deines Briefes. Ich will Dir aber keine Vorwürfe machen. Wenn Du Dir's so zurechtgelegt hast, so wirst Du schon wissen, warum Du's tust. Nur stimmt's mich traurig, – ich habe ohnedies nicht zu viele Freuden.

Heute ist Buchholz mit seinem Film fertiggeworden. Die Situation wird dadurch nicht wesentlich klarer. Morgen schreibt er die Karlschüler [sic!] zu Ende. Ich habe den ganzen Tag zu reden und zu verhandeln. Ich fühle mich recht abgespannt, und die Zeit vergeht, man weiß nicht wie, auf einmal ist sie vorbei, und es gibt doch Zeiten im Jahr, von denen man nicht will, daß sie vorbei sind, ohne dass man sie bemerkt hat … Ich bin wenigstens nicht selbst daran schuld, dass ich nicht sehe, wie die Dinge vergehen. Vielleicht sollte ich mich dennoch freimachen.

Alles Liebe!
St. W.,
d. 12. Aug. 1941.
N.

87) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 19. 8. 1941

Mein lieber Hase,
gestern war ich im Gebirge und habe, oben, alle die Blumen noch blühen sehen, die im Tale geblüht hatten, als Du noch hier gewesen warst. Es war, als ob es einen Monat, zwei Monate früher wäre. Es war recht ein Zeichen der Unwiederbringlichkeit der Zeit, aber auch eines der Wiederkehr der Zeit, denn was an einer Stelle der Welt vorbei ist, ist an der andern noch gegenwärtig, und das Wirkliche kommt an allen Stellen wieder, – vielleicht auch wir selbst. Ob wir freilich als die, die wir selbst sind, wiederkehren? Sind wir überhaupt wir selbst? Werden wir nicht fortwährend und in jedem Augenblick andre?

Als Du von hier fortgefahren warst, hatten wir gedacht, daß Du wiederkehren werdest, aber nun ist's möglich, dass es dennoch anders wird. Es hat sich etwas ereignet, nur Du hast | mir gesagt, ich dürfe Dir nichts

verheimlichen, auch wenn die Dinge noch so unsicher seien. So schreibe ich Dir's denn.

Vorläufig ist es so, daß ich Ende der Woche nach Berlin fahren soll und dort für das Heer Films machen. Eine erhebliche Aufregung hat sich meiner Filmgesellschaften bemächtigt und sie haben ungemeine Summen vertelephoniert, um mich wieder herauszukriegen. Aber die Oberste Heeresstelle legt einen Wert auf mich, der mich zwar ehrt, den ich aber dennoch nicht ganz begreife. Zum mindesten begreife ich's nicht in bezug auf meine Fähigkeiten im Film. Ich kann da doch fast garnichts. Es ist mir auch nicht ganz verständlich, woher die Oberste Heeresstelle überhaupt eine so bedeutende Meinung von mir hat.

Nun, wie immer dem sein möge, vorläufig, wie gesagt, ist es so, daß ich Ende der Woche nach | Berlin soll. Ich würde wahrscheinlich wieder in dem gleichen Hotel wohnen wie vor drei Jahren, ehe wir nach Amerika gefahren sind. Und auch sonst gäbe es Unzählige, die mich um die ganze Geschichte beneiden würden. Nur: ich glaube, täte ich etwas andres, so wäre es für unser Vaterland nützlicher. Und ich mag jene Stadt nicht. Aber es heißt, dass überhaupt fast alle Freistellungen rückgängig gemacht werden sollen. Und das Wichtigste ist wohl, daß alle dergleichen Dinge geschehen, weil Deutschland in Gefahr ist.

Mir ist ganz besonders leid, daß aus jener Geschichte mit den Pferdchen nichts geworden ist, denn die Pferdchen hätten mich gefreut, und es wäre auch in einer andern Gegend gewesen. Am meisten aber ist mir darum leid, daß ich nun nicht weiß, ob Du Ende des Monats noch wirst kommen können. Die beiden Films für die Ufa und die Terra (ganz abgesehen von den Entwürfen, die ich | für die Ufa weiterhin schreiben soll) sind noch nicht fertig, und die Gesellschaften werden alles tun, um mich noch auf eine Zeit sicherzustellen. Aber man weiß nicht, ob es ihnen gelingen wird. Erklärt habe ich ihnen freilich schon, daß ich, wenn ich bei der Heeresfilmstelle bin, für private Arbeiten nicht mehr zu haben bin (selbst wenn ich dazu auch Zeit hätte). Und es ist auch möglich, dass, bald oder später, weitreichende Beurlaubungen von der Heeresfilmstelle erfolgen, etwa wenn ich, in Ruhe, bestimmte Dinge zu arbeiten hätte. Doch dies liegt noch im Weiten. Wichtig wäre, zu wissen, was jetzt geschieht. Aber das weiß man noch nicht.

Doch habe ich's nicht aufgegeben, daran zu glauben, dass wir uns doch noch bald sehen könnten und dass es bei unserem Arrangement für September bliebe . . . Bitte schreib mir, jedenfalls, noch hierher.

Das Schönste und Liebste!

St. W.,
d. 19. Aug. 1941.
N.

88) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 23. 8. 1941

M. l. H.,
ich fahre morgen nach Berlin, um dort um einen Urlaub anzusuchen. (Ich freue mich schon sehr auf die schöne Stadt!) Es heißt, man werde mir den Urlaub bewilligen, und dann fahre ich wieder zurück nach St. Wolfgang, – so dass es dann also sehr schön wäre, kämest Du etwa am 1. September. Ich verständige Dich laufend. Die Sache hat sich, in dieser Form, eigentlich erst heute entschieden. Ich bin infolgedessen in Eile. Ich möchte aber diesen Brief, so kurz er ist, nicht schließen, ohne Dir zu sagen, dass in mir allerhand umgeht, – was ich Dir mündlich zu sagen hoffe.

Ich habe Dich sehr lieb, mein Hase!
St. Wolfgang,
d. 23. Aug. 1941.
Neni.

89) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Berlin, Hotel Majestic], o. D. [24. od. 25. 8. 1941]

L. L., m. H.,
hoffentlich hast Du meine Karte bekommen. Ich habe darauf gebeten, dass Du das Imperial anrufst und den Leuten sagst, sie sollen mir die Post, die bis Freitag ankommt, hierher nachsenden; und sag ihnen auch, ich käme Sonntag früh oder Sonntag abends an.

Bitte grüß mir auch die Sándor'schen sehr und sag ihm, seine Lampe wäre mir sehr nützlich.

Meine Angelegenheiten betreibe ich; es geht etwas zäh, aber – wie ich glaube – gut. Gestern war ich, mit Eva Vollbach, bei jenem Redakteur eingeladen, und heute findet eine geschäftliche Besprechung statt. |

Ich freue mich schon sehr darauf, zurückzukommen; aber ich sehe noch nicht recht, wie das Weitere sich gestalten soll. Ich halte es für möglich, dass man, nach der Bewegung, die das Frühjahr in die Ereignisse gebracht hat, auch auf meine Mitwirkung wieder Wert legt. Nun, werden sehen.

Ich habe sehr viel zu tun und herumzubrausen. Auch Lisa braust herum und richtet so gut wie gar nichts aus. Heute tun wird [sic!] eine Zeit lang nichts und wollen bloss spazierengehen.

Hasen – was man wirklich so nennen kann – gibt es hier gar keine. Was täten sie denn auch auf dem Kurfürstendamm! Da geht es den Hasen in der Umgebung von Wien schon viel besser. Sie können doch allerhand annagen.

Mir sind drei Zeilen eines Gedichtes eingefallen, die mir gut gefallen. Aber ich kann es nicht aufschreiben. Der Schreibtisch ist zu hoch, und der Tisch zu niedrig. Ich kratze ja auch diesen Brief so eigentümlich, (am zu hohen Schreibtisch).

Habe abends 37′2 [sic!].

Das Liebste und Schönste, und auf Wiedersehen!

Neni.

90) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 26. 8. 1941

Mein lieber Hase,

ich hoffe, dieser Brief kommt, in halbwegs vernünftiger Zeit, in Deine Hände (– oder vielmehr Hasenpfoten). Es wäre sehr schön, kämest Du Montag, d. 1. September, nach Wolfgang. Ich bin, bis dahin, wieder dort. Ich freue mich schrecklich auf Dich.

Ab 16. Sept. soll ich hier zu Berlin Dienst tun. Und zwar soll ich Drehbücher, welche von andern geschrieben werden, korrigieren. Aber ich merke, daß ich das, zum wenigsten in der Form, in der man's von mir voraussetzt, nicht werde tun können. Ich weiß also nicht, welche Wendung diese Dinge nehmen werden. Ich habe verschiedene | Pläne, möchte sie aber erst nach sorgfältiger Überlegung in die Tat umsetzen.

Nun, wir werden das besprechen, mein Hase. Ich nehme an, daß Du wieder mit dem Zug fahren wirst, der um 11 Uhr von Wien weggeht. Ich hole Dich in Ischl ab. Das wird sehr fein sein!

Ich schreibe Dir nur diese paar Zeilen, denn ich habe allerhand Fahrten und Gänge zu tun.

Das Liebste und Schönste, und auf Wiedersehen!

Berlin,

d. 26. Aug. 1941.

N.

91) An Maria Charlotte Sweceny, Wels, 14. 9. 1941

Mein lieber Hase,

ich schreibe Dir schon aus Wels. Ich sitze in der Restauration, auf dem Bahnhof, und warte. Ich hätte vielleicht auch zum Greifen gehen können, – wo die Geschichte mit Trude nicht passiert ist. Aber damals war alles so still, und jetzt ist alles so lärmend. So bleibe ich lieber unter dem Lärm auf dem Bahnhof.

Komisch in Wels zu sitzen, wo man, sonst, immer nur mit dem Wagen durchgefahren ist.

Was jetzt etwa die Hasen machen werden, wenn es finster ist und von den Blättern tropft? Am Baum am See werden sie auch nicht mehr lange wohnen bleiben, weil ihnen im Lager nichts mehr serviert wird. Sie haben es schon schwer.

Ich bin sehr neugierig, wie die | Dinge in Berlin sich anlassen werden. Wahrscheinlich hoppertatschig, – weil die Distanzen so groß sind und die Leute keine Telephonverbindung kriegen. Und überhaupt. Dem Fritsche werde ich tüchtig einheizen.

Paß nur recht gut auf das Manuskript auf, mein Hase! Mir ist so leid, daß ich nicht mehr daran schreiben kann. Vielleicht wäre es gut geworden. Vielleicht aber habe ich doch alles schon geschrieben, was ich zu schreiben hatte, und nun ist auf eine Zeit Pause. Man kann es nicht wissen. In Schwanenstadt habe ich zwei Nonnen gesehen. Nun, vielleicht sind sie ein gutes Zeichen, und die ausgehenden Patiencen ein schlechtes …

Die Hasen am Waldrand, die werden sich jetzt fragen, was los ist, daß niemand mehr vorübergeht. Vielleicht gibt es auch bei Berlin | Hasen. Aber das sind bestimmt nicht die richtigen. Es ist nur eine Abart. Wahrscheinlich fressen sie in Sanssouci die Bäume an.

Ich möchte wissen, was Voltaire täte, wenn er jetzt in Wels säße und morgen in Berlin ankäme. Ich möchte auch wissen, was andre täten. Ich glaube, sie täten gar nicht so besonders viel andres. Aber sie säßen gar nicht da, und sie kämen nicht an, – das ist es. Es ist schon sehr sonderbar, daß mir alle diese Dinge passieren. Ich bin wohl der Dichter mit einem der lächerlichsten Schicksale, – besonders zu einer Zeit des Lebens, wo die andern entweder gescheitert oder gesettelt waren. Sollte ich die Nachwelt erleben, so wird die Nachwelt es geradezu grotesk finden, was mit mir alles los war. Denn wirklich: Daß ich mit einem Pelz und einem

| Koffer vom Urlaub komme, – fast wie ein Major oder ein Wachtmeister ... sehr drollig!

Ich bin traurig, mein Hase, daß ich Dich nicht mehr an der Hasenpfote durch den Ort führen kann. Ich habe auch gar keine Lust, in Berlin Leute zu treffen. Ich werde vielleicht mit gewissen Leuten reden, die mir wichtig sind, – doch nicht zum Vergnügen. Ich könnte dem Fritsche die Ohren ausreißen, daß er alles so saublöd gemacht hat.

Was sind alle sogenannten Wichtigkeiten gegen das, was die Leute für unwichtig halten!

Küßchen, mein Hase!

Wels,

d. 14. Sept. 1941

N.

Ich aß: ein Ei, zwei Butterbrote und zwei sehr gute Apfelstrudel.

92) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 15. 9. 1941

Mein lieber Hase,

ich bin recht gut gefahren und auch gut im Kaiserhof angekommen, – wenn schon Hotel, so ist dieses das angenehmste. Aber es gibt eben gar keinen Hasen. Und überhaupt.

Es ist etwas Neues entriert worden, – aber wird es auch gelingen? Ich bin recht unsicher. Und ich weiß auch gar nicht, was morgen sein wird, und was da etwa für Überraschungen kommen, und dergleichen.

Ach, ich möchte, daß wir beide wieder den Quittenbaum anschauen könnten, und Waldi würde dazu im Regen herumbellen, und abends würde ich ein bißchen im Ossian lesen. Ich habe ihn nicht mitgenommen, wozu sollte ich dem das auch noch antun.

Das Liebste und Schönste!

Dein trauriger

Neni.

Berlin,

d. 15. Spt. 1941

93) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 17. 9. 1941

M. l. H.,

es ist jetzt halbzwei, und ich warte darauf, daß es vier wird; dann nämlich kann ich, angeblich, fort. Ich habe in diesen letzten Tagen recht

viel gewartet: – und noch kann ich nicht sagen, was aus meinen Angelegenheiten wird. Es sind allerhand – und zum Teil sehr weitreichende – Bemühungen im Gange. Vielleicht sind sie schon geglückt, vielleicht auch gescheitert; ich habe es noch nicht erfahren.

Es gibt natürlich unvergleichlich Ärgeres als meine Lage. Aber es gibt wohl kaum eine Lage, die zu jemandem so gar nicht passt wie diese zu mir. Sie ist lächerlich, – um nicht zu sagen: grotesk: und wenn es Zweck hätte, wäre ich auf mein Schicksal beleidigt. Vielleicht habt Ihr alle unrecht gehabt, wenn Ihr mir anempfohlen, ja nahezu befohlen habt, nichts Extremes zu unternehmen. Aber – so komisch ist das wiederum –: vielleicht wäre ein extremer Entschluss meinerseits garnicht genehmigt worden.

Ich esse täglich zu Mittag im Restaurant auf der Trabrennbahn, – ob es Rennen gibt oder nicht. Das Traben ist ein ordinärer Sport. Aber es sind wenigstens Pferde, welche traben, – nicht immer wieder diese wider= | lichen Motoren. Neben der Rennbahn gibt es einen tümpelartigen alten Wasserlauf, mit einer Menge von grünem Zeug bewachsen, und die Bäume hängen darüber .. Vielleicht gibt es da sogar Hasen. Ich denke oft daran, daß ich hier, später, einmal mit dem Wagen herausfahren, das ansehen und sagen würde: „Hier also war's." Aber man tut ja dergleichen doch nicht. Und es ist sehr sonderbar: wenn man, durch Zufall, Stellen wiederfindet, die für einen einst irgendwelche Bedeutung gehabt haben, so machen sie gar keinen Eindruck mehr. Was vorbei ist, ist bedeutungslos geworden, was kommen wird, vermag noch nicht Eindruck zu machen, und nur der Augenblick selbst ist von Bedeutung. Sie [sic!] ist grenzenlos. Und man hat gut sagen, später werde alles ganz gleichgiltig sein. Es gibt dennoch nichts als die Gegenwart.

Nichts als die Gegenwart gibt es, – aber wir haben gewisse Fehler in der Wahl unserer Gegenwart begangen. Es nützt nichts, daß sie uns hinterher interessant, ja romantisch scheinen mag: – das zwanzigste Jahrhundert ist eine schwierige Zeit, darin zu leben. Es besteht aus lauter Schwierigkeiten, und schwierig leben heißt: überhaupt nicht leben. Es fehlt uns vollkommen | die Gnade, die uns etwas schenkt. Wir meinen uns alles zu erarbeiten. Und alles Erarbeitete ist schlecht, unfrei und unedel.

Dass ich, vorläufig, im Kaiserhof und nicht bei der R. oder im Majestic wohne, scheint mir, ebenso vorläufig, ein großes Glück. Das Hotel ist sehr angenehm, anständig, und es liegt günstig an meiner wichtigsten Verbindung.

Hier gibt es einen Feldwebel von Fradeneck. (Solche Zusammenstellung gibt es). Er ist aus Kärnten, und meine Mutter erzählte oft etwas von der „alten Fradeneck". Es ist – ungefähr – die alte Sunstenau aus dem Kapitel Silverstolpe, – oder so ähnlich muß sie gewesen sein. –

Ich würde unendlich viel dafür geben, wenn ich wüßte, was sein wird, – nicht nur soweit man sich's ausrechnen kann, sondern wirklich. Aber unsere natürlichen Mittel dazu sind verschüttet. Immerhin: ich nehme an, daß die Bewegtheit aller Schicksale in diesem Jahr auch weiterdauern wird, viel Hin und Her, viel Überraschendes wird es geben.

Mein Hase, vielleicht finde ich heute oder | morgen von Dir ein Brieferl vor. Ich meine: es ist eine lange Zeit vergangen, seitdem wir uns in Ischl Lebewohl gesagt haben. Es sind noch nicht einmal drei Tage, aber mir scheint, es sind [sic!] viele Wochen her. Es vollzieht sich ungeheuer viel und sehr schnell. Aber wenn man die Zeit ansieht, so scheint sie stille zu stehen. Ich hoffe sehr, Dir ist die Zeit nicht so langsam vergangen.

Führt Dich niemand an der Hasenpfote, wenn Du ausgehst? Mein Hase, was wird wohl mit uns noch alles werden! Jetzt geht's ja noch. Aber was wird sein, wenn die Zeit fortschreitet? Denn so ist sie, die Zeit: wenn man nicht hinsieht, ist sie doch gleich um ein Stück weiter, und wenn man nicht auf sie achtgibt, so scheint sie verloren.

Viele Küsse, und das Schönste und Liebste!

Berlin,

d. 17. Spt. 1941.

Neni.

94) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 19. 9. 1941

Berlin, W 8, d. 19. Spt. 1941.

Mein lieber Hase,

ich danke Dir viele Male für Dein Brieferl (das auf blaues Papier geschrieben ist). Mir ist sehr leid, daß Du's in Wien kalt hast, – und daß Du traurig bist. Ich bin auch sehr traurig, mein Hase. Die Leute behaupten zwar, es werde alles gut ausgehen, – aber ich weiß nicht wann; und ich glaube überhaupt nicht recht daran. Ich habe jetzt diese Tage weniger zu tun, das heißt: ich muß nicht draußen sondern hier im Hôtel warten, daß es später wird.

Für das, was ich am Bismarck-Film schon gearbeitet habe, wollen sie mir 2000 Mark geben, – und wenn ich weiterarbeiten kann, so bekomme

ich noch 8000. Das ist ganz gut, ich habe auch noch Guthaben bei der Ufa und der Terra, sodass ich wenigstens keine Geldsorgen habe.

Heute habe ich an Sedlak einen Bezugschein für eine | Bluse geschickt. Bitte ruf ihn an und sag ihm, er soll sie mir sehr rasch machen.

Im Oktoberheft der Neuen Rundschau soll Silverstolpes Brief und der Traum vom Welt-Ende abgedruckt werden. Ich habe gestern die Korrekturen gelesen. Mit Suhrkamp habe ich einmal abends gegessen, – gestern mit Buchholz. Mir ist sehr langweilig und ich fühle mich überhaupt gar nicht „dans mon assiette“. Ich fange sogar zu lesen an. Suhrkamp hat mir ein paar Bücher geschickt. Ich lese auf der Fahrt nach Ruhleben und in meinem Zimmer.

Ich lese auch Deine Briefe viele Male, mein Hase. Mir ist, als sei alles, was mir lieb und teuer ist, sehr ferne. Auf der Welt können die traurigen Sachen viel trauriger sein als die fröhlichen. Mir ist so unangenehm, ich sitze oft da und zähle die Minuten. Ich habe schon oft Zeiten in meinem Leben gehabt, welche mir so unangenehm gewesen sind. Eigentlich müßte ich sie | schon gewohnt sein. Aber, es ist merkwürdig, ich bin sie nicht gewohnt. Vielleicht waren es doch nur wenige solche Zeiten. Oder, wenn es einem wieder gut geht, vergisst man sie und müßte sich eigentlich immer wieder neu gewöhnen. Dabei ist's das Merkwürdige: es geht mir doch eigentlich gar nicht so schlecht. Es geht mir nur so contre cœur. Man könnte daraus schließen, dass ich wirklich etwas andres zu tun hätte und dass es gelingen müßte, es zu tun. Aber es will immer wieder scheinen, als solle es nicht gelingen. Du hast ganz recht, wenn Du sagst: unser Aufwand, das Schicksal abzuwehren, nehme uns mehr von uns selber, als das Schicksal uns nimmt. Dies aber ist eben die abscheuliche Situation: wenn man in sie nicht passt, so ist selbst das gute, das sie enthält, nicht aus ihr zu holen. Mit kommt alles so vor, wie das ungarische Lied: Der traurige Sonntag, bei dem sich so viele Leute erschossen haben sollen, sodass es schließlich verboten werden mußte.

Suhrkamp hat mir ein Buch geliehen, es heißt: | Französische Moralisten: Larochefoucauld, Rivarol, Chamfort und dergleichen. Die Leute reden da immer über „die Tugend“. Mir kommt das so vor, als sähe einer die Dinge nicht mehr, die ihn umgeben, sondern nur Abstraktionen. Was ist „die Tugend“? Das gibt es gar nicht. Sondern jeder Fall, wo jemand Tugend hatte, ist ein ganz andrer als alle andern Fälle. Es gibt immer nur Einzelnes, das ist niemals wie alle andern Fälle, und mein Fall ist der, dass er für mich sehr traurig ist. Verallgemeinern lässt sich gar nichts,

und es läßt sich auch kein Nutzen daraus ziehen, sondern es ist bloß recht unangenehm.

Mein lieber Hase, schreib mir recht bald wieder ein Brieflein!

N.

95) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 22. 9. 1941

M. H.,

gestern erhielt ich von Dir ein Brieferl, das mich schrecklich gefreut hat. Ich bin neugierig, was heute oder in den nächsten Tagen aus der ganzen Situation heraussieht. Mir ist ganz ungemein öde zumut. Ich habe eine Flasche von französischem Cognac erhalten. Ich finde, er ist nebbich nicht ganz echt, – aber ich saufe dennoch still vor mich hin. Momentan warte ich wieder einmal auf irgend etwas – und zwar im Hotel. Aber dies ist immer noch ein besserer Zustand als etwas zu tun, – wobei nichts geschieht. |

Ich denke hin und wieder über die Lage an der Ostfront nach. Sie ist strategisch ungemein interessant. Wie schön wär's gewesen, hätten wir die ganze russische Armee zwischen Petersburg und Kiew, oder Moskau, wie mit einer Zange umschlossen. Nun, vorläufig haben wir bei Kiew ein Stück aus der Front herausgezwickt. Aber dieser Budjennij ist ein Schurke, – er hat sich dem Durchbruch entzogen. Ich gebe aber die Hoffnung nicht auf, dass es dem Führer gelingen wird, die ganze Russenbande, und seien es auch 20 Millionen Bewaffnete und Dutzende von Millionen von Flintenweibern und Heckenschützen, zusammenzufangen und zu vernichten. |

Nebenher beschäftigen mich aber auch noch die Maximen von Larochefoucault [sic!]. Lies sie, sie sind sehr herzoglich und sehr menschlich.

Mein Hase, ich weiß jetzt ganz genau, warum es mir wirklich so traurig ist, dass ich fortbin. Es ist nur, weil ich Dich so lieb habe.

Berlin,

d. 22. Spt. 1941.

Neni.

96) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 24. 9. 1941

Liebster Hase,

danke Dich [sic!] viele Male für Dein Brieferl! Was für ein schöner Gedanke mit der Uhr! Mit Bruder B. setze ich mich heute „ins Benehmen“. Ich freue mich so sehr, daß Du an das Ührchen gedacht hast.

Ich habe heute wieder so früh aufstehen müssen. Über alles Drum und Dran wollen wir gar nicht reden. Mir ist sehr recht, dass Deine Verkühlung wieder besser geworden ist. Morgen abend soll ich mit Dr. Benn essen. Das ist der Mann, der die Gedichte schreibt, – die besten von jetzt. Wirklich die besten. Er ist Oberfeldarzt. (Das ist Oberstleutnantsrang.)

Mein Hase, ich schreibe Dir morgen mehr wegen der Uhr. In Eile

Dein armer Neni.

Berlin,

d. 24. Spt. 1941.

97) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 25. 9. 1941

Mein lieber Hase,

ich danke Dir viele Male für Dein Brieferl vom Montag. Ich glaube, die Post geht recht unregelmäßig, sonst wär’s nicht möglich, dass Du so lange ohne Nachricht von mir bliebest. Die Unsicherheit, wann ich Dich wieder sehe, macht mich sehr unglücklich. Dabei muß ich zugeben, dass wirklich allerhand, und mit Energie, für mich geschieht. Ich verbringe meine Zeit damit, zu warten. Denn ich kann gar nichts arbeiten, ich kann kaum Briefe schreiben. Ich würde Dir sonst viel öfter schreiben, mein Hase. Ich nähre einen wachsenden Haß gegen diesen unmöglichen Trottel Bernau. Ich kann ihn garnicht mehr sehen. Es tut mir grässlich leid, dass ich mich in Wolfgang dazu habe überreden lassen, ihn zu besuchen.

Ich warte jetzt die meiste Zeit in meinem | Zimmer. Es ist mir sehr unangenehm, hier zu warten, aber es ist immer noch angenehmer als anderswo. Die Sonne scheint herein, und ich muß immer der Sonne ausweichen, damit ich einen Platz finde, wo ich schreiben kann. Ich habe das Gefühl, dass ich überhaupt schon Jahre fortbin. Und ich wundere mich, wie das weitergehen soll. Ich glaube nicht, dass ich mich daran gewöhnen könnte. Ihr habt alle ganz unrecht gehabt, mir abzuraten, dass ich mich zu meinem Regiment melde. Es ist überhaupt ganz falsch, jemanden zu beeinflußen. Man kann nicht für jemand anders leben oder denken wollen. Es gibt gewisse Dinge, in denen man immer rechthat, und die andern haben darin unrecht.

Ich habe heute eine Stunde lang meine Stiefel geputzt, um irgend etwas zu tun. Gestern hat mir die Hecht endlich Zigaretten geschickt. Zu essen habe ich hier genug. Ich versuche, wenn ich überhaupt lesen kann, die Maximen des | Larochefoucauld [sic!] zu lesen. Ich habe auch versucht, einige Maximen zu schreiben. Aber es sind nur sehr wenige, und ich weiß nicht, ob sie gut sind. Ich werde sie vielleicht wieder fortwerfen.

Ich könnte jetzt sehr schöne Dinge in die Beiden Sizilien hineinschreiben, aber es ist mir unmöglich. Ich könnte, statt hier nichts zu tun, woanders nichts tun, und es wäre tausendmal besser. Es sähe etwas dabei heraus.

Die Leute müssen schon glauben, ich wäre eingesperrt. Denn ich halte mich immer auf meinem Zimmer auf und muß auf das Telephon warten. Während aufgeräumt wird, gehe ich auf dem Gange herum, und auch die Mittagsmahlzeit nehme ich auf meinem Zimmer ein.

Gestern habe ich die Uhr angesehen. Sie ist sehr schön, aber ich habe Buchholz veranlasst, sie zurückzugeben. Es hat ganz gewiß keinen Sinn, dass | ich eine so schöne Uhr trage. Mir würde viel mehr Freude machen, wenn ich eine von den Uhren von der Lisa bekäme. Die teure Uhr würde ich nur ruinieren.

Ich danke Dir schön, dass Du die andre Uhr reparieren lässt. Aber bitte gib sie mir nicht zurück. Und ich finde es auch besser, wenn Du sie nicht trägst. Denn ich bilde mir ein, dass sie Unglück bringt.

Ich freue mich, dass Erika so guter Laune ist. Aber ich fürchte, ihre gute Laune hat so wenig Ursache wie ihre schlechte. Sie ist ein ganz konfuser Vogel.

Jetzt kommt allmählich die Zeit, wo ich mein Mittagessen kriege: Krebsschwänze mit Reis. What I call eine Zusammenstellung!

Mein lieber Hase, schreib mir recht bald wieder! Ich bin sehr traurig.

Berlin,

d. 25. Spt. 1941.

Neni.

98) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Berlin], o. D. [Ende Sept. 1941?]

L. L., m. H.,

heute ist Sonntag, und ich habe Zeit, Dir zu schreiben. Morgen ist der Tag, an welchem wieder was Ernstliches unternommen werden soll, –

soferne nicht wiederum, durch irgendwelchen unangenehmen Zufall, etwas unmöglich gemacht werden sollte. Fast scheint es so, denn ich will, seit gestern, Emil in dieser Sache anrufen, kann ihn aber nicht erreichen. Es kann sein, daß er nach Preßburg gefahren ist. Das wäre, für das Ganze, natürlich wieder ein großartiger Moment.

Denk Dir, gestern bin ich von einem Stabsarzt untersucht worden, und dabei hat sich herausgestellt, daß ich eigentlich gar nicht mehr felddiensttauglich bin. Sondern ich bin nur mehr tauglich zu Verwendung | in der Heimat oder hinter der Front. Du kannst Dir denken, was ich dem Peperchen, soeben, Freundliches geschrieben habe.

Das ganze muß vom Lüngerl kommen, welches sich gewiss, durch den Ärger und die Unregelmäßigkeiten der letzten Wochen, verschlechtert hat. Aber arg scheint es dennoch nicht zu sein. Ich glaube, Du brauchst Dich gewiß nicht zu beunruhigen.

Mein Hase, hier gibt es eine ganze Hasenheide. Aber da sie in keiner feinen Gegend liegt, können es gar keine richtigen Hasen sein. Ich fahre auch gar nicht hin, um etwa mit ihnen zu sprechen. Wozu auch? Mein Hase ist ja doch nicht dabei. Was sollte mir also auch ein ganzer Wald von andern Hasen – a wilderness of hares! Es hat eben jeder seinen eigenen Hasen, und wenn der woanders herumhopst, ist es sehr traurig.

Im großen Steinhaufen, bei Sonne.

Neni.

99) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [29. 9. 1941?]

Liebster Hase,

hier gut angekommen. Sie haben mich vorläufig auf einen Monat weggeschickt, und wir wollen sehen, was weiter zu machen ist. Nun mein Hase, wann sehe ich Dich? Ich habe so große Sehnsucht nach Dir. Bitte schreib mir gleich, wie Du Dir's ungefähr vorstellen könntest. Ich möchte schon auch einmal nach Wien fahren. Ich weiß noch nichts Genaueres, es hängt auch von der Art der Arbeit ab. Wenn ich nicht die Vorstellung hätte, daß Du in Hr. bist, hätte ich Dich angerufen. Vielleicht heute abend.

Im Zoo in Berlin gibt es eine entlegene Allee, an den Häusern entlang, da war ein Hase. Ich habe ihn immer angeschaut, viel lieber als das Rhinozeros und die Elefanten. Mein lieber Hase.

Bei den Birken, im Herbst. –
Neni.

100) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 30. 9. 1941

Frau
Lotte Sweceny
Wien,
I. Herrengasse 6.
(Hochhaus.)

Mein lieber Hase,

ich hatte schon längst bemerkt, dass Dir mein Aufenthalt in Ruhleben wichtiger scheint als mein Wohlbefinden in Ruhleben. Ich kann nicht entscheiden, was wichtiger ist: du magst, im ganzen, rechthaben. Nur kannst Du mir's nicht übelnehmen, dass mir mein Wohlbefinden wichtiger ist als das, was man Sicherheit nennt. Es ist mir aber höchst begreiflich, dass Du Dich über mein Telegramm nicht gefreut hast. Glaubtest Du doch, nun wäre ich um den Dir so glücklich scheinenden Posten gekommen. Dies ist aber, zum mindesten vorläufig, nicht so; ich bin von dort nicht weggekommen, sondern ich bin beurlaubt und gehöre nach wie vor zu jener Institution, – die übrigens gar nicht so sicher ist, wie Du glaubst. Denn wenn das mit den Verlusten so weitergeht und ein paar Filmtruppführer, welche Aufnahmen an der Front zu machen haben, abgeschossen | werden, so ist nichts leichter möglich, als dass ich schließlich doch als Ersatz hinausgeschickt werde, ob ich nun voll felddiensttauglich bin oder nicht. Überschätze also bitte nicht die Vorzüge jenes genialen Einfalles von Bernau.

Übrigens braucht Emil mich auch weiterhin und bleibt intensiv bemüht, mich für die Weiterarbeit an seiner Produktion zu erhalten.

Ich habe Dir, von Salzburg aus, ein weißes Pferd geschickt.

Die Sache mit der Uhr darfst Du nicht mißverstehen. Ich weiß, welche Freude es Dir macht, sie mir zu schenken, und ich selbst habe mich sehr darauf gefreut. Aber als ich sie sah, und als ich hörte, wie teuer sie sei, schien es mir eine Gefährdung, einen so kostspieligen Gegenstand immerzu am Arm spazierenzutragen. Es kann ihr doch eine Menge passieren. Ich bin ein bescheidener Mensch, und diese köstliche Geschichte schien mir über meinen | Stil zu gehen. Außerdem, mein Hase, hast Du doch jetzt selber keine Uhr. Du kannst doch nicht immer mit dem

Brater herumgehen, und ich mit einer so schönen Uhr! Wenn man nur die andre, die Du hast reparieren lassen, verwenden könnte! Aber ich finde, das Mistvieh bringt wirklich Pech.

Nun, vielleicht ist die neue Uhr wirklich das Zeichen einer Besserung der Zeit. Und das Ganze vollzieht sich, wie so und so viele andre Dinge, von selbst, und alles, was Du tust, ist recht. Schenkst Du sie mir, so freue ich mich, und behältst Du sie auf Deiner Hasenpfote, so freue ich mich auch!

Mein Hase!

Hoffentlich hast Du inzwischen mein Brieferl erhalten. Wann sehe ich Dich, mein Hase? Emil fährt, so weit es vorläufig geplant ist, weder nach Preßburg noch nach Berlin, und ich könnte zwar weg, möchte es aber im Interesse der Situation nicht tun. |

Vielen Dank dafür, dass Du mir das Ms. der „Beiden Sizilien“ geschickt hast. Ich schreibe viele schöne Sachen hinein.

Bisher war Südwind, nun trübt sich's trotz Südwind ein. Ich bin gestern spazierengegangen. Vormittags hatte ich eine Szene für Emil geschrieben. An dem ersten Teil, der, wie Du weißt, zum Geringsten von mir ist, finden viele in Berlin ihr Entzücken und es heißt, ich hätte fast alles geschrieben. Sonderbar: immer wieder heftet sich etwas wie Ruhm an mich an. Auch das viele Unglück und die Unruhe, die ich habe, macht mich in den Augen der Leute offenbar romantisch. Vielleicht ist das ein Zeichen für eine Art Zukunft ...

Schreib mir recht bald mein Hase! Und schreib mir ein fröhliches Brieferl.

St. W.,

d. 30. Spt. 1941.

Neni.

P. S. Bitte schick mir wieder ein Briefpapier, aber kein leinenes.

101) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Anfang Okt. 1941]

M. l. H.,

Dein Brieferl war nur sehr kurze Zeit unterwegs, – einen Tag. Ich hoffe, daß diese Nachricht ebenso schnell zu Dir geht. – Ich freue mich so sehr, daß Du in Hochrotherde eine gute Zeit hast, – trotz allerhand andren [sic!] Sorgen. Ich möchte nur nicht, daß Du Dir auch noch um mich Sorgen machst. Ich finde, daß meine Situation, wenn schon auch nicht

besser, so doch übersichtlicher geworden ist. Ich habe ziemlich genau herausbekommen, was eigentlich los ist, und ich kann danach handeln, – oder vielmehr handeln lassen. Die Dinge können sich sehr schnell entwickeln und andre Wendungen nehmen. Ich habe alles Notwendige veranlasst. Es hängt, was geschehen wird, von der Geschicklichkeit der Mittelspersonen ab, – die nicht ungeschickt sind.

Ginge alles gut, mein Hase, so wäre es schon sehr schön, wenn Du am 28. oder 29. kämest. Ich würde dann auch sogleich ein Zimmerlein für Dich reservieren lassen, – glaube aber, dass es dann genug Zimmer geben wird. Das wäre sehr fein. |

Wir könnten Schwämme pflücken, und die Nüsse würden dazu von den Bäumen fallen. Das Laub, das ja in diesem Jahr so spät herausgekommen ist, ist noch ganz grün, und nicht einmal die Linden fangen, wie in andern Jahren, um diese Zeit an, fadenscheinig zu werden; sondern sie sind jetzt noch wie sonst etwa im Juli. Es sind schöne Tage, aber es regnet zwischendurch auch, doch ist das nicht schlecht, denn es entsteht auf diese Art eine milde Temperatur.

Mit den historischen Kapiteln in den „Beiden Sizilien“ hatte ich das Unternehmen gemeint, eine Vorgeschichte des Regiments zu erwähnen, welche die moderne Handlung vorbereitet hätte. Oder, mit andern Worten: es hätte sich in diesem Regimente, seit 1618, in gewissen Intervallen immer wieder das selbe ereignet und die gleiche Situation ergeben, – immer die Wiederkehr eines bestimmten Motivs, wie etwa in gewissen Familien. Denn auch das Regiment ist, im Sinne der Überlieferung, eine Art von Familie. Doch sind – oder waren – das unbestimmte Gedanken, und ich kann noch nicht sagen, ob die ganze Geschichte notwendig wäre oder überhaupt hineinpassen würde. Ich prüfe das | Manuskript aber auch noch aus einem andern Gesichtswinkel. Abgesehen davon nämlich, daß es so und so viele Passagen hat, die einer künstlerischen Verstärkung und Belebung noch bedürfen, halte ich die Handlung des Romans für so umfangreich, dass sie, bei der gegenwärtigen Länge des Buches, zu gedrängt ist. Der Umfang müßte also, wahrscheinlich, erweitert werden, damit das Einzelne mehr Platz zur Entwicklung bekomme. Es ist das gewissermaßen, als würde ein Wald, dessen Bäume zu dicht stehen, weiter auseinandergepflanzt werden. Aber auch dies ist vorläufig nur eine Vorstellung, von der ich nicht weiß, ob sie zu Recht besteht. Ich muß über dem Manuskript einfach „verweilen“.

Ich hoffe, dazu Zeit und Gelegenheit zu haben. Vielleicht wirst Du nun auch verstehen, was gemeint ist, wenn ich sage, dass mir die eigene

Persönlichkeit das Schicksal, ja dass sie Leben und Tod sei. Es gibt nichts von außen Kommendes, das durch die Kräfte, welche von innen kommen, nicht so gestaltet werden könnte, daß es dem Menschen gemäß wäre. Nur einen Menschen, dessen Persönlichkeit nicht stark genug ist, geschehen Dinge, die ihm ungemäß sind. |

Freilich geschehen sie jedem. Denn welche Persönlichkeit wäre vollkommen! Aber eine gewisse und bestimmte Kraft, die Dinge nach sich selbst zu biegen, sollte man um so eher erwerben, wenn man nicht zu den Dingen passt und wenn sie sich, naturnotwendigerweise, gegen einen wenden ...

Bitte schreib mir recht bald wieder. Von Sonntag an schreibe ich Dir nach Wien. Das Liebste und Schönste!

In der Wiese, beim Buchs.

N.

102) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 2. 10. 1941

Mein lieber Hase,

gestern abend habe ich bei Euch angerufen, denn Du hattest geschrieben, Du werdest zuhause sein. Aber es war niemand zu Hause. Nun, so versuch ich's heute oder morgen.

Gestern habe ich zehn Stunden gearbeitet, nicht nur am Film, sondern auch an den Sizilien. Wir haben eine zweite Sekretärin gebraucht, und ich habe Pia bestellt. Sie kommt heute an. Ich habe aber die Absicht, sie drüben gar nicht zur Verfügung zu stellen, sondern sie für mich zu behalten. – Dieser Tage muß sich's auch mit den Reisen, beziehungsweise mit den Unternehmungen zur Verlängerung des Urlaubs entscheiden. Ich kann dann auch sagen, wann ich nach Wien komme.

Mein Hase, ich freue mich schon so schrecklich, Dich zu sehen. Dann führe ich Dich wieder an der Pfote. Und dann suchen wir für Dich feine Kräuter aus dem Gemüsegarten.

Heut ist wieder ein schöner Herbsttag. Ich gehe jetzt ein bißchen ins Bootshaus, in die Sonne. Ach Gott, mein Hase, wenn wir nur wirklich glücklich sein könnten. Denn bloß mit dem Unglück geht's auf die Dauer auch nicht. Das ist einfach ein Irrtum.

Das Liebste und Beste und Schönste und Freundlichste!

St. W.,

d. 2. Okt. 1941,

bei den abgefallenen Blättern.
Neni.

103) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 4. 10. 1941

Mein liebes Häslein,
ich bin sehr glücklich über Dein Brieferl. Ich wollte Dir gar nicht selbst vorschlagen zu kommen, um eventuell den Frieden Deiner Situation nicht zu stören. Aber da Du es selbst schreibst, bin ich so froh!
Wann also kommst Du, Häschen? Etwa am 8[ten] Oktober, oder so? Schreib mir gleich. Vorgestern abends rief ich wieder an. Es war aber wieder niemand bei Euch.
Habe wieder so viel gearbeitet, und die Pia sitzt den ganzen Tag bei der Mauz und schreibt prasselnd ganze Drehbücher ab.
In Eile. Muß jetzt zu Emil. Also schreib gleich!
Das Liebste!
St. W.,
d. 4. Okt. 1941.
N.

104) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 29. 10. 1941

M. l. H.,
es ist Emils Programm, Freitag d. 7. nach Berlin zu fahren; und ich dürfte demnach gleichfalls am Freitag d. 7. nach Wien kommen. Bitte sei so lieb und sieh Dich nach einem Hotelzimmer für diesen Termin um. Ich freue mich schon sehr.
Hoffentlich hast Du eine recht gute Fahrt gehabt. War heute sehr fleißig, es mußte wieder einmal die verfluchte Szene mit Bismarck und dem Holstein neu geschrieben werden. Jetzt schreibt die Pia sie ab.
Das Liebste und Schönste!
St. W.,
d. 29. Okt. 1941.
N.

105) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Ende Dez. 1941]

M. l. H.,

ich schreibe Dir wieder ein Brieflein. Von Dir habe ich noch keines bekommen, überhaupt kommt gar keine Post. Folglich ist auch von Berlin noch nichts da. Das braucht aber kein schlechtes Zeichen zu sein. Und wenn am 1. noch keine da ist, so kann ich – vielleicht – die Abreise noch um einige Tage hinauszögern, und inzwischen kommt vielleicht doch noch was. Nur müsste es dann auch günstig und nicht ungünstig sein.

Die Hasen hier sind über das Wetter bestimmt sehr erstaunt, es wechselt ununterbrochen und treibt die unglaublichsten Sachen.

Gestern war ich bei Wunderer, und er hat mir ein Buch geliehen. Es ist von Dacqué und heißt: Leben als Symbol. Es ist etwas merkwürdig, wenn ich jemandem ein Buch empfehle, dieses aber solltest Du lesen. Es ist da alles theoretisch entwickelt, was ich in meinen Büchern, besonders in den späteren, immer dargestellt habe.

Das Schönste dem Hasen!

Im Schnee.

N.

106) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [24. 12. 1941]

M. l. H.,

ich muß Dir gleich nach Hochrotherde schreiben, weil es schneit und weil die Hasen es kalt haben werden. Ich habe noch keinen gesehen, aber eine Kleinigkeit ist das auf keinen Fall. – Mir aber geht es recht gut, und ich bin umgeben von Deinen herrlichen Geschenken. Ich esse abwechselnd ein Stück von Deiner Schokolade und trinke dazu ein Glas von Deinem Schnaps. Die Zigaretten habe ich auch schon zwischendurch geraucht. Kurz es ist ein gentlemanly country-life. Dazu wärmt sich das brave Tier Waldi am Ofen. Jetzt werde ich essen und dann an die Auftreibung eines Bootes schreiten, um ans andre Ufer zu gelangen.

Es beginnt ein Schneesturm, und das ist sehr traut, wenn man nicht gerade in Orel ist, oder sonstwo. Ich werde auch die Jula besuchen und ihr Deine Grüße ausrichten. Ich will ihr auch ein kleines Geschenk bringen. Ein Männchen aus Japan, oder so.

Ich blicke dem Ende des Krieges, nun da der Führer den Oberbefehl hat, mit besonderer Zuversicht ins Auge.

Grüß mir alle recht sehr, insbesondere den O. C. Nachricht aus Berlin ist noch keine da, – das ist eher günstig.

Das Liebste und Schönste!

Im verschneiten Hain, bei den Fichten.
N.

107) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 26. 12. 1941

M. l. H.,

am heiligen Abend war ich bei Jannings. Es hatte ein wenig geschneit, danach aber fiel starker Wind ein. Hinüber ging es noch ganz gut. Drüben war es sehr merkwürdig, daß der Vogel in der Nacht zu singen begann, was er sonst nie tut. Inzwischen wurde der Wind immer stärker, und es fing auch zu regnen an. So war es also nicht ganz einfach, wieder zurückzukommen. Ich unternahm es aber doch, gegen halbzwölf Uhr. Zuerst fuhr ich von drüben quer herüber bis zum Grand Hotel, dann schlich ich mich unter Land bis zum Leuchtturm. Um diesen herumzukommen, war ein großes Kunststück, weil es grimmig um ihn herumblies, und der Wasserstaub und der Regen flogen nur so daher. Ich setzte dreimal dazu an, das Kap zu runden, aber erst beim dritten Mal kam ich herum. Ich war recht naß. – Gestern nun regnete es noch viel mehr und der Wind wurde zu einem fortwährenden Sturm, der auch noch heute anhält, aber er ist inzwischen schwächer geworden. Gestern früh war der Schnee ganz weg, und heute liegt schon wieder ziemlich viel Schnee. Gestern abends war ich bei Jula, die | im März ein Kind bekommt. – Waldi ist dick und fett und sehr gut aufgelegt. – Es macht mir jetzt nicht ganz den Eindruck, als solle meine Berliner Angelegenheit noch vor dem Neuen Jahr erledigt werden können. Nun, in diesem Falle fahre ich nach Berlin, und wenn sie günstig erledigt wird, komme ich nach Wien zurück. Es ist aber, wie gesagt, möglich, daß ich noch keinen verlängerten Urlaubsschein besitze, und bis der kommt, kann es noch ein paar Tage dauern, – es sei denn sie kommen auf die Idee, mir ein Telegramm zu schicken, welches die Verlängerung des Urlaubsscheins bestätigt, dann müßte ich allerdings gleich fahren, wenn ich das Telegramm habe. Es wäre freilich auch denkbar, daß die Erledigung des Urlaubs doch noch bis zum Neuen Jahr stattfinden könnte, ~ das kommt mir aber unwahrscheinlich vor, weil zu viele Feiertage dazwischenliegen, an denen die Leute nichts tun.

Im ganzen aber betrachte ich die Dinge anders als noch vor einigen Tagen. Denn inzwischen hat ja der Führer den Oberbefehl übernommen, was auch auf die Familie Jannings einen tiefen Eindruck gemacht hat, und wir alle sind uns des Sieges sicher.

Von den Hasen ist heute nicht viel zu berichten, als dass der Schnee sie natürlich wenig freut. Weil sie zu gar keinen Kräften mehr kommen. Aber es wird schon wieder die Zeit kommen, wo die Hasen Kräuter haben.

St. Wolfgang, d. 26. Dez. 1941.

N.

108) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 29. 12. 1941

M. l. H.,

heute ist Dein Brieferl vom 25./26. gekommen. Ich habe mich sehr gefreut, daß es Dir gut geht und daß Du gut aufgelegt bist. Gleichzeitig mit der Nachricht von Dir war auch ein Telegramm von Podehl aus Berlin da. Er teilt mir mit, daß über meine Angelegenheit morgen, Dienstag, entschieden werden solle, – wieder einmal recht spät also, wenn die Geschichte nicht doch noch eine weitere Verzögerung erfährt, was ich gar nicht für ausgeschlossen halte. Ich bin es aber schon zu sehr gewöhnt, die Welt als Willen und als Vorstellung zu sehen, als daß ich mich über dergleichen Dinge noch wundern sollte. Welcher Wille und welche Vorstellung aber ist es eigentlich, nach denen alles geschieht? Wahrscheinlich mein eigener Wille und meine eigene Vorstellung, – welche beide ziemlich viele Fehler haben müssen, denn es ging sonst alles besser. – Gestern ist Dein lieblicher Silberbleistift gekommen, er war recht lange unterwegs. – Heute, glaube ich, kriege ich Fieber, es zieht schon so herum. Es ist eine Verkühlung. Auch Emil hat eine schwere Grippe, und der Arzt liegt gleichfalls zu Bett. Nun, höchstens, wenn ich wegfahren muß, fahre ich später von hier weg. Ich habe dem Sándor und der Mi nach Aussee telegraphiert, ob sie nicht zu Sylvester herüberkommen wollen, ich weiß aber nicht, ob sie es tun werden, es ist doch recht umständlich. Bin schon neugierig, wie es mir morgen gehen wird.

Mein lieber Hase, ein recht gutes Neues Jahr!

St. Wolfgang,

d. 29. Dez. 1941.

N.

109) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 30. 12. 1941

M. l. H.,

heute habe ich Dein Brieferl erhalten. Nun, so arg war es gar nicht mit der Überfahrt, die Janningse wollten mich ohnedies drüben behalten, aber ich kenne mich ja auf dem See aus; und wenn ich in der Frühe nicht dagewesen wäre, hätte man hier vielleicht geglaubt, ich wäre ertrunken. (Wie merkwürdig aber wäre es erst, wenn ich wirklich ertrunken wäre und mir bloß einbilden täte, noch zu leben!)

Ich schicke Dir hier zwei Bilder, die ich gefunden habe: das größere stellt mich, wie ich noch ein Kind war, mit meiner Kinderfrau auf der Terrasse vor, das kleinere stellt eine gestrandete Yacht vor, etwa in der Situation von „Strahlenheim".

Heute brüten sie sich also angeblich in Berlin aus, was sie mit mir unternehmen werden. Ich erwarte zwar das Telegramm von Podehl, halte es aber für durchaus möglich, daß die Entscheidung noch hinausgeschoben wird. Damit ein bißchen mehr Hin-und-Her-Gefahre entsteht, u. s. w.

Sándor und Mi haben für morgen zugesagt, und ich werde ihnen also ein Souper und eine Sylvesterfeier bieten. Mir ist's unvergleichlich lieber als mit irgendwelchen Blödianen. Mein lieber Hase, ich wünsche Dir und O. C. recht vom | Herzen ein gutes Neues Jahr (– O. C. hat ganz recht, man schreibt es groß). Wir werden gewiß allerhand Erlebnisse haben, noch mehr als in diesem fast schon verflossenen. Was sein wird, kann man freilich nicht konkret vorhersagen, – nur abstrakt. Oder mit anderen Worten: man kann die Wahrheit vorhersagen, aber nicht die Wirklichkeit. Die Wahrheit jedoch sieht von uns und von allen Einzelheiten vollkommen ab. So wäre es also wahrscheinlich auch das Richtige, wenn wir selbst davon absähen …

Es war hier schon recht kalt und hat auch sehr geschneit. Aber heute nachmittags sind die Wolken zerrissen.

Das Liebste und Schönste!

St. W.,

d. 30. Dez. 1941.

N.

P. S. Gestern habe ich Dir ein kleines Paket mit Mispeln geschickt.

3.5 Briefe 1942

110) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 1. 1. 1942

M. l. H.,

die Erledigung meiner Angelegenheit ist noch nicht erfolgt, ich fahre daher heute nach Berlin. Ich wohne da wieder: Hotel Kaiserhof, Berlin W8. Hoffentlich wendet sich dort nun meine Angelegenheit bald in günstigem Sinne.

Gestern abends waren Sándor und Mi hier, und es war recht traulich. Ich habe sie gebeten, Dich vielmals zu grüßen.

Mein Hase, mir ist so leid, daß ich nun nicht nach Wien fahre. Aber hoffentlich kann ich doch bald kommen. Das wäre sehr schön.

Du kannst Dir denken, wie ich Dir vom Herzen alles Schöne zum Neuen Jahr wünsche. Es gibt nichts, was mir wichtiger wäre, als dass es Dir immer recht recht gut geht. Nun, und mit Gottes Hilfe wird das auch so sein, – oder, zum mindesten, werden.

Bitte sei so lieb und ruf die Lisa an und teile ihr die Neuigkeit mit.

Mein Häschen, ich wünsche Dir nochmals das Beste und Liebste! Schreib mir recht bald!

St. W.,

d. 1. Jan. 1942.

N.

111) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 1. 1. 1942

M. l. H.,

diesen Brief erhältst Du wohl gleichzeitig mit jenem, in welchem ich Dir angezeigt habe, daß ich nach Berlin fahre. Ich machte heute den Versuch dazu, kam aber nur bis Zinkenbach, weil sich herausgestellt hatte, dass die Züge bei Scharfling in Lawinen stecken. So fuhr ich wieder zurück, zog mir den Harnisch aus, das schlichte Kleid des Bürgers an und fuhr zu Wunderer, der mir hübsche alte Sachen vorspielte.

Vielleicht fahre ich morgen, vielleicht auch erst übermorgen. Mein Hase, ich bin sehr froh, Dir von hier noch ein Brieferl schreiben und Dir alles Gute wünschen zu können.

Das Liebste und Schönste!

St. Wolfgang,

d. 1. Jan. 1942.
N.

112) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 3. 1. 1942

M. l. H.,

heute fahre ich nach Berlin. Ich bin, sonderbarer Weise, nicht so traurig, wie ich es eigentlich sein sollte. Ich denke darüber nach, warum ich es nicht bin: – ich weiß es aber nicht. Vielleicht liegen für mich in der Zukunft doch weniger arge Dinge als die es sind, auf die ich immer gefaßt bin. Vielleicht sind sie dennoch ärger, und mein Gefühl spiegelt mir nur etwas vor. Das Schicksal gibt uns viele Zeichen, es verrät sich selber fortwährend, aber wir können die Zeichen nur sehr selten deuten.

Mein Hase, wann werde ich Dich wiedersehen? Vielleicht bald, vielleicht lange nicht. Indem ich das bedenke, werde ich doch traurig. Denn ich habe Dich sehr lieb.

Ich fahre über Salzburg und München. Es schneit ganz dünn. Ich gäbe viel dafür, könnte ich nach Wien fahren. Ich würde in meinem Zimmer sitzen, und mein Hase würde, ein wenig schräg, hereinhopsen.

Ich muß jetzt den Brief schließen, mein Hase, und mich anziehen und fortfahren.

Das Liebste, mein lieber Hase!
St. W.,
d. 3. Jan. 1942.
N.

113) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 4. 1. 1942

M. l. H.,

ich bin heute hier angekommen und habe den Hasen, den Du mir geschenkt hast, gleich auf den Tisch gestellt. Die Fahrt ist langwierig und unangenehm gewesen. Ich habe nach meiner Ankunft mit Podehl gesprochen, – es ist noch nichts entschieden, aber er sagt, die Lage werde als schwierig bezeichnet. Allerdings hat er diese Auskunft nur von einem Sekretär erhalten. Es sind alle maßgeblichen Leute noch auf Urlaub, aber morgen wird alles wieder im Amt sein. Zwischen fünf und sechs ruft er mich morgen an, um mir mitzuteilen, ob es etwas neues gibt.

Ich liege jetzt im Bett, ich habe ein wenig zu schlafen versucht, aber ich schrecke immer wieder auf und es fällt mir die üble Lage ein, in der ich mich befinde. Ich habe auch gar keinen Appetit, das Essen ist mir durchaus zuwider. Nur wenn ich an Dich denke, mein Hase, so macht es mir Freude, aber ich werde freilich auch sehr traurig zugleich.

Ich schreibe mit dem Silberstift, den Du mir geschenkt hast. Siehst Du, wie gut es war, daß ich den | goldenen Bleistift nicht genommen habe, – denn nun hätte ich ihn Dir nicht zurückgeben können.

Ich will sehen, wie die Dinge laufen. Ich habe mich soeben gemessen. Es ist zwei Uhr am Nachmittag, und „Mercurus zeigte 37′22" ...

Mein lieber, lieber Hase!

Berlin W8, Hotel Kaiserhof,

d. 4. Jan. 42.

N.

P. S. Bitte schicke mir rekommandiert ein paar Packerln Zigaretten.

114) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Berlin], o. D. [11. 1. 1942]

M. l. H.,

ich danke Dich [sic!] vielmals für das Packerl, für die Orangen und für das Telegramm. Das Packerl war sehr lange unterwegs. Ich bin noch immer in Berlin, denn meine Angelegenheit ist noch nicht erledigt. Hoffentlich erledigt sie sich bald und günstig. Aber auch wenn sie schiefginge, so sind da andre Sachen, welche gut ausgehen können.

Ich wäre schon sehr froh, Dich wiederzusehen, m. H., ich hoffe, es ist bald möglich. Mein Häschen, ich lese alle Deine Briefe viele Male.

Heute nur diese paar Zeilen. Samstag wollte ich Dich sprechen, habe aber keine Verbindung bekommen. Jetzt kommt ein Herr vom Auswärtigen Amt zu mir, um mich in einer Filmsache zu sprechen. Das scheint mir eine rechte pièce de resistance zu sein.

Gestern bin ich auf der militärischen Stufenleiter um einen Grad höher gestiegen. Es wurde ein wenig fêtiert, und alle, vor allem Wratschko, waren sehr nett und lieb zu Deinem Neni.

M. H., das Liebste und Schönste!

In der Steineanhäufung,

bei Sonnenschein.

N.

[v. frd. Hd.:] 13. /I. 42.

115) An Maria Charlotte Sweceny, o.O. [Berlin], o. D. [ca. 14. 1. 1942]

M. l. H.,

ich schreibe Dir dieses Brieferl am Morgen, bevor ich nach einem Orte fahre, welcher Lübben heißt. Dieser Ort liegt etwa anderthalb Stunden von Berlin, und ich habe da eine wichtige Besprechung in einer Filmsache, die recht aussichtsreich ist. Ich hoffe, Dir darüber mündlich berichten zu können. Es handelt sich um einen sehr groß angelegten Film, an welchem allerhand wichtige Stellen interessiert sind.

Meine Urlaubsangelegenheit ist noch immer nicht erledigt, doch heißt es: wenn die eine nicht ginge, so ginge die andre. Nur ist's möglich, daß es dann noch ein paar Tage länger dauert. Mir ist an allem das Betrüblichste, dass Du, mein Hase, Dich wahrscheinlich darüber kränkst, wenn die Zeit so vergeht, – wie es ja überhaupt sehr merkwürdig ist: so glücklich ich bin, daß ich den Hasen habe, umso schmerzlicher wird mir alles, was mich von dem Hasen entfernt. Denn ich stelle mir vor, daß der Hase dasitzt, und ein wenig unruhig im Zimmer herumhopst und nicht recht weiß wohin, und die Schnauze hin und her bewegt und mit den Schnurrbarthaaren | wackelt, und so, – kurz: daß der Hase nicht ganz dans son assiette ist.

Ich muß es zugeben, man ist hier sehr nett gegen mich. Alle haben sich sehr darüber gefreut, dass ich Oberleutnant geworden bin, und wenn der Krieg noch bis zum August dauert, soll ich Rittmeister werden. Vielleicht ist es mir bestimmt, es zu werden, es gibt Dinge, die in der Luft jedes Lebens liegen, und ohne die das betreffende Leben keine andre Wendung nimmt, ehe es sie erreicht hat. Es ist der Tribut, den man an die Bedingtheiten seines Lebens zahlt. Mein Leben ist eigentlich ganz anders geworden, als ich gedacht hatte. Aber auf eine Art geht es so weiter, wie ich es gedacht, als ich achtzehn Jahre alt war.

Vor dem Schlafengehen lese ich immer noch ein wenig im Stifter, – es ist dann auf der Gasse schon ganz still, und die Lektüre ist eine sehr edle. Dieser „Nachsommer" ist ein Buch, bei dessen Lesen man glauben könnte, das Leben müsse sich vollenden. Nun, wahrscheinlich vollendet sich's auch, – doch nicht immer auf die Art, auf die wir glauben. Aber eine Vollendung ist's in jedem Falle.

Ich war in einem Furtwängler-Konzert. Er begann mit Händel. Das war sehr schön. Aber später kam Brahms, | und das war schrecklich

langweilig. Da war es geradezu öde. Ich kann Brahms nicht leiden. Er ist so, wie langweilige Menschen sich die Musik vorstellen.

Mein Hase, ich hoffe, Dir bald telegraphieren zu können, wie die Dinge sich entwickeln. Das Einfachste braucht hier sehr lange Zeit, und es ist nicht, als ob es in dieser Zeit reife, sondern es ist nur so, daß die Zeit vergeht. Die Ereignisse laufen neben der Zeit her, und die Zeit läuft neben den Ereignissen. Es ist Beides nicht mehr Eins. Man kann sich nur seine eigene Zeit bilden.

Das Liebste und Schönste, mein Hase!

Im großen Menschenbau, nach Sonnenaufgang.

N.

[v. frd. Hd.:] erhalten 17./I 42 |

Lieber Hase,

bitte ruf den Podehl an und sag ihm, 1.) dass ich abgereist bin, 2.) dass er den Cognac für mich bei Dir deponieren soll, 3.) dass er unbedingt der Pia die 500 Mk schicken soll, 4.) dass ein Teil des Dialogs für Frau Engel im Erzherzog Karl liegt, und dass 5.) der Rest des Dialogs bei Dir liegt.

Ferner schreib bitte der Frau Hecht, dass die gesamte Post für mich in Wolfgang aufgehoben werden soll. Ich komme vermutlich zwischen 6. und 8. Feb. nach St. Wolfgang. Die Hecht soll meine Lebensmittelmarken Samstag beheben. Ich schreibe aus Italien nicht, da es zu lange dauert.

Dein

Neni.

[v. frd. Hd.:] Astoria Garage
Tell-Auto

116) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 15. 3. 1942

M. l. H.,

hoffentlich hast du mein Telegramm erhalten. Hier ist's – unberufen – nicht ganz so zuwider für mich wie sonst. Ich war schon sehr fleißig: ich habe das Philharmoniker-Exposé geschrieben. Es sind etwa acht Seiten. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß Emil die Regie des Films bekommen hat. Nun habe ich also das Exposé für ihn geschrieben. Hoffentlich setzt er's durch. Wäre schon wichtig. Auch die Forzano-Sache scheint gut zu gehen. Vielleicht kommt Forzano nächste Woche her.

Ich wohne also: Berlin W8, Hotel Kaiserhof. Mein Hase, ich bin ein bißchen verkühlt und habe Kopfschmerzen. Hier hatte es vorgestern 18 Grad Kälte.

Du gehst mir schrecklich ab, mein Hase! Schreib mir bald ein Brieflein.

Gestern aß ich mit Duday im Union-Klub. Es waren lauter nette Leute da, und es gab Burgunder und eine Havanna. Nachher war ich bei Jannings. – Bin müde vom Exposé-Schreiben.

Das Liebste und Schönste!

d. 15. März 1942

N.

117) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 19. 3. [1942]

M. l. H.,

gestern habe ich Dein Brieferl bekommen und danke Dir vielmals dafür. Dein Exemplar von den ‚Beiden Sizilien' ist aber doch gar nicht weggeschickt worden, sondern das von Sándor ist nach Berlin gegangen, – und kommt, hör' ich, in etwa vierzehn Tagen zurück. Dein Exemplar muß in der Bücherstellage (bei den Büchern über Kunst) stehen. Und auch der ‚Mars im Widder' müsste eigentlich schon fertiggebunden sein. Sándor wird näheres wissen.

Gestern soupierten wir mit Forzano, – die ganze Situation scheint recht günstig. Auch mein neues Exposé (für Furtwängler) wird hoffentlich Anklang finden. Es soll Ende der Woche den maßgeblichen Stellen vorgelegt werden.

Ich schreibe Dir diese paar Zeilen aus einem der vielen Ämter, zwischen denen ich an manchen Tagen vaziere. Ich möchte jetzt aber anfangen, einen [sic!] größeres Exposé für einen Film, den ich vorgeschlagen habe, in Ruhe auszuführen … werden sehen, wie die Dinge laufen.

Bitte schick mir die 4 Packerln Johnny, um die ich Dich durch Sándor habe bitten lassen.

Das Liebste und Schönste!

P. S. Mein H., ich lege Dir auch die Raucherkarte bei. Wenn Du in der Haupttrafik (auf dem Kohlmarkt) Zigaretten bekommst (Drama, 6 Stück pro Packl, ab jetzt oder April) so sende sie mir! Bitte nicht vergessen!

à Berlin, Hotel Kaiserhof,

d. 19. März.

N.

118) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 22. 3. 1942

Liebster Hase,

noch rasch ein paar Zeilen vor dem Schlafengehen. Hatte den ganzen Samstag und Sonntag mit der Forzano-Sache zu tun. Bin recht abgeplagt. Hoffentlich bekomme ich bald die Zigaretten. Bitte sende mir nun die restlichen 4 Packerln auch gleich, und sieh zu, daß Du auf meine Raucherkarte auch noch was kriegst. Das ist sehr traurig, dass mit dieser Post alles endlos dauert. Bitte vergiß es nicht!

Mein Hase, ich habe Dein Brieferl mit den Träumen viele Male gelesen. Wer weiß, was sie bedeuten! Mir ist gar nicht gut zu Mute. Ich lebe auch recht unregelmäßig und habe gar keine eigentlichen Mahlzeiten, sondern immer nur so da was dort was. Auch was die Zukunft anlangt, scheint mir alles recht ungewiß und von tausend Blödheiten abhängig. Wer weiß, wie alles werden wird!

Hebra hat Dir ein Packerl geschickt. Bitte bezahle ihm den beigelegten Erlagschein.

Mein Hase, mir ist recht bang nach Dir, und ich bin so traurig, dass Du krank warst. Bitte schreib mir gleich, dass es Dir wieder gut geht. – Ich vertrage diese Stadt sehr schlecht und weiß gar nicht, wie ich über die anderthalb Monate wegkommen soll, – wenn es nicht länger dauert … Das Liebste und Schönste, mein Hase.

d. 22. März 1942.

Neni.

119) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 24. 3. 1942

M. l. H.,

ich schreibe Dir wieder ein Brieflein, denn jetzt habe ich etwas über eine Stunde Zeit, danach bin ich zum Oberstleutnant K. befohlen, – Optimisten meinen: zur Besprechung eines Films, den ich vorgeschlagen habe und den zu verfassen mir in meiner Lage allerhand Annehmlichkeiten bieten würde, – Pessimisten (und das bin ich) meinen: zu irgendwelchen andren Zwecken.

Gestern war ich bei Benn. Er ist Militärarzt im Rang eines Obersten und, nach Mallarmé, der letzte große Lyriker. Er hat selbst sehr wenig Ahnung davon. Ich glaube, er ist äußerlich vollkommen bürgerlich und ein seiner selbst ganz unbewußter Mensch. Resultat: seine Gedichte. Es ist sehr eigentümlich, jemanden zu sprechen, von dem man genau weiß,

dass er, wenn es dann unsere Sprache noch gäbe, in Jahrhunderten ungefähr den Rang eines Alkaios hätte, oder Hölderlin sich nähernd, oder etwas dergleichen. Er aber weiß wirklich nichts davon. Schon Wilde sagt, daß Dichter, die sich durch ihre Krawatten als Elegants verraten, schlechte Gedichte machen. Er selbst könnte für einen Gegenbeweis gelten, wäre er elegant gewesen. Aber er hat sich's, glaube ich, bloß eingebildet. Er war, eigentlich, ein ganz schlecht angezogener Mensch. Resultat: die „Intentions".

Bankó hat einen Brief geschrieben. Er ist in Potsdam Lehrer in einer Art von Kadettenschule. Das gilt mir für eigentümlich: es gibt Menschen, die, | wie in einem richtig gebauten Drama, vom Schicksal – dramaturgisch – nicht fallengelassen werden, sondern immer wieder vorkommen.

Wenn ich nur schon Rittmeister wäre! Eher hört der Krieg nicht auf. Dann aber nimmt er bestimmt eine Wendung zum Aufhören. Es steht uns in diesem Jahr noch sehr schweres bevor. Ich weiß nicht, ob wir selbst die Dinge, die wir bestehen müssen, werden lenken können, – bestehen werden wir noch vieles.

Ich sprach eben mit Podehl. Er fährt heute oder morgen nach Wien, und ich habe ihn gebeten, Dich sogleich aufzusuchen und Dich vielmals zu grüßen. Ich habe mit ihm eine Bindung an die Wiener Film AG besprochen. Bitte mach auch Du ihn auf die Notwendigkeit dieser Lösung nochmals aufmerksam. Es ist nämlich ein Erlass heraus, dass „Kulturschaffende" zu beurlauben sind. Ich denke mir: ab 1. Mai. Hoffen wir's. Es wäre dieses Arrangement recht günstig.

Wenn mir mein Hase kein Briefpapier schickt, werde ich meinem Hasen keine Brieferln mehr schreiben können, denn hier gibt es keines. Ich kann doch nicht auf Kräuter schreiben! M. H., wer führt Dich denn an der Pfote? O Gott, valoofst Du Dich wohl nicht? Was macht Deine Krankheit?

Mir tut das Kreuz ein wenig weh. Ich gehe in Stiefeln und Sporen (sehr nützlich zum Dichten) herum wie der alte Kottwitz, leicht nach vorne gebeugt. Ich werde übrigens mit unbeschreiblichem Vergnügen älter. Was für ein Esel muß man doch sein, ewig jung bleiben zu wollen! Hier gibt's zwar im Prinzip wenig zu trinken, in praxi aber doch eine Menge von Alkoholien. Sonderbarer Widerspruch, – aber es ist so. Nun, es kann sich ändern. – Mit Forzano mußte ich den ganzen Samstag und Sonntag wällisch reden. Ich tu's natürlich viel leichter als französisch oder englisch. Merkwürdig ist's auch, wenn ich Slawisch höre. Ich versteh's nicht, und es ist mir doch, als ob ich jedes Wort verstünde. – M. H.,

bitte vergiss nicht, mir die restlichen Johnny zu schicken. Hast Du meine Raucherkarte erhalten? Bitte kauf am Kohlmarkt für den ganzen April ein, (Drama), und schick sie mir. Das Liebste und Schönste!

Berlin, den 24. März 1942.

Neni

120) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 28. 3. 1942

M. l. H.,

ich komme also am Karfreitag vormittag im Flugzeug. Bitte sei so lieb und leih mir eine Garnitur Bettwäsche (weil ich keine Zeit mehr habe, sie aus Wolfgang zu bestellen) und lasse sie zu Sylvia Gräfin Münster, Schwarzenbergstraße 3, 2. Stiege, Tür 12a, bringen. Ich lasse auch bitten, dass die Wohnungsschlüssel für mich bereit sind. Es ist immer nur am Vormittag jemand in der Wohnung.

Wenn was mit der Wohnung nicht klappt, so telefoniere bitte dem Herrn Lehner ins Imperial wegen eines Zimmers.

Ich bleibe bis Mittwoch nach Ostern nachmittags. Bitte lass dies auch der Sylvia Münster genau sagen. Falls es wichtig wäre (etwa wenn die Münster verreist) setz Dich in Verbindung mit Paukerl Wurmbrand I. Stubenring 22.

Freu mich riesig, mein Hase! Ich schreibe Dir noch ein Brieferl in Ruhe. Dies als rasche Verständigung.

Das Liebste!

Berlin,

d. 28. März 1942.

N.

P. S. Bitte verständige auch Sándor und Lisa.

121) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 29. 3. [1942]

Liebster Hase,

gestern habe ich Dir geschrieben, dass ich am Karfreitag komme und Dich um eine Garnitur Bettwäsche bitte, die zur Sylvia Münster soll, und im Falle da irgendwas stockt, möchtest du bitte den Paukerl Wurmbrand ins Benehmen setzen.

Es ist nichts weiter hinzuzufügen, als dass ich mich schon so sehr auf den Hasen freue.

Heute gehe ich in den Zoo und schaue mir dort den Hasen an und denke an meinen Hasen.

Ich bin so froh, dass es Dir wieder gut geht. Die beiden rek. Packerln mit den Johnnys, die eigentlich Johnnies heißen, sind angekommen. Danke Dich [sic!] vielmals! Die Drama (auf die Raucherkarte) behalt bitte zu Wien.

Habe heute so viel zu tun, weil noch noch [sic!] was in das Gedichtmanuskript bei Suhrkamp hineinverbessern muß.

Auf Wiedersehen! Wenn ich angekommen bin, rufe ich Dich gleich an.

Das Liebste!

Berlin, d. 29. III.

Neni

122) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 16. 4. 1942

M. l. H.,

habe schon lange vom Hasen nichts gehört, und wäre sehr froh, bekäme ich wieder ein Brieflein. Wir haben hier lauter Geburtstage: zuerst des Majors, dann des Obersten und schließlich des Führers; und außerdem, heißt es, soll ich bald Rittmeister werden. (Dann dauert wohl auch der Krieg nicht mehr lange.) – Mit der Bavaria habe ich einen Vertrag gemacht, der demnächst hier ankommen soll. Dann wird sich, meine ich, auch schon Näheres wegen meiner Rückkehr weisen. Was den italienischen Film anlangt, so höre ich nichts Näheres; ich weiß auch nicht, ob Buchholz wirklich daran arbeitet, und wie die Beziehungen Dudays zum Auswärtigen Amt sind. Ich glaube, es ist ganz gut, dass ich auch mit der Bavaria in Kontakt getreten bin. – Wann geht mein Hase nach Hr? Ich bin schon recht traurig ohne den Hasen.

Das Liebste und Schönste!

Berlin

d. 16. Ap. 1942.

N.

123) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 22. 4. 1942

Lieblicher Hase,

Dein Brieferl vom 18. habe ich erhalten. Daß Hartl die Nachricht brachte, ich sei nicht im Kaiserhof gewesen, wundert mich sehr. Wer ist dieser Hartl, und wieso brachte er diese Nachricht?

Der Vertrag von der Bavaria muß jetzt bald ankommen, und morgen rede ich mit dem Berliner Exponenten der Bavaria über meine Beurlaubung. Heute abends rede ich mit Duday in den gleichen Angelegenheiten. Freilich wird sich's, leider, etwas verzögern, und aus dem 1. Mai wird noch nichts werden, das sehe ich, – doch, meine ich, aus der ersten Mai-Hälfte.

Mir ist schon recht bange nach Dir, und überhaupt ist's hier recht fad für mich geworden, – wenngleich – unberufen! – nicht unangenehm. Aber ich finde gar keine Gelegenheit, irgendetwas Vernünftiges zu tun, ja nicht einmal zu planen.

Ich glaube nicht, dass ich Uk. gestellt würde, sondern ich will wiederum nur beurlaubt werden. Das ist eigentlich das Beste! Wenn es aber nur schon so weit | wäre! Diese Sache, die Groh vorgeschlagen hat, möchte ich – zum mindesten vorläufig – nicht ausführen.

Ich denke oft an die Zeit, zu der ich noch an den beiden Sizilien gearbeitet habe, und mir ist, sie sei sehr ferne, und mir fehlt diese vernünftige Arbeit sehr. Es ist mir recht zuwider, daß ich mich, wenn ich mich überhaupt beschäftige, mit so viel Unfug befassen muß. Nicht daß ich arbeiten möchte: aber es wäre mir lieb, an vernünftige Dinge zu denken.

So denke ich eben an den Hasen. Das ist mir ohnedies das Liebste. Ich hoffe, es geht Dir schon wieder gut, und ich habe auch keine Rückenschmerzen mehr. Mir ist nur sehr leid um die Zeit, die ich nicht in Wien bin. Denn mögen alle Schwierigkeiten, die ich sonst in dieser Zeit gehabt habe, mir Vorteil gebracht haben, – hier, in Berlin, ist die Zeit wirklich verloren ...

Schreib recht bald wieder dem
Neni.
d. 22. Ap. 1942

124) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 23. 4. 1942

M. l. H.,

Deine beiden Brieflein habe ich erhalten und bin recht traurig über die internen Schwierigkeiten, von denen Du mir schreibst. Und das umso mehr, als jetzt wirklich nicht die Zeit zu dergleichen ist; aber immer geschieht es nur in solchen ungeeigneten Zeiten, dass dergleichen Schwierigkeiten entstehen.

Es ist mir natürlich sehr schwer, von hier aus etwas zu diesem Fall zu sagen. Auch in Wien selbst (wo ich etwa am 10. Mai zu sein hoffe) stünde ich recht ratlos da, – vor allem wohl deshalb, weil mir eine Art der Reaktion wie bei O. C. im Wesen fremd wäre. Ja ich möchte fast sagen: wenn eine solche Reaktion überhaupt möglich ist, so ist aus der Situation nichts mehr zu machen. Ich wünsche ihm von ganzen Herzen, dass er nicht in Lagen kommen möge, in welchen in [sic!], später, seine Heftigkeit reut. Denn im Grunde geht es ihm noch immer viel besser als andern, und seine Stimmungen sind ein Luxus. Nicht, dass man sich keinen Luxus gönnen sollte: wenn aber, dann nur einen sehr edlen ... und dies, fürchte ich, ist nicht der Fall.

Nun, wenn ihr zusammen verreist, werdet Ihr Euch vielleicht in Ruhe über diese Dinge aussprechen können.

Meine Situation ist jetzt diese: ich „soll" am 10. Mai | auf einen Monat – bis zum 10. Juni also – beurlaubt werden. Ich bin noch nicht sicher, ob das geht. Den größten Teil dieser Zeit werde ich wohl in Pisa verbringen müssen. Ich werde aber von hier über Wien, wo ich mich auf ein paar Tage aufhalten will, reisen, und auch über Wien zurückkehren. (In Wolfgang bleibe ich wohl nur 24 Stunden). Dann will ich auf 3 Wochen – also bis zum 1. Juli – hierher zurück, um danach den Bavaria-Urlaub anzutreten. (Es wäre aber nicht ausgeschlossen, dass sich der Bavaria-Urlaub direkt an Italien schlösse ...) In der Zeit also, wo Du mit O. C. verreisen willst, wäre ich ohnedies nicht in Wien.

Dies das Projekt; und ich unternehme alles, – sogar recht komplizierte und psychologische Dinge, um es in die Tat umzusetzen.

Mein lieber Hase! Jetzt ist mir besonders leid, dass ich Dich nicht an der Pfote führen kann. Aber ich werde Dich schon wieder an der Pfote führen.

Für heute nur diese Zeilen. Und das Schönste und Liebste!

Berlin
d. 23. Ap. 1942
N.

125) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 28. 4. 1942

M. l. H.,

Dein Brieferl, in welchem Du mir schreibst, dass Du nach Hr. fährst, habe ich erhalten, und gewiß wirst Du auch meinen Brief schon besitzen, den ich Dir dorthin geschrieben habe. Ich freue mich sehr aufrichtig, dass

es um Eure Angelegenheiten mit dem Haus so gut steht. Und nun erhole Dich recht schön auf dem Lande, damit Du bei guter Gesundheit bist, wenn wir uns wiedersehen. Am 1. Mai wollen sie vom Auswärtigen Amt nun meinen Urlaub einreichen, und für den 9. ist es geplant, dass ich fahre, – geplant freilich vorläufig nur, aber ich hoffe, die Sache erfährt keine überflüssige Verzögerung. Ich wäre sehr glücklich, könnten wir uns wiedersehen. Bruder Buchholz schreibt sehr fleißig am Drehbuch. Es soll am 30. fertigwerden, und ein Generalkonsul will dann gleich nach Italien fahren und es Mussolini geben.

Ich schreibe dieses Brieflein am Morgen, bevor ich in den Dienst fahre. Hier steht alles unter dem Eindruck der Führerrede, welche, wie auch Du gehört haben wirst, gewaltig war. Ich habe auch einzelne Teile nachgelesen, – sie war höchst sorgfältig überlegt und stilisiert. Man nimmt an, dass das neue Programm zu einer raschen Entscheidung führen wird.

Nun leb recht wohl, mein Hase, jetzt wird die Zeit sein, wo Du die Löffel aus der Ackerfurche erhebst und und ein bißchen von den tauigen Kräutern ißt, und ich sage Dir einen schönen guten Morgen.

Berlin,
d. 28. Ap. 1942.
N.

126) An Maria Charlotte Sweceny, o.O. [Berlin], o. D. [Anfang Mai 1942?]

M. l. H.,

heute hat mir mein Kommandeur zwei Monate bewilligt, es wird aber noch ein paar Tage dauern, bis ich abreisen kann. – Du kannst Dir denken, wie ich mich auf Dich freue, mein Hase.

Ich habe Dir heute (mit vielem Dank!) 1200 Mark schicken lassen.

Mein Hase, ich bin sehr froh. Ich werde über Wolfgang reisen, und mich dort kurze Zeit aufhalten. Ich nehme an, dass ich Ende dieser / anfangs nächster Woche fahre, so dass ich etwa Mitte nächster Woche in Wien wäre … Ich telegraphiere dann noch wegen des Zimmers, das ich Dich im Erzherzog Karl zu bestellen bitte, am besten wieder 110, oder das darunter liegende.

Ich schließe eilig, damit dieser Brief noch heute abgeht. Es ist schon abends.

Das Liebste und Allerschönste

meinem Hasen
von seinem
N.
Im großen Steinhaufen, im Finstern.

127) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 1. 5. 1942

M. l. H.,
gestern habe ich erfahren, daß inzwischen vom Auswärtigen Amt schon für meinen Urlaub eingereicht worden ist, und so hoffe ich (wenngleich ich natürlich nicht sicher bin), dass ich rechtzeitig von hier fortkomme. Ich möchte jetzt in die Friedrichstraße zur Lufthansa gehen und mir auf alle Fälle einen Flugplatz für Samstag, d. 9ten Mai, nachmittags, reservieren lassen. Du kannst Dir denken, m. H., wie froh ich wäre, ginge alles in Ordnung.

Der Druck der „Beiden Sizilien“ ist inzwischen bewilligt worden. Das MS des Gedichtbuches wurde nach Wien an die Pia zum Abschreiben geschickt. Es werden drei Exemplare hergestellt, und Du kriegst auch eines. Mit der Bavaria läuft die Sache langsam an, – es werden da nur verschiedene kleinere Korrekturen und Modifikationen nötig sein. Buchholz ist mit dem Drehbuch für die Italiener rechtzeitig fertig geworden, und jemand hat dem Mussolini zwei Exemplare mitgenommen.

Ich hoffe recht sehr, mein Hase hat sich auf dem Lande schön erholt. Wir werden in Wien manches wegen der Zukunft überlegen und besprechen, meine ich. – Dieses Brieflein schreibe ich wieder, bevor ich in den Grunewald fahre.

Das Schönste und Liebste!
Berlin,
d. 1. Mai 1942.
N.

128) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 3. 5. 1942

Liebster Hase,
heute habe ich Deine beiden Brieflein aus Hochrotherd bekommen.

Damit ich’s nicht vergesse: Gott ist das Unbekannte in uns selbst. Er ist also das, was, wenn man sich selbst vom Totalen abzieht, noch übrig bleibt. Es ist also ziemlich viel. –

Du schreibst, m. H., ich schriebe so selten. Nun, ich rechne wirklich damit, dass wir uns bald sehen. Und ich habe eine große Arbeit hinter mich gebracht: ich habe das MS der Beiden Sizilien für die Drucklegung eingerichtet. Und ich muß immer sehr viel herumfahren, und das Geringste braucht hier sehr viel Zeit, und alles macht Schwierigkeiten. Wie ich überhaupt mit all dem fertig würde, wenn ich viel Dienst hätte, weiß ich gar nicht.

Mein Brieferl wirst Du in Wien vorgefunden haben. Ich habe mir für Samstag nachm. eine Flugkarte genommen, – hoffentlich kann ich sie auch benützen und muß sie nicht zurückgeben, d. h.: hoffentlich funktioniert alles rechtzeitig und zögert sich nicht hinaus. Nun, wir wollen auf das Beste gefasst sein.

Mein Hase, wenn ich auch jetzt nur wenige Tage in Wien bin, so bin ich doch, wenn ich aus Italien zurückkomme, wieder eine Zeit in Wien, und ich freue mich schon so sehr darauf. Und überhaupt hoffe ich, daß der ganze Krieg gar nicht mehr so lange dauert. Dann werde ich sehr glücklich sein. |

Ist es nicht arg, dass es bei Euch schon wieder geschneit hat? Es ist in Wahrheit der Fimbul-Winter gekommen, und ich glaube, es ist gar nicht klar, was die Menschen im nächsten Jahr essen werden. Hier sind auch kaum erst die Blätter herausgekommen, die Welt-Uhr geht in Unordnung.

Ich habe einen kleinen Hautausschlag, der aber schon wieder besser wird, – auf jeden Fall gehe ich heute nachmittags zu Benn, der ja ein Hautarzt ist, damit er's ansieht. Am Abend bin ich bei der Dame aus Japan eingeladen, das wird wieder eine recht anstrengende Schreierei werden.

Ich habe immer große Mühe, alle meine Angelegenheiten zu betreiben, das erfordert sehr viel Zeit und Aufmerksamkeit. Aber wenn man etwas vernachlässigt und wenn es in Unordnung gerät, so geht es gar nicht. Man muß schon recht aufpassen.

Ich habe ein paar ganz gute Zigaretten bekommen, und mit dem Essen geht es auch an. Die Pia schreibt jetzt hoffentlich schon das Gedichtbuch ab, da wird sich der Hase aber freuen, wenn er ein Exemplar kriegt.

Nun, mein Hase, halte mir nur recht sehr die Daumen!

Das Liebste und Schönste!

P. S. Während Du im Juni die Reise machst, will ich hier sein, ich habe mir das so eingeteilt.

Berlin,

d. 3. Mai 1942
N.

129) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 6. 5. 1942

Liebster Hase,

ich habe Dir heute ein Telegramm geschickt, daß ich am Samstag nicht fahren kann. Der Grund davon ist, daß sich, aus mir nicht weiter überblickbaren Motiven, der Beginn der Fahrt nach Italien verzögert. Es muß das irgendwelche internen Ursachen haben, die Produktion u. s. w. betreffend. Ich will das auch nicht näher untersuchen, denn ich denke mir schon seit einiger Zeit, daß es vielleicht ganz gut wäre, fände die ganze italienische Geschichte überhaupt nicht statt. Denn sie würde, je weiter sie zurückgelegt wird, immer mehr mit dem Urlaub kollidieren, den ich mir, via die Bavaria, geben lassen will. Ja ich baue so sehr auf den Bavaria Urlaub, dass ich mir ernsthaft überlege, den Urlaub für Italien, falls ich ihn doch bekäme, abzulehnen …

Ich habe heute auch schon ein Telegramm an die Bavaria nach München geschickt, um recht bald zu einem endgiltigen [sic!] Abschluß mit den Leuten zu kommen, und um zu veranlassen, daß für mich der | Urlaub, über das Ministerium, eingereicht wird. Diesen Urlaub würde ich aber, wenn die Italienreise ausgefallen wäre, nicht erst, wie ich ursprünglich geplant habe, am 1. Juli antreten wollen, sondern schon etwa um den 1. Juni herum. Und es wäre meine Absicht, zunächst 3 Monate Urlaub (also Juni, Juli und August) zu beantragen.

Was sagst Du zu dieser Wendung der Dinge? An sich wäre es, wenn es so käme, wie ich's oben geplant habe, ja günstiger. Nur wäre mir gräßlich leid, dass ich Dich dann bis Ende dieses Monats nicht sehen täte. Aber ich glaube: es wäre doch besser, wenn ich dann längere Zeit Urlaub hätte und mir diese Chance nicht gefährden würde, als wenn ich jetzt – vor Italien, und nach Italien, – ein paar Tage in Wien wäre, dafür aber der größere Urlaub in Frage gestellt wäre.

Ich sitze hier in der arisierten Villa, wo die Geister der schwedischen Juden noch durch die Räume geistern, und schreibe Dir diesen Brief. Ich bin, wenngleich ich mir vor Augen halte, daß die Wendung, welche die Dinge genommen haben, günstiger sein kann als die Art, auf welche sie bisher gelaufen, nicht sehr | glücklich. Denn das Resultat meiner Überlegungen steht in Zwiespalt mit der Unannehmlichkeit, oder vielmehr Langweiligkeit, des Augenblicks. Ich bin nun fast schon zwei Monate

in Berlin und habe so gut wie nichts getan. Ich habe, als Ergänzung zu dem Gedichtband, kaum eine Zeile geschrieben, die Bedeutung hat, – ich habe also, gut und ganz, diese zwei Monate verloren. Ich sehe, zum mindesten, keinen Vorteil, den sie mir könnten gebracht haben, wie, z. B., viel unangenehmere Situationen welche viel fruchtbarer gewesen sind, – etwa der Polenfeldzug.

Ich wundere mich, was etwa die andern Leute hier in Berlin eigentlich tun. Ich weiß nicht, ob sie hier das führen, was man ein Leben nennt, oder ob sie bloß darauf warten, dass es später wird. Wozu aber, und was haben sie davon?

Es ist ein bißchen schwer, sich vorzustellen, dass man, wenn der Krieg noch ein Jahr oder anderthalb Jahre dauert, immerzu so weiterzuleben hätte, – abgesehen davon, dass es dann natürlich eine Menge von Veränderungen andrer Art gäbe, und dass von einem solchen „Weiterleben" also dann doch wiederum nicht die Rede wäre. Aber möglich wär's immerhin. Und dann täte dem Hasen niemand an der Pfote | führen, was doch außerordentlich wichtig ist.

Nun, wir wollen nicht vergessen, dass eben zwischendurch mit den Urlauben zu rechnen ist. Bitte sei so lieb und verständige Sándor und Lisa von den Veränderungen der Projekte, wie ich es Dir mitgeteilt habe. Weiß Gott, warum immer ich es von uns allen am schwersten und unangenehmsten habe! Aber wenn es schon einer von uns sein muß, der etwas dergleichen auf sich nimmt, so nehme ich's in Gottes Namen auf mich.

Heute ist der Tag halb bedeckt, windig und ziemlich warm. Vielleicht wäre es jetzt ganz hübsch auf dem Lande. Halb auf dem Land kann man es zwar auch hier im Grunewald nennen. Und der Wind weht um das Haus wie in St. Wolfgang an einem stürmischen Tag. Aber es ist doch etwas ganz andres, und ich frage mich, warum ich hier bin. Du weißt, dass ich die Schuld an allem Schicksal der eigenen Persönlichkeit gebe. Vielleicht, weil nur aus Defekten Korrekturen der Defekte und das Richtige entspringt [sic!], – vielleicht soll ich durch das alles zu einer Korrektur gebracht werden. Aber es ist alles so undeutlich, dass ich nicht weiß, wohin es soll.

Ich mache mir auch ernsthafte Gedanken, Dich so lange doch nicht alleinlassen zu sollen, und ich unternehme, was ich kann, um diesem lächerlichen Zustand ein Ende zu bereiten. Die meisten meiner Versuche scheitern zwar an einer merkwürdigen Unbestimmtheit und Planlosigkeit der Leute, mit denen ich's zu tun habe. Vielleicht sollte ich etwas

Heftigeres und Plötzlicheres tun. Andrer= seits versucht man's doch immer wieder auf eine zivilere Art. Auf jeden Fall: man lernt die Menschen dabei kennen. Nur, – sie sind nicht so interessant. Sie sind, wenn sie unter einem äußeren Zwang stehen, sofort so orientierungslos wie Hühner, und man merkt, dass sie auch sonst nichts mit sich selbst zu beginnen wissen. Ich glaube, wenn es auf mich allein ankäme, hätte ich schon alles in Ordnung gebracht. Aber die andern bringen einen immer wieder in Unordnung. – Nun, mein Hase, das Schönste und Liebste, und schreib mir recht bald ein Brieflein.

Berlin, d. 6. Mai. 1942.

Neni.

130) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [München], o. D. [zweite Maihälfte 1942]

M. l. H.,

in München bin ich ganz gut angekommen, wir hatten nur zwei Stunden Verspätung. Ich gehe heute sehr früh schlafen, weil ich morgen sehr früh aufstehen muß. Hier macht alles einen noch viel vollgestopfteren Eindruck als in Wien, – Entstopfung ist überhaupt das Problem der Welt.

Mein Hase, nun kann ich Dir Tage und Tage nicht schreiben, aber immer noch rascher hast Du Nachricht von mir, als wenn ich in Charkow wäre, von dort dauern die Briefe 8 Wochen. Und in einer Woche bin ich ja wieder zurück und telefoniere mit meinem Hasen. Was tut man nicht alles, um von seinem Hasen nicht wegzukommen, – man reist sogar auf eine Zeit nach Rom ...

Recht langweilig, das Fahren!

Viele Küßchen

In der bayrischen Häuseranhäufung, in der Nacht.

N.

131) An Maria Charlotte Sweceny, St. Pölten, 14. 6. 1942

M. l. H.,

in Wien habe ich nur noch die Cognacflasche geholt, für die ich Dir viele Male danke. Dann habe ich einen ganz guten Platz bekommen, und nun fährt der Zug durch den Wienerwald; an der „Holsatia“ ist er schon vorbei. Mit wäre lieber gewesen, ich hätte nach links fahren können, statt geradeaus zu müssen. Es ist ein schöner Abend, und die

Leute kehren von ihren Ausflügen zurück. Sie winken dem Zug, und aus dem Zug winkt man wieder, die Wiesen, Hügel und Wälder sind von einer wunderschönen Gelassenheit, und im ganzen könnte man glauben, es sei noch etwas gegenwärtig wie, einst, im „Leben eines Taugenichts", – bei dem immer dergleichen Dinge vorkommen und der, bekanntlich, mit den Worten aufhört: „und es war alles, alles gut" ... Wer übrigens, kann wissen, ob wir nicht bloß übersehen, daß alles eben wirklich nicht viel besser sein kann ...

Der Abend erinnert übrigens ein wenig an die Septemberabende, an denen ich, früher, mit dem Wagen aus Wolfgang zurückkam. Nachdem | mir das Unwahrscheinliche geglückt war, trotz meinen Fahrkünsten in Wien anzulangen, war ich eigentlich gar nicht so unzufrieden, vom Lande zurückzusein. Nur hatte ich damals immer so viele überflüssige Trauergeschichten. –

Ich hoffe, m. H., es geht Euch in Gastein recht gut; und auch ich will mich bemühen, mir's in Berlin so vernünftig wie möglich einzurichten, wenngleich ein wahrer Kübel von Unsinn sich über mich ergießen wird.

Jetzt sind wir in St. Pölten. Mir ist's doch sehr recht, daß drei Jahre vorüber sind. Sie hatten auch viel Schönes, und das danke ich Dir. Aber ich glaube, wir können beide froh sein, daß wir sie hinter uns gebracht haben. Die Welt hat doch ein anderes Gesicht bekommen.

Dich und O. C. grüße ich viele Male. Und findest Du Wunderer und das Peperchen, so grüße sie von mir gleichfalls. – Das Liebste und Schönste.

St. Pölten,
d. 14. Juni 1942.
N.

132) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 17. 6. 1942

M. l. H.,

den Brief, den ich in Amstetten habe aufgeben lassen, wirst Du, hoffentlich, erhalten haben. Ich vermute, daß nun von Dir auch bald ein Brieferl kommt. – Ich bin gut hier angekommen. Es waren zwei Karten für abends für den Leander-Film, da. Ich bin also hineingegangen. Die Premiere war schon am Freitag gewesen.

Ich war angenehm überrascht: der Film war gar nicht so schlecht, und überhaupt hatte es schon vorher geheißen, es sei ein großer Erfolg. Und in der Tat interessieren die Leute sich sehr dafür. Es kommen nämlich eine Menge Sachen darin vor, welche den Leuten nahegehen und sie

fortwährend beschäftigen ... Nun schön: ein Durchfall wäre mir wegen meiner weiteren Projekte unbequem gewesen. So, wie's ausgegangen ist, ist's für alles Zukünftige gut.

Mit den Leuten von der Bavaria habe ich gestern und heute ausführlich gesprochen. Sie haben auch bei jener Stelle angefragt, welche meine Beurlaubung zu pro=|pagieren hat, und erfahren, daß die Sache, sehr befürwortet, schon an meinen Vorgesetzten geleitet worden sei. Hoffen wir also auf eine vernünftige Lösung.

Hier ist's regnerisch und ziemlich kühl, das ist mir angenehm, denn sehr peinlich wäre es mir, wenn es heiß wäre. Mir ist nur leid, daß ich fürchten muß, daß Ihr in Gastein gleichfalls kein schönes Wetter habt, ja daß es kalt ist und daß es die Berge herunterschneit. Hoffentlich habt Ihr's sonst gut getroffen. Die Leute, die in Gastein gewesen sind und die man hier spricht, tun nicht sehr entzückt.

Emil hat mir geschrieben, daß er am 24. kommen will. Er muß irgendwelche Nachaufnahmen für den Bismarck-Film machen und sich, zu diesem Zweck, wieder die Haare scheeren [sic!] lassen.

Nun, ich wollte, ich wäre schon wieder fort. Hier wird die Stadt immer stiller, und das ist mir lieber, als daß sie lärmend wäre. Ich habe viel Zeit für mich, aber das nützt mir nichts. Denn hier habe ich noch nie einen Einfall gehabt und werde wohl auch keinen haben. |

Ich lese wieder im Nachsommer. Es ist erstaunlich, daß Stifter das Buch in Linz geschrieben hat. Ob er es aber überhaupt hätte schreiben können, wäre er in Berlin gewesen? Und es gäbe doch über so vieles etwas zu sagen. Aber hier fliegen alle Gedanken davon. Man kann in Wien, auch wenn man gar nichts zu tun hat, auf den Gassen herumgehen und kommt auf diesen oder jenen Gedanken. Aber hier wüßte ich nicht, woran man denken sollte. Es spielt sich alles in einer sonderbar ausgeschalteten Zeit ab. Es ist mir jetzt vollkommen begreiflich, daß die Deutschen immerzu reisen wollen. Vielleicht leben sie gar nicht wirklich hier, sondern sie leben von der Zeit, die sie anderswo waren. –

Zu essen gibt's nicht allzu viel Erfreuliches. Es bleibt sich zwar im allgemeinen gleich, nur was drum herum ist, wird immer weniger, zum Beispiel Getränke und dergleichen.

Hast Du das Peperchen und den Wunderer schon getroffen? Wenn Du sie siehst, so grüße sie herzlich von mir.

Heute abends bin ich bei den Vollbachs eingeladen, | und es heißt, ich kriege eine Hummermayonnaise. Vielleicht gehe ich, vorher, auch noch auf einen Sprung zu Benn, der auch dort in der Nähe wohnt.

Wie freundlich war es doch auf der Terrasse beim grünen Regenfass! Da konnten wir die Kletterpflanzen und die Blümchen studieren. Hoffentlich werden sie begossen.

Bitte vergiß nicht, dem Arzt gleich zu sagen, daß er Dir einen Zettel für eine Nachkur in Wolfgang ausstellen soll. Und wenn Du den Zettel hast, so schreib es mir gleich.

Ich war, hier angekommen, ein wenig verkühlt, offenbar noch von Wien her. Nun ist's aber schon besser.

Jetzt hoffe ich, daß ich recht bald ein Brieferl von Dir bekomme, und ich wünsche Euch das Beste und Schönste!

Berlin,
d. 17. Juni 1942.
N.

133) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 19. 6. 1942

M. l. H.,

heute habe ich Dein Brieferl vom Montag erhalten. Man hat mich heute auch wieder beurlaubt, und ich komme am 4. Juli nach Wien. Jetzt ist's für mich viel leichter, es hier auszuhalten, und ich bin sehr froh; noch zwei Wochen ist's nur mehr bis dahin.

Mir ist so leid, Hase, daß Dir das Rückerl weh tut, – nun, hoffentlich wird's bald gut, und Ihr fühlt Euch in Gastein wohl. Vielleicht ist's auch an der Lunge grad so, daß es nicht schlecht und doch auch nicht allzu gut ist. Man kann nie wissen, wozu das nützlich ist. Blut hat er Dir abgezapft, um die Geschwindigkeit der Körperchen zu messen, das hat man bei mir auch einmal, noch zu St. Pölten, getan.

Mir gehen jetzt, in diesem großen Ziegelhaufen, immer ein paar Zeilen von Trakl im Kopf herum:

Am Abend schweigt die Klage
des Kuckucks im Wald.
Tiefer neigt sich das Korn,
der rote Mohn.

Dunkles Gewitter droht
über dem Hügel.
Das alte Lied der Grille
erstirbt im Feld . . .

Er war sonst nicht so eindeutig. Aber es ist dies auch schon aus seiner letzten Zeit. Die Zeilen machen alles durchaus gegen= | wärtig, vielleicht sogar das Jahr, in welchem sie entstanden sind: 1913. Das eigentlich Geheime ist das Wort: alt. Das „alte Lied der Grille“ ruft die zeitlose, unendlich lange Zeit herauf, in der es getönt hat, und alles, was in dieser Zeit geschehen ist. Dies ist eben der Gesichtswinkel, aus welchem ein Kunstwerk erst wirklich ein Kunstwerk wird. Ähnlich verhält es sich mit dem Wort: tiefer. Nicht: tief bloß, sondern: tiefer. Tiefer als den ganzen Tag, tiefer als sonst. –

Den Brief, den ich mit Bleistift geschrieben habe, wirst Du inzwischen bekommen haben. Und nun schreib mir recht bald wieder.

Das Liebste und Schönste, und grüß mir O. C. vielmals!

Berlin

d. 19. Juni 1942.

N.

134) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 25. 6. 1942

Liebster Hase,

heute danke ich Dir nur mit wenigen Zeilen für Dein Brieferl und für das andre, das Du mir mit O. C. und dem Peperchen gemeinsam geschrieben hast. Ich habe eine Menge zu tun: Kleinigkeiten, und Fahrten zu erledigen und Telephongespräche zu führen, einen Filmdialog zu verbessern, einen andern Film, für mein Amt, zu entwerfen, etc. – Ich beneide Euch recht sehr um Euren Aufenthalt in den Bergen. Gestern und vorgestern war's schönes Wetter, es begann heiß zu werden und ließ sich nicht ganz angenehm an. Aber heute regnets wieder und ist, Gottlob!, kühl.

Hier gibt es eine italienische Buchhandlung, ich habe mir da eine italienische Literaturgeschichte gekauft, und zwar den ersten Band, der von der frühesten italienischen Literatur handelt. Es ist sehr viel von den alten Gedichten abgedruckt, und die ganze Sache interessiert mich ungemein. Was ich also Vernünftiges tue, ist: lesen; aber etwas zu arbeiten, ist mir nicht möglich. Nun, damit hat's ja auch Zeit. Es ist gar noch nicht eilig mit dem Vernünftigen.

Am Freitag abends will ich reisen. Es ist das der 3^{tte} Juli. Schreib mir noch hierher.

Das Schönste und Liebste!

Berlin,

d. 25. Juni 1942.
N.

135) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 27. 6. 1942

M. l. H.,
ich danke Dich [sic!] vielmals für Dein Brieferl vom 23. Du willst mein Programm wissen, – hier ist es: Am 4. Juli komme ich in Wien an, am 12. fahre ich nach München, bleibe dort zwei Tage und fahre dann nach Wolfgang.

In Wien wollen wir sehen, ob Du von Deinem Arzt das Attest bekommen hast. Schlimmstenfalls müsste die Bavaria eine Bescheinigung wegen des Maschinschreibens ausstellen. Und wir besprechen alles: warum und wie Du von Wien wegkannst. Wäre schon sehr schön, wenn der Hase auf den Wolfganger Wiesen wieder Kräuter suchen würde!

Bis zu meiner Abreise habe ich hier noch eine Menge Sachen zu erledigen (zum Beispiel eine Dialogisierung für die „Terra" – aber 2/3 sind schon abgeliefert; dann einen Filmentwurf für die Heeresfilmstelle; und eine Art Kartothek der Drehbuchleute, die wir haben – es sind ihrer aber nur fünfzehn).

Ich war vorgestern bei Benn. Ich glaube, es geht ihm mit dem Herzen nicht gut. Ich denke darüber nach, ob er nicht seine | Zeit eben schon überlebt hat. Aber die liegt ohnedies zehn Jahre zurück, – was hätte er dann jetzt erst die Attacken?

Mir ist leid, dass Heidi so unklug ist. Es passt wahrhaftig nicht ganz gut in die Situation.

Emil ist vorgestern angekommen, – am 3. fährt er wieder weg. Aber ich ja auch. – Ich blättre jetzt hie und da ein wenig in einem Band Pindar. Am „Nachsommer" lese ich noch immer mit Vergnügen. Ich lese nun schon fast ein Jahr daran, und ich bin in der Hälfte. Dann sehe ich auch hie und da in das Buch vom Wesen der Götter. Eigentlich lese ich jetzt mehr als sonst. Aber ich kann ja auch gar nichts für mich selber arbeiten.

Hoffentlich bekommst Du diesen Brief recht bald. Bevor ich reise, schreibe ich schon nochmals.

Grüß mir O. C., Wunderer und das Peperchen.
Das Liebste und Schönste!
Berlin
d. 27. Juni 1941
N.

136) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 29. 6. 1942

Liebster Hase,

eben habe ich Dein Brieferl vom 27. erhalten, und nun schreibe ich Dir auch ein Brieflein. Ich bin ein wenig besorgt, weil Du ohnmächtig geworden bist, – aber vielleicht war's wirklich nur vom Baden. Ich freue mich, daß die Geschichte mit der Heidi wiederum geregelt ist: – das ganze war doch unsagbar überflüssig, wie übrigens das meiste, was die Menschen tun. Doch sollten sie sich wenigstens auf überflüssige Annehmlichkeiten beschränken, statt auf Unerfreuliches, was überdies überflüssig ist.

Das meiste von meiner Arbeit habe ich nun erledigt, und ich muß nun nur noch das letzte Drittel des Dialoges machen, den zu überarbeiten ich übernommen habe (– was gleichfalls überflüssig gewesen ist; aber ich hab's nun einmal getan). Hoffentlich funktioniert alles mit meinen Bahnkarten gut, und mit allen dergleichen Dingen. |

Ich habe in den letzten Tagen über mancherlei nachgedacht und mich dabei entdeckt, dass schon die Vorstellung mich ergriffen hatte: jetzt sei ich zwar, in bezug auf das Wichtige, untätig, aber eigentlich müsse ich wieder etwas tun ... Und das war bestimmt schlecht. Die Meinung, das Tun und Produzieren eines sei, ist bestimmt falsch. Sondern tun kann man auch sehr viel, wenn man gar nichts hervorbringt. Es ist ganz falsch (etwa à la Wunderer) in eine Arbeitsschusselei zu geraten. Ich habe vielmehr eingesehen, dass die Produktion der letzten Jahre für mich abgeschlossen ist, und daß ich eine ziemliche Pause machen muß, bevor ich wieder etwas Wirkliches arbeite. Anders würde ich mich und die Arbeit verderben. –

Nun also, mein Hase! Auf recht bald!

Berlin,

d. 29. Juni 1942.

N.

137) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 17. 7. 1942

Liebster Hase,

ich bin gut angekommen und habe heute mit Kobbe telefonisch gesprochen: die Leute, glaube ich haben nichts dagegen, wenn ich schon Dienstag gegen Abend von München nach Salzburg wieder zurückreise; sodaß wir uns also wohl schon Dienstag in Salzburg sehen, wenn ein

entsprechender Zug nur zur Verfügung steht (was ich allerdings noch nicht untersucht habe, – aber ich hoffe es).

Die Mauz wird jetzt von der Hecht verständigt. Ich habe hier gleich sehr viel Arbeit gehabt, ich mußte einen ganzen Stoß Korrekturen lesen.

Im Peterbräu ist's recht gut essen, – heute abends kriege ich eine Forelle. Das Wetter soll hier acht Tage lang sehr regnerisch gewesen sein. Heute zieht's so umeinander.

Mein lieber Hase! Erledige alles recht schön. In Eile, damit der Brief noch weggeht.

St. Wolfgang
d. 17. Juli 1942
N

138) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 31. 8. 1942

M. l. H.,

nur deshalb beklage ich mich über meinen Zustand nicht, weil ich weiß, daß es Dir besser geht. Aber auch mir geht es an sich nicht allzu arg, und soviel ich überblicken kann, und ohne es verrufen zu wollen, lassen sich die Dinge gut an, – zum mindesten ist noch nichts Störendes geschehen, und ich kann meine Pläne entwickeln, ja wahrscheinlich ist die Situation, die ich vorgefunden habe, insoferne günstig, als sich daraus etwas machen lässt. – Das Gesuch, das ich vorbereitet hatte, habe ich noch nicht überreicht, denn diesen Nachmittag spreche ich mit Duday. Auch mit meinem Schlafwagen hatte ich Glück im Unglück: denn der Zug war zwei Tage vorher getroffen worden, aber mein Wagen nicht, der stand, mit vier oder fünf andern, noch da: hätte ich einen Platz in einem der getroffenen Wagen belegt, so wäre ich ohne Platz dagestanden. Ich habe recht gut geschlafen. Hier ist's nicht ganz angenehm heiß. Doch habe ich mit meinem Cousin schon geredet, und er wird es regnen lassen.

Liebster Hase, nur dies als rasche Nachricht. Dein
N.
Berlin,
d. 31. Aug. 1942

139) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 1. 9. 1942

M. l. H.,

gestern habe ich also mit D. geredet, und die Sache lässt sich recht freundlich an. Er wollte sie zwar ein wenig in die Länge ziehen, ich aber habe ihm gesagt, es müsse eilig gemacht werden. Denn in der Tat verändert sich hier immerzu etwas, – oder kann sich plötzlich verändern.

Morgen erfahre ich näheres von D., – ich hoffe es zum mindesten. Heute vormittag war's angenehm kühl und regnete ein wenig, wie mein Cousin mir's versprochen hatte, jetzt ist's wiederum recht heiß. Heute abends beschäftige ich mich entweder mit Emil oder mit Benn.

Ich bin sehr neugierig, wie sich alles entwickeln wird. D. wollte noch 14 Tage warten, aber es ist möglich, daß ich ihn davon überzeugt habe, es müsse eher etwas geschehen. Vielleicht setze ich ihm morgen noch zu. Nun wir wollen sehen ...

Hoffentlich geht's Dir recht, recht gut, und ich bekomme bald ein Brieferl von Dir!

Das Liebste und Schönste!

Berlin,

d. 1. Spt. 1942

N.

140) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 2. 9. 1942

Liebster Hase,

heute hat etwas verhältnismäßig Angenehmes sich ereignet: die Bavaria hat mir, auf eine ein wenig unklare Art, mitgeteilt, daß sie mich Ende September überhaupt losbekommen will, und zwar auf eine andre Art, die für völlig sicher gilt. Nun kann ich heute abends – die Unterredung mußte um einen Tag zurückgelegt werden, – mit D. auch ganz anders verhandeln. Nun, nun, ich betreibe das alles fleißig. – Der größte Teil der „Sizilien" ist nun umgebrochen ... bin nur neugierig, wann das Buch wirklich herauskommt. – Es ist auch nicht mehr so heiß. Ich bin neugierig, was für Wetter ihr in Salzburg habt. Gestern war ich bei Benn, und wir redeten über dies und das. Am Abend sprach ich noch mit Emil. Gusy ist beleidigt, daß ich ihr nicht adieugesagt habe. Aber ich war die letzten Tage wirklich nicht dazu disponiert. – Bitte lieber Hase, wenn Du mir etwas rekommandiert schickst, so schreibe drauf: „Kann vom Hotel Kaiserhof empfangsbestätigt werden". Dann muß ich mir's nicht erst von der Post holen.

Mit dem Essen habe ich's jetzt hier nicht ungünstig, und das ist freilich wichtig, sonst ärgert man sich die ganze Zeit. Die Leute finden hier

alle, ich sähe gut aus. – Alarm hatten wir noch keinen, – kann aber kommen. Nun, Hase, hoffentlich ist bald ein Brieferl von Dir da. Die nächste Nachricht gebe ich Dir schon nach Wien. Alles Liebe!

Berlin,
d. 2. Spt. 1942
N.

141) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 3. 9. 1942

M. l. H.,

heute habe ich Dein Brieferl erhalten. Mir ist so leid, daß Du in einem so häßlichen Zimmer hast anfangs wohnen müssen. Aber hoffentlich hat es Dir bald viel besser gefallen.

Gestern sprach ich mit D. – Das Einverständnis, jetzt schon einen Urlaub für mich einzureichen, war von den Leuten, mit denen er zu tun hat, nicht herauszuquetschen; aber die Sache entscheidet sich ohnedies zwischen dem 15. und 20. September, auf und nach der sogenannten Biennale. Dann, meint D., wenn die Geschichte, wie es zu vermuten ist, positiv entschieden wird, dauert die Erledigung meiner Angelegenheit nur ein paar Tage, – meint er. Nun, es kann zwar auch länger dauern. Aber außerdem läuft ja ohnedies schon der Antrag der Bavaria.

Dies also zu dieser Sache. Hier ist es etwas kühler geworden. Über das Essen kann ich mich nicht beklagen. Bitte vergiß aber nicht, mir, wenn Du nach Wien kommst, die rekommandierten Packerln (mit dem entsprechenden Vermerk, daß auch das Hotel sie auslösen kann) zu schicken.

Meine Laune ist, durch die verschiedenen Aussichten, eine bessere geworden. Mein lieber Hase, schreibe mir oft ein Brieflein, ich freue mich so sehr darüber.

Vernünftiges tun kann ich hier nichts. Aber die Zeit, wenngleich sie lang wird, vergeht auch so. Nun picke die zwei Gedichte schön in das Manuskript. Und schlaf recht gut, lieber Hase!

Berlin,
d. 3. Spt. 1942
N.

142) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 6. 9. 1942

M. l. H.,

sowas Trauriges, daß der Hase ein kranker Hase ist! Ich hatte [sic!] Dir ja doch sagen sollen, daß es nicht gut ist, wenn ein Hase plötzlich von den Wolfganger Wieserln in das heiße Salzburg fährt, wo er ja auf dem Pflaster nicht ein noch aus weiß.

Eben hat mich Frau Kollontay angerufen und mir Deine Grüße aus Salzburg ausgerichtet. Morgen kommt auch er, der Kollontay, und dann wollen wir uns sehen.

Der Hase kriegt noch vier Gedichte, die Dir, vom Abschreiben, direkt nach Wien geschickt werden. Bitte picke zuerst die zwei Gedichte ein, die ich Dir mitgegeben habe, und unmittelbar davor dann die vier neuen (welche eigentlich nur eines, ein vierteiliges, sind). Im Grunde sind es bloß Anfänge, die ich schon in Wolfgang ausgebrütet hatte, ohne daß es mir gelungen wäre, sie unter einen Hut zu bringen. –

Die Situation hier ist für mich vorläufig noch nicht unbequem, aber sie ist letzten Endes doch schwierig, und es wird, meine ich, viel Geschick erfordern, so lange zu lavieren, bis die andern Sachen geregelt sind. Nun, ich will mein Bestes versuchen.

Gibt nur recht bald Nachricht, wie Du in Wien angekommen bist und wie Du Dich fühlst. Und vergiß die rekommandierten Packerln nicht!

Das Liebste und Schönste!

Berlin,

d. 6. Spt. 1942

N.

143) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 8. 9. 1942

Liebster Hase,

heute abends esse ich mit den Kollontays. Ich bin neugierig, was sie zu erzählen haben werden. Heute sind auch die letzten Bogen in Umbruch gekommen, und nun sollte das Buch eigentlich gedruckt werden. Die Absicht besteht denn auch, und Mitte November, sagt man, soll es herauskommen.

Eigentlich vergehen die Tage rasch. Aber es werden wohl noch zwei oder drei Wochen zu verwarten sein, bis etwas Angenehmes sich ereignet. Ich muß sehr darauf achtgeben, daß zwischendurch nicht Unangenehmes passiert. Eine Welle von Langweile hat sich, übrigens, auch der Übrigen bemächtigt. Aber sie bitten, glaube ich, zu Gott, daß diese Langweile nicht etwa von etwas Interessanterem abgelöst werde.

Gestern hat mir Benn ein sehr schönes Gedicht mitgeteilt, und morgen abends besuche ich ihn. Ich setze Dir das Gedicht hierher. Es handelt vom Palast des Diocletianus zu Spalato. Die beiden Muscheln, die vorkommen, sind: die Perlenmuschel und die Purpurschnecke.

Welle der Nacht – Seewidder und Delphine
mit Hyakinthos leichtbewegter Last . . .
Der Rosenlorbeer und die Travertine
stehn um den leeren istrischen Palast. |

Welle der Nacht – Zwei Muscheln miterkoren,
die Fluten strömen sie, die Felsen her.
Dann Diadem und Purpur mitverloren –
Die weiße Perle rollt zurück ins Meer . . .

Die erste Strophe, sagt er, ist aus dem Jahr 1928, die zweite aus dem Jahr 1941.

Lieber Hase, ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du mir das Dispert schicken würdest. Und schreib mir recht bald wieder ein Brieferl. Das Liebste und Schönste!

Berlin,
d. 8. Spt. 1942
N.

144) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 11. 9. 1942

Liebster Hase,

danke Dich [sic!] viele Male für das Packerl und für den Brief vom 7[ten]. – Die beiden Angelegenheiten scheinen mir recht gut zu stehen, – ich weiß nur noch nicht, welche von beiden zuerst spruchreif werden wird. Mit der nächsten Woche dürfte sich das Stadium des bloßen Erwartens in das Stadium der Eingaben verwandeln. Gestern abends habe ich mit D. gesprochen, und heute abends bespreche ich das andre mit der Bavaria. – Ich hatte gestern auch ein langes und ausführliches Gespräch mit einem meiner Vorgesetzten. Es ist das erste, welches einige Klarheit in Bezug auf meine Stellung in meinem Amte geschaffen hat; und wir haben uns darauf geeinigt, daß ich im Prinzip wohl keinesfalls in meinem Amte bleiben soll.

Dies ist wichtig für die Situation nach dem Ablauf der Urlaube, oder, falls aus irgendeinem Grunde die Urlaube nicht möglich wären (was aber

unwahrscheinlich ist), in den nächsten Wochen. Es wäre nett, ließest Du den Waggerl (über Grete L.) wissen, daß es also für mich möglich werden wird, von hier wegzukommen. Dann möchte ich – ich weiß nicht ob jetzt oder erst in späterer Zeit – auf jene Stelle in Salzburg, die nicht besetzt ist. Er wolle aber vorläufig noch nichts unternehmen. Er wolle es nur zur Kenntnis nehmen, – damit, falls ich von hier aus frei werde, ich sogleich von Salzburg aus angefordert werden kann. Und bis dahin wird er ja auch von seinem Urlaub längst wieder zurücksein.

Dies ist gewissermaßen nur die Rückendeckung für das Ganze. Aber die beiden anderen Angelegenheiten, beziehungsweise eine von ihnen, werden sich | in den nächsten vierzehn Tagen entscheiden. –

Ich denke mit großer Rührung an das Regenfaß und an die Schlingpflanzen und kleinen Blumen, – die aber jetzt schon abgeblüht sein werden. Auf die Leiter bin ich schon schrecklich neugierig.

Ich finde es sehr vernünftig, dass Ihr Eure Sachen ein wenig verteilen wollt. Auch wir hatten von vorgestern auf gestern einen Alarm, – der aber belanglos gewesen ist. Eigentlich ist mir die Zeit, bisher, rasch vergangen, und ich bin dafür dankbar. Es muß in Wolfgang wohl immer noch schön sein. Es ist schade, daß wir nicht dort sind. Man versäumt so vieles. Man kommt aber auch zu so vielem nicht, das in der Zukunft liegt. Kommt die Zeit, in der man's tun sollte, so tut man's dennoch nicht. Ich meine aber damit nicht, daß etwas geschehen sollte. Man müßte bloß irgendwo sein, oder etwas ansehen … Und daß es nicht der Fall ist, liegt nicht bloß an der Gegenwart. Als man noch fast alles unternehmen konnte, hat man's ja auch nicht getan.

Liebster Hase, ich schreibe immer gleich, so wie ich wieder was weiß. Und auch du schreib mir ein Brieflein. Grüß mir den O. C. sehr herzlich! Das Liebste und Beste! Hoffentlich wird Dein Husten recht bald gut!

Berlin,
d. 11. Spt. 1942
N.

P. S. Hundert Schritt von hier hat Kleist zum Schluß gelebt.

145) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 15. 9. 1942

M. l. H.,

gestern hat sich folgendes ereignet: ich bin, beim Nachhausekommen, zufälligerweise noch in Emils Zimmer, da saßen sie da und berieten über einen Kohlhaas-Film, und da ich im Handumdrehen eine Menge

entscheidender Sachen dazu zu sagen hatte, so engagierten sie mich, zugleich mit einem Hauptmann Gais, zum Entwurf und später für das Drehbuch. Die Kohlhaasgeschichte soll nämlich als Beispiel für die neue Rechtsauffassung gebracht werden, die Angelegenheit gilt für sehr wichtig und man rechnet damit, mich durch direkten Befehl von hoch oben herunter, aus meinem jetzigen Dienstverhältnis herausziehen zu können.

Nun gibt es also schon drei oder vier Abläufe, die alle darauf zielen, mich in absehbarer Zeit herauszuholen. Es ist schwierig, alle diese Bestrebungen so zu regulieren, daß sie einander nicht stören, sondern so lange fördern, bis die wichtigste davon übrigbleibt und die anderen ausscheiden. Aber mit Gottes Hilfe will ich's schon zusammenbringen.

Heute früh mußte ich also den Entwurf besprechen, den der andre schreibt, den ich verbessre und der morgen fertigwerden soll; dann mußte ich nach Ruhleben. Dann fuhr ich auf den Kurfürstendamm zum „Lunch"; dann fuhr ich in den Grunewald, um Dienst zu tun; dann werde ich heimfahren, muß mich umziehen und werde zwei Leute von der Bavaria empfangen, um gewissen Veränderungen, die an der „Regimentsmusik" vorgenommen werden sollen, zu besprechen; dann | muß ich wieder nach dem Westen, um zu essen, – zu „dinieren"; dann muß ich wieder in den Kaiserhof, wohin der Hauptmann Gais mit dem Entwurf zum Kohlhaas kommen wird, und ich muß den Entwurf überarbeiten; dann, wenn kein Alarm sein wird, darf ich schlafengehen: merkwürdig, was man alles zu tun hat, wenn die eigentliche Arbeit noch nicht im Gange ist.

Mein Hase, ich bin sehr neugierig, was Du mir in Deinem nächsten Brieferl schreibst. Daß Max F. seine Entwürfe zu Salzkammergut-Heilbädern in Appesbach in Sicherheit bringen will, finde ich rührend. Gut dagegen finde ich's, dass Ihr von Euren Sachen einiges verteilt.

Bitte, lieber Hase, vergiß ja nicht, mir sofort wieder Packerln zu schicken. Die Hecht könnte mir eigentlich auch wieder etwas Gebackenes senden.

Der Leander-Film ist ein grotesker Erfolg. Ich sage ja, dass ich vom Film nichts verstehe.

Ich hoffe sehr, Du hast Dich in Wien wieder eingewöhnt. Ich wollte, ich wäre auch schon wieder dort und könnte Dich an der Pfote hin- und herführen. Weil Du sonst ganz ratlos herumspringst. – Das Essen ist hier jetzt in keiner so opulenten Strähne wie anfangs September, das sind alles so zufällige Schwankungen, je nachdem man oft eingeladen wird, oder Fische da sind, und so. – Das Liebste und Schönste, lieber Hase!

Berlin,
d. 15. Spt. 1942
N

146) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 16. 9. 1942

M. l. H.,

heute hat Joseph mir Dein Packerl gebracht, und ich danke Dich [sic!] dafür viele Male, und auch für Dein Brieferl! Schick mir nur recht bald wieder ein Packerl, in welchem auch etwas Baldrian drin ist. Denn ich schlafe zwar immer gleich ein, aber morgens wache ich zu früh auf. Bitte geh also zur Sylvia Münster und sag ihr auch, daß ich im Oktober zurück zu sein hoffe. (Denn auch wenn ich nach Italien ginge, wäre ich vorher noch ein paar Wochen in Wien. Aber vielleicht ziehe ich dem italienischen Abenteuer die Kohlhaas-Geschichte vor. Ich täte es gerne.)

Es ist bedenklich kühler geworden, und es weht ebenso starker Westwind, wie gestern Ostwind geweht hat. Zu Mittag habe ich heute bei Johnny eine Gans und Rotwein bekommen, – es heißt, es sei Bordeaux gewesen; und nachmittags esse ich etwas von dem, was Du mir geschickt hast.

Viele Leute fragen einen jetzt schon, wie lange der Krieg noch dauern werde; – vielleicht weil sie meinen, jemand, der Uniform trägt, müsse es wissen. Nun, ob man's weiß oder nicht, hängt wohl nicht davon ab.

Joseph fährt Freitag wieder nach Wien, und ich werde ihm alles sagen, was er Dir berichten soll.

Ich bin neugierig, wie heute abends die Geschichte mit dem Kohlhaas-Exposé beurteilt wird. Geis hat es geschrieben, es wird heute fertig, und ich habe hineinverbessert. – Geis erzählte mir auch mancherlei aus Rilkes Münchener Zeit. Es stellt sich immer mehr heraus, dass René-Marie unvergleichlich mehr geschrieben hat, als man auch nur ahnt! Zum Beispiel hinterliess er eine ganze Kiste voller | Notizbücher, die eine Art von Tagebuch gewesen sind, und in denen er sich unter anderm auch über seine Familie beschwert: – sodass die Familie nun vorgibt, die Notizbücher wären zum größten Teil gar nicht mehr vorhanden. (Man soll nicht so viel schreiben.)

Ich danke Dir recht sehr, daß Du Dich mit Grete Lanz über die Salzburger Frage willst auseinandersetzen. Vorzubereiten scheint mir hier wichtig, – selbst wenn nichts aus dieser Sache würde, sondern aus einer besseren.

Der „Bismarck“ hatte gestern sowas wie eine Probepremiere zu Stettin. Ich bin neugierig, was Emil erzählen wird ... wahrscheinlich wird er (von dem nicht richtig besetzten Theater) nicht den richtigen Eindruck empfangen haben. Aber einiges wird man doch merken.

Nun, mein Hase, des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr geht auf die Stunde zu, zu der ich von hier, im Grunewald, fortgehe.

Hoffentlich kriege ich recht bald von Dir ein Brieferl und ein Packerl. Das Liebste und Beste!

Berlin,
den 16. Spt. 1942
N.

147) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 20. 9. 1942

M. l. H.,

sei viele Male für das Packerl bedankt! Aber warst Du denn wirklich bei der Münster? Bitte schick mir recht bald wieder Packerln, und unterstreiche die Anmerkung, daß der Kaiserhof sie auslösen darf.

Ich will Dir nur mit diesen Zeilen die Sendung bestätigen. Wenngleich Sonntag ist, habe ich eine Menge zu tun. Zum Beispiel kommt jetzt einer vom Film.

Wo bleibt der Baldrian? Er würde mich freuen.

Das Liebste und Schönste!

Berlin,
d. 20. Spt. 1942
N.

148) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 21. 9. 1942

M. l. H.,

vielen Dank für Dein Brieferl vom Samstag. Heute ist auch das zweite Packerl gekommen. Sei recht sehr dafür bedankt.

Mit tut es schrecklich leid, daß Deine Mutter so krank ist.

In dieser Woche und zu Anfang der nächsten sollte sich eigentlich eine Menge entscheiden, denn programmgemäß sollte ich ja nächste Woche schon fahren ... Nun, alles ist gut angebahnt. Insbesondere hat die Kohlhaas-Sache, ich meine: das Exposé, seine Wirkung getan, und nun wird Emil hoffentlich das Nötige veranlassen. Unabhängig aber davon

ist der Urlaub anfangs Oktober, den man der Bavaria schon versprochen hat. Hoffentlich hat sich inzwischen kein Hemmnis ergeben.

Ich ordne Steuergeschichten und andre Angelegenheiten. Man ordnet und ordnet, und am Ende ist's grade so weit, daß alles halbwegs in Ordnung ist, und daß man sich freut, dass nichts schiefgegangen ist. Aber es ist kein rechter Weiterbau, sondern nur die Aufrechterhaltung eines Zustandes, der eben noch erträglich ist.

Bitte schick mir gleich wieder Packerln, und geh doch einmal zur Sylvia Münster, damit ich nicht immer Dir zur Last falle.

Alles Liebe, lieber Hase!

Berlin,

d. 21. Spt. 1942

N.

149) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 27. 9. 1942

M. l. H.,

danke Dich [sic!] vielmals für Dein Brieferl. Jetzt braucht Ihr mir keine Packerl mehr zu schicken (ich hatte auch Sándor um eines gebeten). Ich komme mit dem, was ich habe, aus. Vielen Dank!

Meine Abreise von hier hängt von dem Momente ab, in welchem das Gesuch der Bavaria hier einlangen wird. Überflüssigerweise haben sie es von München aus gemacht, statt von hier, – was vielleicht gründlicher, aber zeitraubender ist. Nun, es wird schon werden.

Inzwischen wirst Du auch den Dialog „Lepanto“ bekommen haben. Es ist ein Zettel dabei, auf welchem steht, wohin Du ihn picken sollst. Ich hoffe, es freut Dich ein wenig, ihn zu lesen. Er ist zwar kurz, aber es steht eine Menge drin.

Mein lieber Hase, das Liebste und Schönste!

Berlin,

d. 27. Spt. 1942

N.

150) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 29. 9. 1942

Liebster Hase,

sei vielmals für das Packerl bedankt, welches O. C. mir gegeben hat. Ist sehr sehr lieb von Dir gewesen. – Gestern war ich mit O. C. und Heidi bei Johnny. Wir haben recht gut zu essen gekriegt. – Im übrigen sitze

ich und warte, dass das – schon bewilligte – Urlaubsgesuch endlich auf dem langwierigen Dienstweg ankommt. Dann reise ich gleich.

Heute abends gehe ich zu Benn. Ich wollte, ich wäre schon in Wien, mein Hase!

Das Liebste und Schönste!

Berlin,
d. 29. Spt. 1942
N.

151) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 2. 10. 1942

Frau
Lotte Sweceny.
Wien
I., Herrengasse 6.
(Hochhaus)

Liebster Hase,

sei viele Male für Dein Brieferl bedankt. Wir warten noch immer darauf, daß das Gesuch eintrifft. Es wird schon ein wenig langweilig. Nun, ein paar Tage wird es wohl noch dauern.

Vorgestern war ich mit O. C. und Heidi bei den Wittkes. Am Dienstag ist Bismarck-Première. Eigentlich bin ich neugierig, wie die Geschichte wird. Der Minister hat inzwischen das Kohlhaas-Exposé gelesen, und es hat ihn recht beeindruckt. Hoffentlich wird also auch etwas aus dieser Sache.

Ich hoffe, ich sehe den O. C. noch, bevor er wegfährt. Wie gerne führe ich mit ihm!

Für heute nur diese paar Zeilen, liebster Hase! Hoffentlich auf recht bald. Damit ich Dich wieder an der Pfote führen kann.

Berlin,
d. 2. Okt. 1942
N.

152) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 6. 10. 1942

Liebster Hase,

das Gesuch ist schon aus München in Berlin angekommen, ist vom Bearbeiter bestätigt worden und dürfte in nächster Zeit in meinem Amte eintreffen. Nun, also auf recht bald, mein Hase!

Ein Gedichtblatt lege ich bei. Es ist dies jetzt der Abschluß des Bands. Bitte klebe es mit den Hasenpfoten hinter „Dodona“ ein, also auf das Blatt, auf welchem „An den Atlas“ steht.

Heute gehe ich in die Bismarck-Première. Bin wirklich neugierig. Hier ist das Klima nicht unangenehm, es ist ein ausgesprochen gemäßigtes. Ich habe die Erlaubnis, 4 Tage zuhause zu bleiben, weil ich ein wenig verkühlt bin. Aber es ist nicht arg.

Das Schönste und Liebste, lieber Hase. Hoffentlich hat O. C. Dir alles erzählt.

Berlin,
d. 6. Okt. 1942
N.

3.6 Briefe 1943

153) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 4. 7. 1943

Lieber Hase,

in Wien habe ich noch einen trefflichen Platz bekommen, in jenem Waggon, in den ich durchaus gewollt habe. In München habe ich alles gut geregelt, nur haben sie mir schon wieder, noch für dieses Jahr, ein Geld angehängt, was mir, wegen der Steuer, gar nicht sehr recht ist. Ich habe auch noch, in München selbst, rasch etwas umgearbeitet, und jetzt soll ich also hier den „Doppelgänger“, der aber einen andern Titel kriegen wird, schreiben. Ich bin erst Sonntag, nicht schon Samstag, hier angekommen. Rehe habe ich aus dem Zuge gesehen, aber keine Hasen. Gestern war der erste schöne Tag seit langem, heute ist es auch noch schön.

Nun bereite also Deine Herreise vor, lieber Hase, und habe in Hr. eine recht gute Zeit. Ich schreibe rasch diese paar Zeilen, damit der Brief noch weggeht. Das Liebste und Schönste!

St. Wolfgang,

d. 4. Juli 1943.

N.

P. S. Von „Geschichte, ungefähr“, habe ich einen neuen Satz gehört: „Ist es wahr, dass Phytia einen Dreispitz getragen hat?“

3.7 Briefe 1945

154) Von Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Wien], o. D. [Anfang Juli 1945]

Lieber Neni,

Ich habe wieder Gelegenheit, Dir Nachricht zu schicken und bitte Dich dem Boten gleich auch Nachricht mitzugeben. Hast Du meine beiden Briefe (auf einmal) bekommen? Und die Nachricht von Sandor? Viele Bekannte haben schon – endlich Nachricht aus dem Salzkammergut bekommen, nur von Dir hat man nichts gehört. Freilich kann man nicht wissen wo Du eigentlich bist, aber ich hoffe doch sehr, daß Dich diese Nachricht erreicht und daß Du auf jeden Fall bald Gelegenheit hast uns zu verständigen.

Ich fasse die Nachrichten aus den früheren Briefen noch einmal kurz zusammen: Keinem von unseren Bekannten ist an Leib und Leben Schaden geschehen. Sandor's geht es gut (bei ihm und mir leichterer Granatschaden in der Wohnung) Lisa und Jean geht es gut. Ich hatte einen Granatsplitter im Knie und kann immer noch nicht gut gehen, obwohl die Wunde seit längerer Zeit verheilt ist. Mach Dir aber keine Sorge, es mag noch dauern, aber der Fuß wird wieder gut werden. – Ich war längere Zeit in einem Lazarett und dann sehr glücklich wieder allein in meinem Turm zu hausen. Ich bin auch sehr dankbar, daß die Schießerei aufgehört hat und mir meine liebe Wohnung geblieben ist. Man hat wohl manche Schwierigkeiten – immer wieder kein Strom, natürlich kein Gas und Telefon, aber genug zu essen. – Ich | war auch recht guter Dinge – jetzt, langsam, beginnen die Nerven nachzulassen. Vorige Woche ist meine liebe Mutter gestorben. Ich bin sehr traurig.

Ich hoffe sehr, daß endlich doch gute Nachricht von Dir kommen wird! Ich wünsche Dir alles, alles Gute und schicke Dir in alter Herzlichkeit alles Liebe

Dein

Hase.

Hochrotherd ist ziemlich ausgeräumt, aber meine Brüder mit Kindern u. Frauen haben es zwar sehr schwer gehabt draußen, die arge Zeit aber doch gesund überstanden. Ich war allein in Wien.

3.8 Undatierte Briefe

155) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D.

Lihber [sic!] Hase!

Ich wünsche Dir ein Bett aus Vogelfedern und viele wohlschmeckende Kräuter zum Essen und Tautropfen zum Trinken und einen andern Hasen, damit du nicht so allein bist, oder eine freundliche Häsin, und eine neue Blume von Hoffmann (Führichgasse) und einen Balsam für die Füßlein-Fotten [sic!] und einen warmen Winter.

Herzliche Grüße und Küsschen
Dein
Neni.
Am Waldrand
am Nachmittag
(Daumenabdruck des Hasen)
An den lieben Hasen
am Seeufer, beim Baum.

4 Kommentar

1) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 15. 7. [1938]

Brief (4 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Man schreibt das Jahr 1938 – im Juli 1939 waren LS und ALH bereits per Du.

Ischl] Bad Ischl, Kurort mit kaiserlicher Residenz im Salzkammergut unweit von St. Wolfgang.

Jean Lafaire] Der in Aachen geborene Kommerzialrat Johann „Jean" Lafaire (1863–1948) war Leder- und Wollgroßhändler. In der Wohnung der Lafaires (III., Blütengasse 9/21) war ALH ab dem 21. Oktober 1946 bis zu seiner Übersiedlung in die Hofburg am 1. Februar 1956 gemeldet (vgl. Meldeunterlagen WStLA). Jean Lafaire war mit Anna Elisabeth Lafaire (geb. Prix, 1893–?) verheiratet – sie ist wohl identisch mit der in den Briefen an LS immer wieder genannten „Lisa".

des neuen Buches] Wohl *Ein Traum in Rot*. Berlin: S. Fischer 1939.

Mitglied des Deutschen Automobil Clubs] „Allgemeiner Deutscher Automobil-Club" (ADAC; seit 1911), gegr. 1903 als „Deutsche Motorradfahrer-Vereinigung"; während der NS-Zeit „Der Deutsche Automobil-Club e. V." (DDAC).

von Olga habe ich gute Nachrichten] Olga „Olly" Leitner (Lebensdaten nicht ermittelt) war in den frühen 1930ern „Lernets offizielle Freundin" (Albrecht Joseph: *Ein Tisch bei Romanoff's. Vom expressionistischen Theater zur Westernserie. Erinnerungen*. Mönchengladbach: Juni-Verlag 1991, S. 170). Joseph beschreibt Olga Leitner, die als Modistin in einem Geschäft am Wiener Graben tätig war, als „vollkommen irdisch [. . .] und geistig anspruchslos" (ebd., S. 174). Nach dem Krieg lebte Olga Leitner offenbar in England: Am 16. Mai 1957 schrieb ALH an Carl Zuckmayer: „Die arme Olga! Sie ist in England, und ich fürchte, daß sie bald sterben wird. Es geht ihr miserabel" (Lernet-Holenia/Zuckmayer: *Briefwechsel*, S. 58).

rücken die Leute [. . .] ein] ALHs Regiment, das 10. Kavallerie-Schützen-Regiment, 7. Schwadron (vgl. S. 106), war seit 1. August 1938 in der Kopal-Kaserne in St. Pölten-Spratzern aufgestellt. Es unterstand der 4. leichten Division unter Generalmajor Alfred von Hubicki, ab dem 3. Januar 1940 der übergeordneten Einheit der 9. Panzer-Division (vgl.

Lexikon der Wehrmacht. URL: www.wehrmachtslexikon.de, Eintrag „Kavallerie-Schützen-Regiment 10“, abgerufen am 19. Juli 2009).

wirklich theoretisch denken] Im SteinFA ist ein auf den 26. Juli 1938 datiertes Briefkonzept LS’ an ALH überliefert, in dem es heißt: „Trotzdem kann ich Ihnen nicht zustimmen, daß, weil wir nicht im Stande sind wirklich theoretisch zu denken, wir aufgeben sollten, es zu versuchen. Die Schwierigkeiten sind wohl sehr groß und werden fast unüberwindbar, wenn wir versuchen das Gedachte, zur Prüfung und Klärung in Sprache auszudrücken, die so sehr mangelhaft ist. Hätte doch eigentlich jeder neue Gedanke neue Worte nötig.“

Le Renat oder Lerenat] „Dafür, dass die Lernet aus Frankreich stammten, wie der Dichter später glauben wollte, findet sich kein seriöser Anhaltspunkt“ (Charlotte Gamber: *Der „Fall“ Lernet-Holenia*. Wien: Heraldisch-Genealogische Gesellschaft „Adler“ o. D. [1999], S. 12).

René von Bar] René I. d’Anjou („der Gute“; 1409–1480) führte von 1419–1476 den Titel eines Herzogs von Bar. „A. Lernet leitet seine ferne Herkunft aus Frankreich ab, ich glaube, von den Dauphins du Viennois, sein Blut ist, wie ich Ihnen beschrieb, voll Überlieferung [. . .]“ (Rainer Maria Rilke: Brief an Witold Hulewiczs, 13. November 1925. Zit. nach Rainer Maria Rilke: *Briefe. 2. Band [1914–1926]*. Frankfurt am Main: Insel 1950, S. 479). „Le bon roi René“ spielt auch eine Rolle bei der Rekonstruktion von des Esseintes’ Genealogie durch Philipp Branis (A. Lernet-Holenia: *Der Graf von St. Germain*, S. 215). 1943 schrieb ALH an die Nationalbibliothek in Wien: „Sehr geehrte Herren, ich gestatte mir die Anfrage, ob es möglich ist, in der Bibliothek Einblick zu nehmen in die von Quatrebarbes edierte, vierbändige Ausgabe der Werke des Königs René von Anjou. Für Nachricht wäre dankbar Ihr mit Heil Hitler! ergebener Lernet-Holenia“ (ders.: Brief an die Nationalbibliothek [ÖNB, Sammlung von Handschriften und alten Drucken, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia, Inv.Nr. 199/32-1]. o. O. 2. März 1943). Andererseits kokettierte ALH Zeit seines Lebens mit einer Identität als illegitimer Sohn Erzherzog Karl Stephans. (Roček, dem dieser Privatmythos in seiner Lernet-Biografie zur kaum mehr hinterfragten Gewissheit wird, geht sogar so weit, ALHs Gesicht und die Totenmaske Karl Stephans einem makabren physiognomischen Vergleich zu unterziehen [siehe Roček: *Die neun Leben*, S. 30–41; 366].) Die Abstammungsfrage wurde in der Zwischenzeit von ALHs Neffen Alexander Dreihann-Holenia geklärt (vgl. Alexander Dreihann-Holenia: Alexander Lernet-Holenia: Herkunft, Kindheit und Jugend. In: Thomas Eicher/Bettina Gruber [Hrsg.]: *Alexander*

Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 17–37).

Grüße an O. C.] Otto C. Sweceny, Lottes Mann (vgl. Kap. 6.6.2).

2) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Ende Juli 1938]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Der – im Übrigen wenig aussagekräftige – Brief entstand offenkundig zu Beginn der Bekanntschaft von ALH und LS: Die beiden siezen sich noch. Dass davon die Rede ist, dass Pia von Hartungen einen Romananfang abschreibt, deutet darauf hin, dass der Brief kurz nach Brief Nr. 1 entstand, wo Lernet von „den ersten vier Seiten des neuen Buches" spricht.

dem geschlachteten Schwein] Nicht ermittelt. In einem undatierten Konzept (SteinFA) berichtet LS vom Tod eines Schweins: „Sicher ist mein armes Schweindl nicht gestorben, weil man es auf d. Kopf gehaut hat, sondern weil in dem unendlich dichten Netz von Ursachen u. Wirkungen für unser Erkenntnisvermögen nur sehr ungefähr vorstellbar ist, wo u. wann u. wie der Auslöser abgeschnurrt ist, der das bewirkt hat."

Pia ist jetzt] Pia von Hartungen (ca. 1896–1978) entstammte einer Wiener Ärztedynastie (das homöopathische „Sanatorium Dr. von Hartungen" in Riva am Gardasee zählte Thomas und Heinrich Mann, Sigmund Freud und viele andere Prominente zu seinen Gästen; vgl. dazu jüngst Willi Jasper: *Zauberberg Riva*. Berlin: Matthes & Seitz 2011) und arbeitete als Übersetzerin aus dem Englischen. Sie übertrug u. a. Werke von Harold Robbins (1916–1997; *Die Gnadenlosen/A Stone for Danny Fisher*, 1952) und Georgette Heyer (1902–1974; *Lord Sherry/Friday's Child*, 1944; *Frühlingsluft/Spring Muslin*, 1956). „Alexander Lernet-Holenia war ihr als Vermittler zu Verlagen behilflich" (Engelbert Pfeiffer: Heimito von Doderers „Rittmeister Eulenfeld": Otto Dressel. In: ders. [Hrsg.]: *Anhänger haben keine Motoren. Verstreutes – Nachgelassenes – Dokumentation*. Wien: Selbstverlag 2008, S. 67–75, hier S. 72). Im Gegenzug hat Pia von Hartungen für ALH Schreib-, Kopier- und ähnliche Arbeiten verrichtet. Sie lebte mit ihrem Lebensgefährten Otto Dressel während des Zweiten Weltkriegs in St. Wolfgang bei Anne Mautz in der „Villa Almrausch". Pia von Hartungen fand in dieser Zeit Beschäftigung in einem Lazarett (und als „Teilzeit-Sekretärin" ALHs), Dressel, der wegen

seines vom Alkoholismus beeinträchtigten Gesundheitszustands nicht einrücken musste, verfolgte seine offenbar nicht immer ganz legalen Machenschaften: „Tricks, die ihm einfielen, waren für die Justiz Delikte“ (Fleischer: *Das verleugnete Leben*, S. 210). Hartungen und Dressel verkehrten in St. Wolfgang – wie auch ALH und, wenn sie in St. Wolfgang war, LS – im Hause von Odette Kollontay, der Nachbarin ALHs; auch Emil Jannings, Carl Zuckmayer und andere waren dort häufig anzutreffen (Pfeiffer: Otto Dressel, S. 72). Doderer-Biograf Wolfgang Fleischer beschreibt Pia von Hartungen folgendermaßen: „Sie war sehr dünn und viel zu groß, eine unschuldig gescheiterte Opernsängerin, wie sie sagte, da man ihre Stimme in der falschen Lage erzogen und damit zugleich zerstört hatte; sie stammte aus bester Familie, war aber doch, vor allem später [nach 1929, C. D.], völlig verarmt.“ Sie alle, so Fleischer etwas maliziös, „lernten beim ‚Rittmeister‘ – oder ‚Zerrüttmeister‘ [Dressel, C. D.], wie Doderer später schrieb – den Umgang mit größeren Mengen alkoholischer Getränke, sofern sie das nicht schon beherrschten“ (Fleischer: *Das verleugnete Leben*, S. 212).

Romananfang] Wohl *Ein Traum in Rot*.

3) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Ende Juli 1938]

Brief (4 S.), blaue Tinte

Zur Datierung: Dieser Brief entstand wohl Ende Juli 1938: Im nächsten Brief – der aufgrund der Nennung des Sportfests in Breslau (26.–31. Juli 1938) auf Anfang August datiert werden kann – greift LS ALHs Lektüreempfehlung des *Dorian Gray* auf.

den Dorian Gray] *Das Bildnis des Dorian Gray (The Picture of Dorian Gray)*, Roman des irischen Schriftstellers Oscar Wilde (1854–1900); Erstdruck (Urfassung) in *Lippincott's Monthly Magazine*; Erstausgabe (2. Fassung) London 1891. Wildes berühmter Roman handelt von Persönlichkeitsspaltung, Identität, Charakter und Moral – Themen, die auch ALH in seinen Werken behandelt. In *Der Graf von St. Germain* lässt ALH den Erzähler eine Verbindung zwischen den Themen des Wilde'schen Romans und der Bedeutung von Schönheit und Hässlichkeit für den Dichter herstellen: „Denn das Häßliche ist nicht eigentlich etwas, das hier ist und dort nicht ist, sondern es ist überall in einem mehr oder weniger hohen Zusatze vorhanden [. . .]. Aber das Schöne ist zu nichts mehr nütze,

wenn es mit dem Häßlichen vermischt ist; es wird davon noch unerträglicher als das Häßliche selbst, und dieser Zustand, in welchem etwa die Dichter leben müssen, ist der unerträglichste" (A. Lernet-Holenia: *Der Graf von St. Germain*, S. 228f.). An Felix Braun schrieb ALH 1948: „Überhaupt bin ich davon überzeugt, daß Wilde ein viel größerer Dichter war, als man glaubt. Es hat, so viel ich weiß, niemand in einem so hohen Maße wie er die Probleme der Zeit erkannt und die Katastrophen der ‚Spätzeit' vorausgesehen. Ist nicht der ‚Dorian Gray' eine Darstellung, wohin die Aufspaltung der Einheit des Menschen führen muß?" (ders.: Brief an Felix Braun [WienB, Handschriftensammlung, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia (M09H), ZPH 630, Inv.Nr. 198.868]. o. O. 15. Okt. 1948).

um wie viel besser dieses Buch ist] Weniger viel hielt ALH von Wildes Essaysammlung *Intentions*, siehe S. 187.

dass es schwer ist, sich auszudrücken] In mehreren Briefkonzepten LS' an ALH im SteinFA sind Gedanken wie „Die großen Worte sind mir peinlich [. . .]"; „Es hätte doch eigentlich jeder neue Gedanke neue Worte nötig"; „Es ist klar, daß unsere Gefühle und Begriffe in heillose Unordnung geraten sind" erhalten.

mit dem Roman] Wohl *Ein Traum in Rot*.

Die Weltgeschichte] Seit Ende Mai baute das Deutsche Reich den „Westwall" zu Frankreich weiter aus; vom 6. bis 15. Juli fand die Konferenz von Evian statt, die sich mit den Möglichkeiten der Auswanderung von Juden aus dem „Deutschen Reich" befasste – ein Thema, das an LS als „Mischling I. Grades" (vgl. S. 387 FN 248) nicht spurlos vorübergegangen sein wird.

am meisten beeinflusst] Auf den Einfluss Wildes auf den „Theatermacher Lernet-Holenia" hat Martin Esslin in seinem gleichnamigen Aufsatz hingewiesen (Martin Esslin: Der Theatermacher Lernet-Holenia. In: Thomas Hübel/Manfred Müller/Gerald Sommer [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?" Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* [Studies in Austrian Literature, Culture And Thought]. Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 57–68).

4) Von Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Wien], o. D. [Anfang August 1938]

Brief (4 S.) auf vorgedrucktem Papier (Briefkopf: „Maria Charlotte Sweceny“), blaue Tinte

Lieber Renatus] Über den Namen „Renatus“ notierte LS in einem anderen Konzept (SteinFA): „Jetzt hätt ich einen Namen für Dich. Renatus. Wie gefällt er Dir? Renatus heißt der Mann, den es nicht gibt. Den man immer fragen kann und der versteht und gut ist, wenn man müde ist. Neulich warst Du einen Augenblick so ähnlich. Hilf mir noch ein wenig, Lieber, und sag wie ich's machen soll, daß ich nicht wieder verwirrt von der Vielgestalt der Dinge, hoffnungslos, das Wesentliche je zu finden, erschöpft mir den billigen Rat erteile: Schwimm nicht gegen den Strom, lass Dich treiben [. . .].“

Herr von Dressel] Otto (Dodo) von Dressel-Uylefeldt.

Entstehen Ihres Buches] Wohl *Ein Traum in Rot*.

Ihrer eigenen Kritik Stand hält] ALH: „Übrigens geht es mit dem Roman, zufälligerweise, recht gut vorwärts. Wenn ich wirklich Gelegenheit hätte, ihn langsam zu Ende zu schreiben, könnte er ein gutes Buch werden“ (S. 83).

des Sportfestes in Breslau] Gemeint ist das „Deutsche Turn- und Sportfest“, das der Nationalsozialistische Reichsbund für Leibesübungen vom 26. bis 31. Juli 1938 in Breslau veranstaltete. Worin die günstigen Nachrichten bestanden, konnte nicht ermittelt werden.

Vater Vetter] Adolf Vetter (1867–1942), Ministerialbeamter, Sektionschef und Präsident der Staatstheaterverwaltung; Vater Hans A. Vetters (vgl. S. 257, Anm. zu *mit Hans*).

Peter] LS' Name für ihren Mann Otto C. Sweceny.

Blümerl] Spitzname von Dr. Alexander Inngraf (1897–1960). Der Publizist Milan Dubrovic berichtet über Inngraf: „Eine Zufluchtsstätte, deren Hütung und Sicherung eines besonders hohen Grades an Kühnheit und Tapferkeit bedurfte, war ein herrschaftlich elegantes Quartier auf dem Esteplatz im 3. Bezirk, dessen Eigentümer ein in der Wiener Gesellschaft außerordentlich beliebtes Geschwisterpaar war: Dr. Alexander Inngraf, damals hochrangiger Beamter der (unpolitischen) Kriminalabteilung der Wiener Polizeidirektion, und seine Schwester Lili Jung, Gattin des Salzburger Malers Georg Jung und Miteigentümerin des Salzburger Prominentenhotels ‚de l'Europe'. Dr. Inngraf war eine einzigartige, reichfacettierte Persönlichkeit. [. . .] seine Schwester und er brachten

es zustande, eine jüdische Dame alle die bösen Jahre hindurch in ihrer Wohnung zu behalten. Sie hieß Dannenberg und war die Schwester des emigrierten Feuilletonredakteurs und Theaterkritikers Richard Götz, der in der von den Nationalsozialisten verbotenen Wiener Tageszeitung ‚Der Tag' tätig gewesen war" (Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 217). Inngrafs Hilfstätigkeiten für von den Nazis Bedrohte erwähnt auch Markus Stein, dem seine Mutter Juliane Stein (geb. Hudelist) von mehreren solchen Fällen berichtet hat (Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [E-Mail]. Wien. 6. Nov. 2009). „Bliemerl" heißt Inngraf schließlich bei Friedrich Torberg (in einem Brief an ihn vom 18. Januar 1947, abgedruckt in: Friedrich Torberg: *Wien oder der Unterschied. Ein Lesebuch*. München: Langen Müller 1998, S. 77). Der Kosename, so die Herausgeber in einer Fußnote zum Brief, sei zurückzuführen auf Inngrafs Zeit als Leutnant bei den Alpenjägern im 1. Weltkrieg, „deren Mütze ein Edelweiß zierte". Der promovierte Jurist trat 1928 in den Konzeptsdienst der Bundespolizeidirektion Wien als „Beamtenanwärter" ein und wurde 1930 zum Polizeikommissär ernannt. Die Zeit zwischen 12. März 1938 bis 30. April 1945 war als „öffentliche Dienstzeit" eingetragen („Regierungsrat", Polizeipräsidium Wien). 1945 trat Inngraf in den Dienst des Bundesministeriums für Inneres, wo er am 31. Dezember 1946 zum Sektionsrat ernannt wurde. Bis zu seinem Tod am 27. Oktober 1960 war er in der Abteilung 4 des BMI tätig; am 1. Juli 1951 wurde er Ministerialrat (Werner Sabitzer: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [E-Mail + Kurzlebenslauf Dr. Alexander Inngraf]. Wien, Bundesministerium für Inneres. 26. Feb. 2010). Inngraf ist der „Dr. Inkrat" in Doderers *Ein Mord den jeder begeht* (vgl. Fleischer: *Das verleugnete Leben*, S. 371); Doderer-Biograf Wolfgang Fleischer über Inngraf (den er falsch „Ingraf" schreibt): „[...] er frequentierte sozusagen schon immer die Literatencafés wie etwa das ‚Herrenhof' und kannte jeden Schreibenden der Stadt" (ebd.).

Mimi] Nicht ermittelt.

5) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Anfang August 1938]

Brief (2 S.), blaue Tinte

Ihren lieben Brief] Brief Nr. 4.

Den naturwissenschaftlichen Artikel] Es handelt sich dabei um einen von LS dem erwähnten Brief an ALH beigelegten Artikel (nicht erhalten);

möglicherweise ein botanischer Aufsatz (LS schreibt im selben Brief, sie „plage [s]ich momentan mit einem dicken Wälzer über systematische Botanik“).

Das Buch, an dem ich arbeite] Wohl *Ein Traum in Rot*.

Das andre habe ich nicht mehr] Dass ALH an ihn gerichtete Briefe in der Regel vernichtete, ist bekannt (darunter solche von Rilke und Hofmannsthal). LS’ Briefe, zumindest die ersten, sandte er jedoch auf deren Wunsch an sie zurück (siehe Brief Nr. 4), weswegen einige wenige davon im SteinFA erhalten sind.

Olly] Olga Leitner.

Fest in Breslau] Siehe S. 85.

dass Ihnen [. . .] nicht so viel sagt] Vgl. Brief Nr. 4. Ein undatiertes Briefkonzept im SteinFA nimmt ebenfalls Bezug auf den „Dorian Gray“: „Lieber Renatus, folgsam habe ich mir den Dorian Gray hervorgeholt, mit einigem Widerstreben zwar, von dem ich nicht weiß ob ich es überwinden werde und soll. Noch vor ein paar Wochen hätte ich mir gerne sagen lassen, was kluge Leute denken und mich auf ihren Weg führen lassen. Jetzt ist mir mein ‚Klären‘ zu wichtig, als daß ich gerne eine fertige Antwort, wenn es die gibt, annehmen würde. [. . .] Nichts ist so rücksichtslos wie ein Buch zur unrechten Zeit gelesen. Es schweigt mit papierner Härte, wo man leidenschaftlich weiter fragen möchte und raschelt begeistert weiter, wenn man andern Spuren folgen möchte. [. . .] Bitte mißverstehen Sie mich nicht: Weil ich mich vom Dorian jetzt nicht führen lassen will, weiß ich doch von der Freude des Lesens.“

wir sollten ganz so sein] ALH überschrieb „wollen“ mit „sollten“ und fügte „ganz“ nachträglich ein.

der Pinzgau] Region bzw. Verwaltungsbezirk im Land (bzw. „Gau“) Salzburg.

Attersee] Länglicher, sich von Nord nach Süd erstreckender See unmittelbar nördlich des Wolfgangsees. Zwischen beiden Seen erhebt sich der Schafberg (vgl. Abb. 18).

Mimi] Nicht ermittelt.

6) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Mitte August 1938]

Brief (1 S.), blaue Tinte

Zur Datierung: ALH hatte zuvor eine Karte an das „Bräuhaus“ in Nussdorf geschrieben – gemeint ist der Gasthof Bräuhaus in Nussdorf

am Attersee, wo LS in der zweiten Augusthälfte wohnte (vgl. Maria Charlotte Sweceny: Brief an Otto C. Sweceny [SteinFA]. o. O. [Attersee]. 15. Aug. 1938: „Ich bleibe hier bis die Tante kommt, übersiedle dann aber in den Gasthof Bräuhaus in ein besseres u. ruhigeres Zimmer").

die Karte erhalten] Nicht überliefert.

nach Nussdorf, in das Bräuhaus] Siehe oben, Anm. zur Datierung. Zu Nussdorf vgl. Abb. 18.

Kreuzstein] Beliebter Ausflugsort am Mondsee, ca. 10 km Luftlinie von St. Wolfgang entfernt (vgl. Abb. 18).

Freunde in Holland] Nicht ermittelt.

Dressel] Otto (Dodo) von Dressel-Uylefeldt (1896–1947), ein Rittmeister des Ersten Weltkriegs, der in Heimito von Doderers *Die Dämonen* einen polarisierenden Auftritt als trinkfester, in lateinischen Sentenzen kalauernder „Rittmeister von Eulenfeld" hat. Otto Albert Dressel war der Lebensgefährte Pia von Hartungens (siehe S. 221, Anm. zu *Pia ist jetzt*); Uylefeldt war der Mädchenname seiner Mutter, der „Vater war ein wohlhabender Spielzeugfabrikant in Sonneberg in Thüringen" (Pfeiffer: Otto Dressel, S. 69). Dressel – oder „Dodo", wie er von seinen Freunden genannt wurde – galt als „charmant, gebildet, witzig, schlagfertig; Frauen gegenüber ein ‚Kavalier der alten Schule'. Er war hochgewachsen, schlank, von gewinnendem Aussehen" (ebd., S. 70). Dressel, dem Alkohol und den Zigaretten zu sehr zugetan, starb am 11. November 1947 in der „Villa Almrausch" an einem Lungenemphysem. Erika Neubauer (1905–?), eine Bekannte von Doderers erster Frau Gusti Hasterlik (1896–1984), schrieb am 4. Oktober 1947 an Letztere: „Dodo is doing very badly, he is a walking corpse. Due to his asthma he can hardly walk. His cigarettes and alcohol consumption have decimated him totally. Nobody will give him a job and because he is German he is being threatened with deportation. He does not know what he could live on. All of it is so very sad and slowly his famous humor is fading away too" (Erika Neubauer: Brief an Auguste Hasterlik [Übersetzung Giulia Hine] [Hine Collection, Institute on World War II and the Human Experience, Florida State University, item 4041]. o. O. 4. Okt. 1947). Pia von Hartungen übersiedelte nach Dressels Tod wieder an den Wiener Opernring 9, wo sie – „auf eine Gnadenpension angewiesen" (Pfeiffer: Otto Dressel, S. 75) – bei einer Generalswitwe zu Miete wohnte. Ab 1955 lebte sie dann bis zu ihrem Tode 1978 bei einer Freundin in der Salesianergasse in Wien III.

von O.] Olga Leitner. „Armer René Sorgen wegen Olly, nicht gesund und ein wenig einsam – wo doch hier wahrscheinlich die Mädchen haufenweise schon auf Sie warten“, so LS in einem undatierten Konzept aus diesen Tagen, und: „Eigentlich sind Sie doch der Typ dem die guten Dinge in den Schoß fallen müßten, umsomehr als Ihnen Ihre inneren Schwierigkeiten eine weitere Basis u. eine differenziertere Art des Erlebens ermöglichen“ (SteinFA).

schon in 3.] Der Zusammenhang legt nahe, dass Olga Leitner von ALH schwanger war; „schon in 3.“ könnte bedeuten, dass Olga zum Zeitpunkt des Verfassens dieses Briefs im dritten Monat war, nach dem die Wahrscheinlichkeit von Komplikationen abnimmt.

René] Die ersten Briefe an LS zeichnet ALH gelegentlich mit „René“. In Brief Nr. 1 erklärt ALH die Provenienz dieser Namensvariante, bei dem wohl auch der Anklang an Rainer Maria Rilke, den ALH auch „René-Marie“ (S. 211) nennt, erwünscht gewesen sein wird.

7) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Sept. 1938]

Brief (4 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Der Brief lässt sich anhand ALHs Bemerkung, der September sei ihm „widerlich“, auf den September 1938 datieren. Seine Einheit, die 7. Schwadron des 10. Kavallerie-Schützen-Regiments – und nicht etwa das „7. Kavallerie Schützenregiment“ (Roček: *Die neun Leben*, S. 227) –, war seit 1. August 1938 in St. Pölten aufgestellt (siehe S. 219, Anm. zu *rücken die Leute [. . .] ein*) – daher die „militärische[n] Verfügungen“, die zu erwarten seien. Der mehrwöchige Abstand zum Brief vom 15. Juli 1938 erklärt sich eventuell einerseits durch den darin angekündigten Kurzaufenthalt ALHs in Holland Ende August, andererseits durch einen Auslandsaufenthalt LS’, von wo aus sie möglicherweise seltener schrieb und die Post länger dauerte (siehe unten, Anm. zu *Auslandspost*).

Auslandspost] LS schrieb vermutlich von einer Sommerfrische oder Kur.

aus dem ‚Werther‘ zitieren] Johann Wolfgang Goethe: *Die Leiden des jungen Werthers* (1774). Es ist nicht unwahrscheinlich, dass LS’ – nicht erhaltener – Brief auf die Konstellation in Goethes „Werther“ anspielt: Der junge Werther berichtet darin über seine unglückliche Liebe zur bereits gebundenen Lotte – die Parallelen zu ALH und LS sind offensichtlich. Welche Auffassung ALH in diesem Zusammenhang vertrat,

lässt sich drei Jahrzehnte später in seinem Buch *Der wahre Werther* (Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1959) nachlesen. ALH bezichtigt Werther darin „der Unfähigkeit zum ‚wirklichen' Leben (das wohl die körperliche Befriedigung impliziert), so daß der Suizid nicht als Entgrenzung, sondern als Indiz der Lebensschwäche und als mißglückte Flucht gedeutet wird" (Bernd Hamacher: „Der unvermeidliche Goethe": Alexander Lernet-Holenias „Der wahre Werther" im Kontext der neueren „Werther"-Rezeption. In: Thomas Eicher/Bettina Gruber [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 65–81, hier S. 67f.). Ähnliches findet sich auch in ALHs Gedicht „Am Grabe Werthers": „Der du nicht leben konntest, ohne zu sterben, Fremdling [/] im Dasein! [. . .]" (A. Lernet-Holenia: *Das lyrische Gesamtwerk*, S. 420f. [Band *Die Trophae*, Zyklus *Die Titanen*]).

finanziellen Klemme] Der genaue Anlass ist nicht ermittelbar; es wurde jedoch darauf hingewiesen, dass ALH „Zeit seines Lebens [. . .] unter der Zwangsvorstellung [litt], in einem kontinuierlichen und unaufhaltsamen Abstieg begriffen zu sein" (Roček: *Die neun Leben*, S. 25).

die Sachen mit O.] Olga Leitner.

in Wien keine Wohnung mehr] ALH hatte im Oktober 1932 als Untermieter eines Herrn Dr. Paul Thorsek eine Zweizimmerwohnung in der Argentinierstraße 4 (Wien IV.) bezogen, die er, als der Hauptmieter nach dem „Anschluss" Österreich verließ, wieder verlor (siehe dazu ebd., S. 180).

Max] Max Fellerer (1889–1957), Architekt, Mitarbeiter von Josef Hoffmann (1870–1956) und Clemens Holzmeister (1886–1983), 1934–1938 Leiter der Fachklasse Architektur an der Akademie der Bildenden Künste Wien und Direktor der Kunstgewerbeschule, 1938 von den Nationalsozialisten a. D. gestellt, „bedeutender Vertreter einer unprätentiösen, antimonumentalen Moderne" (Iris Meder: Wer war Max Fellerer? In: *Die Presse [Spectrum]*, 12. Sep. 2009, S. XIII). F., der mit seiner Lebensgefährtin, der Bühnenbildnerin Erni Kniepert (1911–1990), ebenfalls das Hochhaus in der Herrengasse 6 (heute 6–8) in Wien I. bewohnte, zählte zum engen Freundeskreis der Swecenys und war oft gesehener Gast in Hochrotherd: „Nach 1938 gehörte er mit den Familien seines Bruders Josef und seines Hochhausnachbarn Milan Dubrovic zum Kreis des Bauernhauses in Hochrotherd, das die emigrierte Anna Freud den Besitzern des Manz-Verlages verkauft hatte, um es nicht in nationalsozialistische Hände fallen zu lassen. Das Haus wurde ein Zentrum von intellektuellen Nazigegnern, denen die horrible Zeit und persönliche Lebensgefahr nicht

ihren anarchischen Humor zu nehmen vermochten“ (Meder: Wer war Max Fellerer?; zum Hochhaus und seinen „berühmten Bewohnern“ vgl. auch Iris Meder/Judith Eiblmayr: *Haus Hoch. Das Hochhaus Herrengasse und seine berühmten Bewohner*. Wien: Metroverlag 2009).

Hollandreise] Siehe auch die Briefe Nr. 1 und Nr. 7.

Erkenntnis [. . .] Entscheidungen] Hs. Zusatz von LS in Gabelsberger Kurzschrift (Dank an Wolfgang Pichler für die Transkription).

8) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 21. 9. 1938 [Poststempel]

Postkarte, blaue Tinte

9) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Ende Sept. 1938]

Brief (2 Seiten), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: ALHs Auskunft, er sei noch nicht eingerückt, vor allem aber die Worte über den golfspielenden Chamberlain lassen eine Datierung auf Ende September 1938 als geboten erscheinen. Der britische Premierminister Arthur Neville Chamberlain (1869–1940) hielt sich vom 28. bis zum 30. September 1938 im Rahmen der „Münchener Konferenz“ im benachbarten Bayern auf. Das Krisentreffen zwischen Adolf Hitler, Benito Mussolini (1883–1945), dem franz. Ministerpräsidenten Édouard Daladier (1884–1970) und Chamberlain wendete den drohenden Krieg des „Deutschen Reichs“ gegen die Tschechoslowakei ab. Nicht einmal ein Jahr später (am 3. September 1939) sollte die Regierung Chamberlain Deutschland anlässlich des Überfalls der deutschen Wehrmacht auf Polen den Krieg erklären.

in großer [. . .] Eile] Auf diesen Brief ALHs bezieht sich vermutlich ein nicht datiertes Briefkonzept LS’ an ALH (SteinFA), in dem es heißt: „es ist ja nett, daß Sie so oft schreiben – aber jetzt dürfte es schon einmal nicht nur in Eile sein, sonst wird unsere Korresp. gar so einseitig.“

den alten Golfspieler Chamberlain] Siehe oben, Anm. zur Datierung.

Pia war so lieb] Pia von Hartungen.

geeignete Wohnung] Nicht ermittelt. ALH hatte seit einigen Monaten keine Wohnung mehr in Wien, vgl. S. 229, Anm. zu *in Wien keine Wohnung mehr*.

10) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Ende Sept./Anfang Okt. 1938]

Brief (2 S.), blaue Tinte

Zur Datierung: Das Sudetenland und andere Teile der Tschechoslowakei, auf die ALH Bezug nimmt, wurden im Zuge des „Münchener Abkommens“ vom 29. September 1938 an das „Deutsche Reich“ „angeschlossen“; daher wohl Ende September/Anfang Oktober 1938. Die überwundene Krankheit, von der ALH schreibt, könnte die Angina aus Brief Nr. 8 sein.

Frankenmarkt] Oberösterr. Marktgemeinde, ca. 50 km nördlich von St. Wolfgang.

11) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Anfang Okt. 1938]

Brief (1 S.), blaue Tinte

Zur Datierung: Der Brief lässt sich auf Anfang Oktober 1938 datieren, da ALH davon spricht, „d. 17. oder 18. Oktober“ nach Wien zu kommen. Die „Waffenübungen“ deuten auf 1938 (siehe S. 219, Anm. zu *rücken die Leute [. . .] ein*).

Prospekte und das Magazin] LS sandte ALH ein Herrenmagazin namens *Men only* aus der Sammlung ihres Mannes, mit der Bitte, es nach Gebrauch zurückzusenden, da es „aus der Serie“ fehlen würde (undatiertes Konzept LS’ an ALH, SteinFA). *Men only* wurde 1935 als „pocket magazine“ gegründet; es enthielt Aktdarstellungen und „bright articles on current male topics“ (vgl. Tony Quinn: Men’s magazines: an A to Z [Eintrag „Men only“]. URL: www.magforum.com/mens/mensmagazinesatoz8.htm#333, abgerufen am 5. März 2010). Die Prospekte bezogen sich auf die verschiedenen Kreuzfahrten des KdF-Schiffs „M. S. Milwaukee“ (ein Prospekt der Hamburg-Amerika-Linie zur „Weißen Milwaukee auf Weihnachtsfahrt“ durch das Mittelmeer vom 30. Dezember 1938 bis 6. Januar 1939 findet sich im SteinFA). ALH unternahm von Anfang Januar bis ca. Ende Februar 1939 gemeinsam mit LS eine Karibik- und Nordamerikareise auf ebendiesem Schiff (vgl. auch Kap. 2.2.2).

Eisen [. . .] schmieden] Nicht ermittelt; evtl. der Versuch, den *Traum in Rot* in Hollywood zu lancieren (vgl. S. 33).

dass manche Dinge [. . .] wiederkommen] Nicht ermittelt.
eine ganze Novelle] Evtl. *Strahlenheim*. Berlin: S. Fischer 1938.
an Pia, zum Kopieren] Pia von Hartungen.

12) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Anfang Okt. 1938]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: „Amerikareise“ und „Magazin“, von denen Lernet spricht, lassen eine Datierung auf Anfang Oktober 1938 zu (vgl. Brief Nr. 11).

mit der Milwaukee] Vgl. S. 231, Anm. zu *Prospekte und das Magazin*. Bedauerlicherweise finden sich weder im Staatsarchiv Hamburg noch im Firmenarchiv der HAPAG, für die das Schiff fuhr, Passagierlisten aus dieser Zeit. Die HAPAG veranstaltete u. a. „Nordlandfahrten“, „Frühlingsfahrten nach Madeira“, „Sommer- und Herbst-Mittelmeerfahrten“ u. dgl. 1936 war die „M. S. Milwaukee“ zum reinen Kreuzfahrtschiff für 600 Passagiere umgebaut worden. Auch Milan Dubrovic und Josef Fellerer unternahmen 1939 eine Reise mit der „Milwaukee“, allerdings „nur“ durch das Mittelmeer (Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 266f.).

an einem sehr komplizierten Roman] Gemeint ist wohl *Ein Traum in Rot*, in dem der Antichrist in Gestalt des Michail von Rosenthorpe alias Wladimir Iljitsch (!), dessen genealogische Vorgeschichte dem Leser einiges an Konzentration abverlangt, einen Auftritt hat; vielleicht aber auch *Beide Sizilien* (im Weiteren: BS).

alle sieben Jahre] ALH teilt mit seiner Briefpartnerin ein Interesse für Zahlenmystik, Astrologie u. dgl.

13) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Anfang Okt. 1938]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Dieser Brief folgt wohl auf den ebenfalls undatierten Brief Nr. 12, wo ALH von einem Unfall berichtet, der ihn seines Wagens beraubt hat: „Ich hatte heute einen Zusammenstoß, dass die Funken flogen“ (S. 92).

14) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [April 1939]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Der Zusammenhang – ALH kommt nach offenbar längerer Abwesenheit nach St. Wolfgang zurück, muss vorher beim Regiment vorsprechen, ordnet mitgebrachte Dinge – spricht dafür, dass ALH diesen Brief nach seiner Rückkehr nach St. Wolfgang aus Wien bzw. Hochrotherd, wo er sich nach der Karibikreise aufhielt (vgl. Roček: *Die neun Leben*, S. 223), schreibt. Einen Anhaltspunkt für die Datierung liefert auch der Umstand, dass die Nummerntafeln geändert werden (siehe unten Anm. zu *wegen der neuen Wagennummer*).

L. L., m. H.] ALHs Abkürzung für „Liebe Lotte, mein Hase", die von ihm am häufigsten verwendete Anrede in seinen Briefen an LS. Diese Postkarte ist das früheste im SteinFA überlieferte Schriftstück, in dem ALH LS duzt und mit einem Kosenamen bedenkt.

Gmunden] Stadt am Traunsee im Salzkammergut, Verwaltungsstandort des gleichnamigen Bezirks.

die jetzt Landrat heißt] Die „Bezirkshauptmannschaften" hießen bereits seit dem „Anschluss" 1938 „Landräte"; die „Verwaltungsbezirke" „Landkreise".

wegen der neuen Wagennummer] Die Nummerntafeln wurden am 8. April 1939 auf „Od" („Oberdonau") umgestellt.

Od auf sich stehen] „Od" für den „Gau Oberdonau". Der „Gau" umfasste neben dem heutigen Oberösterreich die deutsch besiedelten südböhmischen Gebiete, die im „Münchener Abkommen" dem „Deutschen Reich" angeschlossen worden waren, sowie das Ausseer Land (heute Steiermark).

Das erinnert an Strahlen] Anspielung auf die „Od-Strahlen" bzw. die „Od-Kraft", die der Chemiker und Naturphilosoph Carl Ludwig Freiherr von Reichenbach (1788–1869) um das Jahr 1844 entdeckt zu haben glaubte. Durch diese magnetische Kraft (deren Name er von „Odin" ableitete) werde alles Leben gelenkt. R. war durch die Entdeckung des Paraffins zu Reichtum gekommen; 1835 hatte er das Gut Reisenberg am Cobenzl am Rande Wiens erworben, wo er sommers seine Experimente durchführte, die ihm den Spitznamen „Zauberer vom Cobenzl" und in den Augen vieler auch die Beschädigung seines wissenschaftlichen Rufs einbrachten. „Seine chemischen Entdeckungen, wie Parafin, Kreosot u. a., seine technologischen Erfindungen sichern ihm eine bleibende Stel-

le in der Wissenschaft, wenn das ‚Od' auch in eine Kategorie mit dem Tischrücken verwiesen werden muß [. . .]" (vgl. Constant von Wurzbach: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Fünfundzwanzigster Teil: Rasner – Rhederer*. Wien: k. u. k. Hof- und Staatsdruckerei 1873, S. 169–177, hier 176). Mit dem Magnetismus hatte Lernet sich als Schüler im Rahmen seiner Reifeprüfung befasst (mündliche Maturaprüfung am 7. Juli 1915, Thema aus Physik: „1. Erklärung des Magnetismus mittels der Kraftlinien"), vgl. Han: *Studien zu einer Monographie*, S. 193.

das Fräulein Rehbein] Elly Rehbein (Daten nicht ermittelt).

im Rössl im Kreise der Besitzer] Gemeint ist das bekannte Hotel „Weißes Rössl" in St. Wolfgang am Wolfgangsee, das bis heute im Besitz der Familie Peter ist. Wirte des „Rössls" waren damals Hermann (1894–1951) und Gretl (1890–1946) Peter (Helmut Peter: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [E-Mail]. St. Wolfgang. 5. Aug. 2009).

die Mona L.] *Mona Lisa* war ein letztendlich nicht verwirklichtes Filmprojekt Carl Froelichs (zu Froelich siehe S. 245, Anm. zu *Carl Froelich*), an dem ALH offenbar spätestens seit dem Frühjahr 1939 arbeitete – die eigene, 1937 erschienene gleichnamige Erzählung (Wien: Höger Verlag) kann er nicht gemeint haben, wiewohl sie in das Filmkonzept eingeflossen sein mag. Der „Polenfeldzug" unterbrach dann ALHs Arbeit an diesem Projekt; am 28. Sept. 1939 bat er jedoch LS, sie möge Froelich dazu bewegen, dass dieser ihn zur Fertigstellung des Films anfordere und so vom Frontdienst befreie (siehe Brief Nr. 28).

auf Peperchens Maschinerie] Der Name „Peperchen" taucht – oft in Verbindung mit einer zweiten Person namens „Memerchen" – häufig in den Briefen ALHs an LS auf. Es handelt sich dabei um Alfred Breidbach-Bernau (1879–1950) und seine Frau Margarete (1888–1969). Die Kosenamen „Peperchen" (für ihn) und „Memerchen" (für sie) stammen von ihrem gemeinsamen Sohn Hans Breidbach-Bernau (*1921): „‚Päpperchen' und ‚Mämmerchen' habe ich meine beiden Eltern in meiner Kindheit benannt, und das haben auch unsere Freunde übernommen" (Hans Breidbach-Bernau: Brief an den Verfasser [+ Typoskript „Erinnerung an Alexander Lernet-Holenia"]. Bad Ischl. 15. Apr. 2010). Der Schriftsteller Hans Breidbach-Bernau gibt an, ALH sei für ihn „menschlich und literarisch ein Freund und allgemeines Vorbild" und für seine Eltern „lebenslang ein intimer Freund" gewesen (ebd.).

lordly mansion] Herrschaftliche Villa (engl.).

die ehrwürdigen Ahnenbilder] Bilder der Vorfahren ALHs von mütterlicher Seite (Holenia bzw. Boyneburgk-Stettfeld).

Rain ceases] Es hört auf zu regnen (engl.).

Reneni] Offenbar eine Mischung aus dem bisherigen Pseudonym „René“ und dem später verwendeten Kosenamen „Neni“ („N.“). Möglicherweise hat sich „Neni“ überhaupt aus dieser Form entwickelt.

15) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [April 1939]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Für die Annahme, dieser Brief folge unmittelbar auf Brief Nr. 14, sprechen – neben seiner Arbeit an der *Mona Lisa* – die Umstände, dass ALH „eine Unmenge von Briefen“ vorgefunden hat, wie bereits im vorhergehenden Brief „Sachen auspacken und ordnen“ muss und mit „Reneni“ zeichnet.

fast die ganze Mona Lisa] Siehe S. 234, Anm. zu *die Mona L.*

Reneni] Vgl. S. 235, Anm. zu *Reneni*.

16) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [April 1939?]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Dass ALH ankündigt, LS am Dienstag in Bad Ischl von der Bahn abzuholen, rückt diesen – im Übrigen uninteressanten – Brief in die Nähe des ebenfalls undatierten Briefs Nr. 15.

17) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, <18.> 7. 1939 [Poststempel]

Postkarte (Duotone-Abb.: „Gasthof Schafbergalpe 1365 m. bei St. Wolfgang. Bergwelt Verlag, C. Juritschek Salzburg. Nachdruck verboten. 1939. Echte Photographie“), Bleistift

ZUR DATIERUNG: Dass LS offenbar gerade aus St. Wolfgang abgereist ist, legt den Schluss nahe, dass sie den Frühsommer – oder Teile davon – bei ALH verbracht hat; das würde auch den recht großen Abstand zum vorhergehenden Brief vom April (?) erklären.

Gulyas] Als polyglotter Altösterreicher verwendet ALH den Begriff *gulyás*, der im Ungarischen eine Gulaschsuppe bezeichnet. Gegessen hat

er dennoch wohl eher ein „Gulasch“ im herkömmlichen Sinne (ungar. *pörkölt*).

Linzertorte] Torte, deren Boden mit Johannisbeermarmelade (österr. „Ribiselgelee“) bestrichen und mit einem Gitter aus Teigstreifen belegt ist.

18) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 21. 7. 1939 (Poststempel)

Postkarte (Duotone-Abb.: „St. Wolfgang u. Zinkenbach im Salzkammergut“), Bleistift

19) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [23. 7. 1939]

Brief (4 S.), blaue Tinte.

ZUR DATIERUNG: Der Brief lässt sich recht verlässlich auf den 23. Juli 1939 datieren: Hitlers Artikel war am 16. erschienen (siehe Anm. zu *den wunderschönen Artikel des Führers* weiter unten), in St. Pölten („St. P.“) war ALHs Regiment aufgestellt, und am 21. Juli hatte ALH per Postkarte angekündigt, dass er am 22. in Bad Ischl sei, wovon er im vorliegenden Brief, einen Tag später, berichtet.

den Jean] Jean Lafaire.

den Josef] Nicht ermittelt. Zum gemeinsamen Freundeskreis ALHs und LS’ zählte etwa Josef Fellerer (Daten nicht ermittelt), der Bruder des Architekten Max Fellerer. Josef F. war – wie auch Max – gut mit Walter Stein und dessen Schwester Lotte Stein befreundet; seine Frau Ike Fellerer war zuvor mit Walter Stein liiert gewesen (Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [Tonbandprotokoll]. Wien. 16. Juli 2009; bestätigt von Anton C. Hilscher: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [Tonbandprotokoll]. Wien. 30. März 2011).

das 4te Kapitel des ‚Doppelgängers‘] Unter diesem Titel – der wohl auf die Spiegelfiguren Pufendorf/Gasparinetti anspielt – erschien ein Vorabdruck von BS in der Zeitschrift *Die Wehrmacht* (Oktober 1941 bis April 1942, Hefte 21/1941 bis 8/1942, siehe Mayer: *Wunscherfüllungen*, S. 296). Eine korrekte Datierung des Briefes vorausgesetzt, wäre dies die früheste Erwähnung der Arbeit an BS in den Briefen an LS. Der Roman sollte zwar erst 1942 erscheinen (Berlin: S. Fischer), ALH arbeitete jedoch bereits seit 1924 am Kapitel *Silverstolpe* (siehe Dassanowsky:

Phantom empires, S. 113). – Der Doppelgänger ist ein Grundmotiv im Werk ALHs (etwa in *Ich war Jack Mortimer* [Berlin: S. Fischer 1933] und *Die Inseln unter dem Winde* [Frankfurt am Main: S. Fischer 1952]). Auch das Motiv der den Tod herbeiführenden Begegnung mit dem eigenen Doppelgänger, das der von ALH geschätzte Hugo von Hofmannsthal 1899 in seiner *Reitergeschichte* gestaltete, taucht in ALHs Werk immer wieder auf. Dass ALHs Schaffen vom Werk Hofmannsthals beeinflusst war, hat u. a. Reinhard Lüth gezeigt (Lüth: *Drommetenrot und Azurblau*, S. 107). Zur – häufig falsch bewerteten – Beziehung ALH–Hofmannsthal siehe vor allem auch Daviau: Alexander Lernet-Holenia in der Kritik. Verbindungen zwischen der *Reitergeschichte* und *Mars im Widder* (im Weiteren: MW) ortet Clemens Ruthner: „Der Roman [steht] mit seinen kavalleristischen Visionen in der Nachfolge von Rilkes *Cornet* und Hofmannsthals *Reitergeschichte* [. . .]“ (Ruthner: Fatale Geschichte[n] im „Zwischenreich“, S. 8). Heimito von Doderer – ALH gegenüber stets um Abgrenzung bemüht – kommentierte dessen Nähe zu Hofmannsthal abschätzig: „Die seltsamste Tatsache der neueren österreichischen Literaturgeschichte ist die allmähliche Verwandlung des Hofmannsthal in den Alexander Lernet-Holenia, wobei die Substanz sich etwas vergröberte“ (Tagebucheintrag vom 4. 6. 1953, Ser. n. 14.082 ÖNB, zit. nach Wendelin Schmidt-Dengler: Österreich als Wille, Unwille und Vorstellung. Lernet-Holenia und die österreichische Literatur. In: Thomas Hübel/Manfred Müller/Gerald Sommer [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* [Studies in Austrian Literature, Culture And Thought]. Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 12–24, hier S. 23).

Von den Film-Leuten] Vermutlich stehen die „Film-Leute“ im Zusammenhang mit dem Filmprojekt *Mona Lisa*, an dem ALH seit dem Frühjahr 1939 im Auftrag Carl Froelichs arbeitete (siehe auch S. 234, Anm. zu *die Mona L.)* – zu Froelich siehe S. 245, Anm. zu *Carl Froelich*.

aus Hr.] Hochrotherd, Landsitz der Familie Sweceny/Stein im westlichen Wienerwald bei Breitenfurt, vgl. Kap. 6.6.3.

den wunderschönen Artikel des Führers] Gemeint ist der am 16. Juli 1939 in der Berliner Ausgabe des *Völkischen Beobachters* erschienene Artikel Hitlers über die „Neue Reichskanzlei“ und ihren „genialen Architekten“ Albert Speer. Mit der darin enthaltenen „dreisten Legende von der ‚märchenhaften Baugeschwindigkeit‘ griffen Hitler und Speer (vermutlich unbewußt) auf einen seit dem Mittelalter verbreiteten Topos

zurück, der Baugeschwindigkeit mit Macht, Ansehen und göttlichem Beistand für den Bauherrn und seinen Architekten verbindet“ (Dietmar Arnold: *Neue Reichskanzlei und „Führerbunker“. Legenden und Wirklichkeit*. Berlin: Ch. Links 2005, S. 81).

St. P.] St. Pölten, wo ALHs Regiment stationiert war.

Kalterer] Rotwein vom Kalterer See, auch Vernatsch (ital. *schiava*).

Ausrüstungsgegenstand] Nicht ermittelt.

die Pia H.] Pia von Hartungen.

die Anny] Nicht ermittelt.

20) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [24. 7. 1939?]

Brief (2 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Es gibt mehrere Hinweise darauf, dass dieser Brief auf den mit 23. Juli 1939 datierten Brief folgt: Dort hatte ALH seinen abendlichen Besuch bei Alfred Breidbach-Bernau („Peperchen“) angekündigt, von dem er im vorliegenden Brief berichtet. In beiden Briefen ist außerdem von Jean (Lafaire) und einer Anny die Rede sowie von den „olympischen Spielen“, mit denen ALH sich – bei ansonsten übler Laune – die Zeit vertreibt.

in B.] Berlin.

Der Hansi] Hans Breidbach-Bernau, Sohn Alfred Breidbach-Bernaus.

wegen einer] Nachträglich von ALH eingefügt.

Emil] Emil Jannings (eigentlich Theodor Emil Janenz, 1884–1959), Freund und Nachbar ALHs am Wolfgangsee, war einer der bedeutendsten Schauspieler seiner Zeit, Reichskultursenator, auf der sog. Gottbegnadeten-Liste der Schauspieler, die für die Filmproduktion benötigt wurden, außerdem Aufsichtsratsvorsitzender der Tobis Film (zur „Gottbegnadeten-Liste“ vgl. etwa Oliver Rathkolb: *Führertreu und gottbegnadet. Künstlereliten im Dritten Reich*. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1991, passim). Laut Klaus Mann war Jannings „von kalter Schlauheit und rücksichtslosem Egoismus“ (zit. nach Klee: *Kulturlexikon zum Dritten Reich*, S. 280). Im Frühjahr 1944 fiel Jannings beim Regime (insbesondere bei Goebbels) in Ungnade; man warf ihm vor, er verschanze sich, anstatt in Berlin zu drehen, lieber am Wolfgangsee (wo Jannings ein enorm großes Grundstück auf der Halbinsel gegenüber von ALHs

Bootshaus bewohnte). Jannings schreckte beim Erwerb seiner Latifundien auch „nicht davor zurück [. . .], die Notlage von rassisch Verfolgten auszunutzen" (Roček: *Die neun Leben*, S. 186). Zu Jannings siehe auch ebd., S. 184ff. Jannings-Biograf Frank Noack (Frank Noack: *Jannings*. München: Belleville 2009) weist darauf hin, dass sich Jannings zu Arbeitszwecken meist in St. Wolfgang aufhielt: „Jannings' Filme wurden ab 1930 fast alle am Wolfgangsee vorbereitet, d. h. die Drehbuchautoren mussten zu ihm kommen wegen Besprechungen, und dazu benötigte man natürlich Gästezimmer, am besten gleich Gästehäuser. Nach Berlin kam Jannings später nur noch zum Drehen" (ders.: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [E-Mail]. Berlin. 29. Mai 2010) – dort wohnte er dann (wie ALH) im noblen „Kaiserhof". – ALH war mit Jannings befreundet und fühlte sich ihm auch nach dem Krieg in Dankbarkeit verbunden: „Emil hat während des Krieges viel getan, mich den Klauen des Urviechs Hitler zu entreißen" (ALH an Carl Zuckmayer, 9. März 1946, zit. nach Lernet-Holenia/Zuckmayer: *Briefwechsel*, S. 32), und: „[. . .] ohne ihn würde ich nun wohl auf dem Balkan modern" (ebd., S. 34). Gemeint sind wohl die zahlreichen Drehbuchaufträge, die Jannings ALH zuschanzte, um ihn vor dem Fronteinsatz zu bewahren (vgl. S. 271, Anm. zu *den Drehbuchauftrag*). Jannings war allerdings nicht der Einzige, der ihn angeblich vor „dem Balkan" rettete: auch von Karl Heinrich Waggerl hat ALH dies behauptet (vgl. S. 320, Anm. zu *den Waggerl*).

des Herrn K.] Vermutlich Eryk Kollontay (1895–1974); er und seine Frau Odette (1911–1990) bewohnten das Grundstück neben ALHs St. Wolfganger Bootshaus und waren mit Pia von Hartungen und Otto Dressel, später auch mit ALH selbst befreundet (Manon-Marcelle Kohlhuber-Kollontay: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [Tonbandprotokoll]. St. Wolfgang. 16. Feb. 2011).

Aber der Wagen, der rollt] Kehrvers des deutschen Volkslieds „Hoch auf dem gelben Wagen", das die Unabwendbarkeit des Todes zum Inhalt hat.

Der Jean] Jean Lafaire.

Anny] Nicht ermittelt.

Waldi] ALHs Hund in St. Wolfgang, ein Langhaardackel (vgl. Abb. 10). In einem Brief aus dem Jahre 1948 an Carl Zuckmayer beschreibt ALH Waldi: „Waldi aber, der rechtmäßige Nachfolger Charlis, des von Zweigs Caspar über Deinen Flock bis zu mir systematisch Rassenentmischten [. . .] ist der ruhende Pol in dieser Bewegungen Flucht, und ob-

zwar vierzehnjährig, erfreut er sich bester Gesundheit“ (Lernet-Holenia/ Zuckmayer: *Briefwechsel*, S. 40).

Stutzi] ALHs Kater in St. Wolfgang.

Der Leu wird schon serieuser] Nicht ermittelt.

zu früh aufgehört] ALH bezieht sich vermutlich auf LS’ Äußerung „Ich werde das Gefühl nicht los daß es verkehrt ist jetzt schon von Dir getrennt zu sein“ (undatiertes Konzept, SteinFA).

dass der Glaube Berge versetzen könne] Bezug auf Mt 17,20: „Denn wahrlich ich sage euch: So ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so mögt ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin! so wird er sich heben; und euch wird nichts unmöglich sein.“

21) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 12. 8. 1939

Brief (1 S.), blaue Tinte

meine Cousine] Die Cousine ALHs hieß Peppina von Pátaky (Roček verwendet uneinheitliche Schreibweisen: die obige und Beppina von Pataky, s. Roček: *Die neun Leben*, S. 78 bzw. 118). Ihr ist Lernets Gedicht „Der Sommer“ gewidmet (ebd., S. 118).

Frau von Bodenlohe] Nicht ermittelt.

Apportel] Österr. für einen Gegenstand, der einem Hund zum Apportieren dient.

Volkswagen] NS-Deutschland hatte am 26. Mai 1938 die Grundsteinlegung des ersten Volkswagenwerks in Wolfsburg gefeiert. Die ersten Werksabteilungen waren allerdings erst im Herbst 1939 betriebsbereit.

die schweinischen R.] Nicht ermittelt.

22) Von Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Wien], 20. 8. 1939

Brief (1 S.) mit Kuvert, blaue Tinte

Anaximander] Griech. Philosoph aus Milet (ca. 610 v. Chr.–546 v. Chr.), Schüler und Nachfolger des Thales, verfertigte die erste griech. Erdkarte, einen Himmelsglobus und verfasste die erste die Natur erklärende Prosaschrift.

grüße Pia] Pia von Hartungen.

23) Von Maria Charlotte Sweceny, Lom [Bulgarien], 24. 8. 1939

Brief (2 S.), blaue Tinte

Dieser Brief ist das letzte Korrespondenzstück zwischen ALH und LS vor Teilnahme ALHs am Überfall der Deutschen Wehrmacht auf Polen. LS hielt sich zu Beginn des „Feldzugs“ noch in Bulgarien auf. Den nächsten erhaltenen Brief schreibt ALH dann schon „aus dem lieblichen Tarnow“. Dass dieser Brief überhaupt erhalten ist, liegt wohl daran, dass er ALH bei Pia von Hartungen, bei der er Ende August in Wien gewohnt hatte, nicht mehr erreichte und die Gastgeberin ihn an die Absenderin retournierte: ALH befand sich seit Ende August mit seinem Regiment auf dem Marsch nach Polen.

Lom, an der Donau] Stadt in Nordwest-Bulgarien am Südufer der Donau, an der Einmündung des gleichnamigen Flusses, nahe der Grenze zu Rumänien.

Gelsen] Österr. für Stechmücken.

die große Fahrt] Gemeint ist die gemeinsame Schiffsreise in die Karibik und nach Nordamerika im Januar/Februar 1939, siehe S. 231, Anm. zu *Prospekte und das Magazin*.

Häusl] Österr. ugs. für Toilette.

Werkern] Nicht ermittelt.

Batzschuhen] Wohl Überschuhe, Galoschen; Batz (österr.) = Schlamm, Dreck.

24) Alexander Lernet-Holenia an Maria Charlotte und Otto C. Sweceny, Tarnów, 14. 9. 1938 [Poststempel]

Postkarte (Duotone-Abb.: „TARNÓW. Z katedry. [Tarnau. In der Kathedrale]“), Bleistift

Diese Postkarte ist das erste im SteinFA überlieferte Lebenszeichen ALHs an LS (und Otto C. Sweceny) vom „Polenfeldzug“. Die Generalmobilmachung hatte am 25. August 1939 begonnen; der Abschied von Lotte liegt also mindestens drei Wochen zurück, ALHs Verwundung (am 2. September, dem zweiten Tag des „Feldzugs“) bereits knapp zwei (siehe auch S. 242, Anm. zu *Verwundung*).

Tarnów] Dt. Tarnau, Stadt im südöstl. Polen, ca. 90 km östlich von Krakau.

im Kriege] Im Ersten Weltkrieg. Für ALH war, wie für viele Angehörige seiner Generation, der Erste Weltkrieg der „Große Krieg“. Seine Erlebnisse während der beiden Kriege spielten sich an nahezu denselben Orten ab (vgl. Roček: *Die neun Leben*, S. 235f.). Auch die folgenden Briefe sind voller Erinnerungen an die mehr als zwanzig Jahre zurückliegenden Erlebnisse des jungen Kavalleristen. Vgl. auch Kap. 2.2.3.

25) An Maria Charlotte Sweceny, Zamość, 17. 9. 1939

Brief (1 S.), Bleistift

Zamość] Kreisstadt im Bezirk Lublin (heute Ukraine). An Lambert Binder schrieb ALH nach dem Krieg (Alexander Lernet-Holenia: Brief an Lambert Binder [WienB, Handschriftensammlung, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia (M09H), ZPH 630]. o. O. o. D.): „[. . .] endlich retablierten wir uns in Zamośź [recte: Zamość], welches eine geradezu lächerliche Ähnlichkeit mit Curacao in Westindien hat, wo ich im Januar/Februar des gleichen Jahres gewesen war.“ Die Stadt erlangte im weiteren Verlauf des Zweiten Weltkriegs traurige Berühmtheit: Im Rahmen der „Aktion Zamość“ sollten Teile des Bezirks durch die Ansiedlung „Volksdeutscher“ „germanisiert“ werden. „Reichsführer-SS“ Heinrich Himmler erklärte am 12. November 1942 Zamość zum „ersten deutschen Siedlungsgebiet“ (s. dazu Götz Aly/Susanne Heim: *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1995, S. 432–440 [„Das Projekt Zamość“]). Im März 1942 war im Kreis Zamość das KZ Belzec fertiggestellt worden, im April Sobibor und im Juli Treblinka (vgl. auch Raul Hilberg: *Die Vernichtung der europäischen Juden*. 10., durchges. u. erw. Aufl. Bd. 2. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag Januar 2007, S. 520ff.).

diverse Gefechte] Eine vom „Photohaus Schoft“ in St. Pölten produzierte Postkarte mit dem Titel „Feldzug in Polen [. . .] K.S.R. 10“, die sich im Nachlass LS’ (SteinFA) befindet, verzeichnet die Gefechte des 10. Kavallerie-Schützen-Regiments für den Zeitraum 1. September bis 25. Oktober 1939 (siehe Abb. 17 bzw. S. 37).

Verwundung] ALH wurde am 2. September 1939 bei Rabka leicht an der rechten Hand verwundet; ein sog. „Tausendguldenschuss“ (Roček: *Die neun Leben*, S. 227), der ihn zuerst ins Lazarett brachte und dann schließlich seine Beurlaubung ermöglichte.

verständige auch die andern] Bezieht sich wohl auf den Freundeskreis um Lotte und Walter Stein (vgl. Kap. 6.6.3).

Abwehrkampf in Kärnten] Im Zuge der Auflösung der Donaumonarchie verblieb das südöstliche Kärnten (einschließlich der Städte Klagenfurt und Villach) 1918/19 nach einem sog. Abwehrkampf und einer Volksabstimmung bei Österreich, statt an das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (späteres Jugoslawien) zu fallen. Es gibt „heute kaum noch schriftliche Dokumente über Lernets Teilnahme an den Abwehrkämpfen“ (ebd., S. 75). Bei Günther Berger ist nachzulesen, dass ALH für die Teilnahme an diesen Kämpfen das „Kärntner Kreuz“ verliehen wurde (Berger: Ein dichtender Grandseigneur, S. 95).

26) Alexander Lernet-Holenia an Maria Charlotte und Otto C. Sweceny, o. O. [Polen], 22. 9. 1939

Brief (4 S.), Bleistift.

Verwesung] „Alle Straßengräben waren voll Unrat, das ganze Land schien bei lebendigem Leibe in Verwesung übergegangen, von einem Hundert Soldaten standen nicht mehr zehn bei den Fahnen, es war der beispielloseste oder zumindest jäheste Zusammenbruch aller Zeiten“ (A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 172).

einer ganz hübschen polnischen Stadt] Nicht ermittelt.

an den San] Rechter Nebenfluss der Weichsel im heutigen Südostpolen.

eines Pans] Pan (poln.) = Herr.

Kowerski] Nicht mit Sicherheit ermittelt. Möglicherweise handelte es sich dabei um den poln. Offizier und „Special Operations Executive“-Agenten Andrzej Kowerski (1912–1988; siehe *Officering: Webster's Quotations, Facts and Phrases*. San Diego: ICON Group International 2008, S. 491).

gehatscht] Hatschen (österr.) = schleifend, schleppend gehen.

Wir essen [. . .] wohin das alles geht] „Von der vielen Bewegung in der Hitze und von dem wenigen Schlaf begannen die Leute, wenngleich sie fortwährend aßen, abzumagern [. . .]“ (A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 169).

Meine Hand] ALH war am 2. September an der rechten Hand verwundet worden (siehe S. 242, Anm. zu *Verwundung*).

das eigentlich Dichterische] In ALHs Auffassung des „Dichterischen“ – und bei der Bewertung seiner eigenen Arbeit – existiert eine klare

Hierarchie der Gattungen: An der Spitze steht die Lyrik, in weitem Abstand folgen Prosa und Drama. Hilde Spiel etwa hat über ALHs Lyrik geschrieben: „In seiner Lyrik überragt er turmhoch den Dramatiker und Romancier, läßt auch im Grunde nur gelten, was er in gebundener Rede vorgebracht hat“ (Hilde Spiel: Eine vielschichtige Figur [zuerst in: Hilde Spiel: *Die Dämonie der Gemütlichkeit – Glossen zur Zeit und andere Prosa*. München: List 1991, S. 214ff.]. In: Thomas Hübel/Manfred Müller [Hrsg.]: *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit*. Wien: Zsolnay 1997, S. 5–12, hier S. 7). Dieser von Spiel perpetuierten Selbsteinschätzung ALHs folgt – trotz zeitlichen Abstands – auch der Lernet-Biograf Roman Roček. Wie problematisch die Fortschreibung dieser konventionell-klassischen Kanonisierung ist, hat die neuere Forschung erkannt: „In jedem Fall entsteht aus der Perspektivierung des Lernetschen Werkes durch die Lyrik eine ungerechtfertigte Vereinseitigung und Schieflage, die schon quantitativ unhaltbar ist“ (Eicher/Gruber: Zwischen Poesie und Boulevard, S. 12).

27) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 26. 9. 1939

Brief (3 S.), Bleistift

boules de Mozart] Mozartkugeln (frz.).

„gescheckten Kübel“] Tarnfarbener Kübelwagen.

einen schrecklichen Hass gegen die Polen] Wenig später liest sich das jedoch anders; ein Umstand, der nahelegt, ALH schreibe hier mit Rücksicht auf die Zensur seiner Briefe: „Hier wurden von seiten der Polen auch Taten wirklicher Tapferkeit verrichtet. Es gab manche, vor allem Offiziere, die sich bis zum letzten zur Wehr setzten. Aber sie wußten noch nicht, daß sie längst verloren seien“ (A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 173); am Ende des Romans ist dann mit kaum verhohlener Empathie die Rede vom „unseligen, geschlagenen, zerschmetterten Polen“ (ebd., S. 222).

Wrania oder so ähnlich] das Vorbild für den „heldenhafte[n] Oberst Wranja“ (ebd., S. 221). Mit dieser – offenbar historischen – Figur stellt ALH eine Kontinuität zur Vorkriegs-Weltordnung altösterreichischer Prägung her: Wallmoden sympathisiert eindeutig mit einem, der „einst einer unserer eigenen österreichischen Offiziere“ (ebd.) war. Über den realen Wrania/Wranja konnte nichts ermittelt werden.

in der Etappe] Bezeichnung für das Hinterland der Front, in dem sich Versorgungsdienste und -einrichtungen etc. befanden.

von früher noch geliebten] Vgl. S. 242, Anm. zu *im Kriege*.

28) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 28. 9. 1939

Brief (2 S.), Bleistift.

Herrn Suhrkamp] Der Verleger Peter Suhrkamp (eigentlich Johann Heinrich Suhrkamp, 1891–1959) war u. a. in der Zeitschriftenredaktion des Ullstein Verlags tätig gewesen, bevor er 1933 in den S. Fischer Verlag eintrat. Ab 1936 übernahm er dessen alleinige Leitung und benannte ihn 1942 in Suhrkamp Verlag KG um. 1944 wurde S. von der Gestapo verhaftet und in das KZ Sachsenhausen verschleppt, im Februar 1945 jedoch wieder entlassen.

Carl Froelich] Filmregisseur und Produzent (1875–1953), drehte u. a. den ersten deutschen Tonfilm *Die Nacht gehört uns* (1929). Als Präsident der Reichsfilmkammer RFK (seit 1939) und „Reichskultursenator" unterstand er unmittelbar Reichskulturkammer-Präsident Joseph Goebbels (1897–1945). F., NSDAP-Mitglied seit 1933, führte bei rund 80 Filmen Regie, darunter auch *Ich war Jack Mortimer* (deutsche Premiere am 17. Oktober 1935 in Hamburg) nach dem gleichnamigen Roman ALHs (Berlin: S. Fischer 1933); rund 50 Filme produzierte er. Goebbels über F.: „Das beste Pferd im Stall" (zit. nach Klee: *Kulturlexikon zum Dritten Reich*, S. 167). Nach dem Krieg mit Berufsverbot belegt, wurde F. 1949 entnazifiziert, konnte aber an seine Erfolge aus der NS-Zeit und der Weimarer Republik nicht mehr anknüpfen.

zur Fertigstellung des Films Mona Lisa] Carl Froelichs *Mona Lisa* (mit Zarah Leander in der Hauptrolle) wurde nicht fertiggestellt; vgl. auch S. 234, Anm. zu *die Mona L.*

Leutnant [. . .] Schwadron] Leutnant in der Reserve, 10. Kavallerie-Schützen-Regiment, 7. Schwadron. Der 7. Schwadron gehört auch Wallmoden an (A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 99).

4. Sept] Die von der Hand LS' stammende Anmerkung enthält vermutlich einen – wegen des Monatswechsels naheliegenden – Datierungsfehler. Gemeint ist wohl der 4. Oktober.

29) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 30. 9. 1939

Brief (2 S.), Bleistift

auf Grund von ein paar] Das Wort „von" wurde nachträglich von ALH eingefügt.

in Bulgarien] LS und Otto C. Sweceny waren Ende August/Anfang September nach Sofia gereist. Am 20. August 1939 hatte LS an ALH geschrieben: „Meine Adresse in Sofia ist: Grand Hotel Bulgarie. Bulgarien. Dorthin könntest Du so lange schreiben bis ich Dir eine neue Adresse mitteile" (S. 100).

Leutnant M.] Nicht ermittelt.

Telefongespräch, um das ich Dich gebeten habe] Siehe Brief Nr. 28.

und den Freunden] Vgl. S. 243, Anm. zu *verständige auch die andern*.

30) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], o. D. [Ende Sept./Anfang Okt. 1939]

Brief (1 S.), Bleistift

ZUR DATIERUNG: LS hatte ALH Ende September Mozartkugeln zugesandt (siehe Brief Nr. 27), eine Datierung auf Ende September oder Anfang Oktober 1939 ist also naheliegend.

es regnet sehr] Das Wort „sehr" wurde nachträglich von ALH eingefügt.

Der Wahnsinnige Oberst] Nicht ermittelt.

Bug] Der Westliche Bug entspringt bei Lemberg und bildet heute im Mittellauf die Ostgrenze Polens zur Ukraine und zu Weißrussland.

niedergeprackt] Pracken (österr.) = schlagen, hier also etwa: niedergeworfen, besiegt.

Weichselkompott] Weichsel (österr.) = Sauerkirsche.

Erikas Magazin] Nicht erhalten. Gemeint ist die promovierte Kunsthistorikerin und Frau Milan Dubrovic' Erika Kriechbaum (ca. 1902–?).

31) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], o. D. [Ende Sept./Anfang Okt. 1939]

Brief (1 S.), Bleistift

ZUR DATIERUNG: Für die – relative – Datierung Ende Sept./Anfang Okt. 1939 spricht, dass ALH schreibt, es habe geregnet; im vorhergehenden Brief war noch vom „verregneten Polen" die Rede gewesen. Im nächsten Brief dankt ALH LS dann für das getätigte Telefonat, an das er sie im vorliegenden Brief nochmals erinnert.

Sándor] Alexander („Sándor") Hartwich (1888–1979), gemeinsam mit seiner Frau Trude langjähriger Freund ALHs. H. war Orthopäde

mit literarischen Neigungen (Milan Dubrovic nennt ihn einen „schriftstellernden Arzt“, siehe Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 264). Es war H., der, als ALH im Frühjahr 1945 wieder eingezogen werden sollte, durch eine Injektion bewirkte, dass dieser stattdessen ins Lazarett nach St. Wolfgang kam (vgl. ebd., S. 229ff., auch Roček: *Die neun Leben*, S. 244ff.). Die Freundschaft ging Ende der 1960er-Jahre zu Bruch (vgl. S. 75).

Lisa] Anna „Lisa“ Lafaire.

Maxens Hochzeit] Der Architekt Max Fellerer heiratete 1939 die Bühnenbildnerin Erni Kniepert. Fellerer und Kniepert bewohnten – wie LS und ihr Mann – das Herrengassen-Hochhaus.

32) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], o. D. [erste Oktoberhälfte 1939]

Brief (5 S.), Bleistift

ZUR DATIERUNG: ALH hat die weitere Mozartkugel-Lieferung, um die er LS gebeten hatte (siehe Brief Nr. 30), erhalten – daher vermutlich erste Oktoberhälfte 1939.

vom Telefongespräch] Siehe Brief Nr. 28.

Lisa] Anna „Lisa“ Lafaire.

gloves] Handschuhe (engl.).

Rasierklingen] Siehe Brief Nr. 37.

Demel] Berühmte Konditorei („k. u. k. Hofzuckerbäcker“) am Kohlmarkt in Wien. In ihrer unmittelbaren Nachbarschaft befand (und befindet) sich die Buchhandlung Manz; für Manz-Gesellschafterin LS, die zudem gleich um die Ecke im Hochhaus Herrengasse wohnte, also ein Katzensprung.

ebenso gut edel wie unedel] LS schreibt in einem undatierten Konzept, eindeutig auf diese Überlegungen Bezug nehmend: „Kann gelebtes Leben mit allen Konsequenzen edel sein? Ich erwarte keine ausführliche Antwort von Dir. Mir tut es ganz gut das alles einmal zu formulieren und wenn es Dich nicht langweilt bedenk es einmal“ (SteinFA).

Brief an Ullstein] Vermutlich ging es in diesem Brief – wie im erwähnten Telefonat, das ALH LS mit Carl Froelich zu führen bat (siehe Brief Nr. 28) – um einen Drehbuchauftrag, der die Beurlaubung ALHs ermöglichen sollte.

33) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 4. 10. [1939]

Brief (3 S.), Bleistift

Mansion] Herrenhaus, Villa (engl.).

34) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 5. 10. 1939

Brief (2 S.), Bleistift

in der Mitte aber doch eher dick] Die Worte „aber doch eher dick“ wurden nachträglich von ALH eingefügt.

Westfront] Hitler hatte bereits Ende September angekündigt, nach Polen auch die Westmächte anzugreifen. Im Mai und Juni 1940 eroberte die Wehrmacht die Beneluxstaaten und Frankreich.

diese rätselhaften zwanzig Jahre der Nachkriegszeit] „Wie lange doch diese Zeit, die nur einundzwanzig Jahre gedauert hatte, gewesen war, wie unendlich lange! Es war, als entfalte sie sich unter der Zeitlupe wie eine Blüte mit unzähligen Blättern“ (A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 149).

Sonja Reitler] Daten nicht ermittelt. ALH hatte – nach dem Verlust seiner Wohnung in der Argentinierstraße (siehe S. 229, Anm. zu *in Wien keine Wohnung mehr*) – offenbar ein Zimmer oder eine kleine Wohnung bei eben jener Sonja Reitler bezogen. Das legt ein Briefkonzept LS' an ALH vom Anfang Okt. 1939 nahe, in dem es heißt: „Gestern ging ich so um die Zeit des dunkel werdens [sic!] zu Deinem Herrn Sedlak wegen der Kappe [vgl. S. 114]. Den selben Weg den ich vorigen Herbst so oft gegangen bin zu den Reitlers, zu Dir“ (SteinFA). Alois Sedlak, ALHs Wiener Schneider (siehe S. 262, Anm. zu *Sedlak)*, hatte sein Geschäft am Kärntner Ring 14.

35) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 9. 10. 1939

Brief (4 S.), Bleistift

36) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], o. D. [10. 10. 1939]

Brief (3 S.), Bleistift

Zur Datierung: Im nächsten Brief schreibt ALH an LS: „Zudem verfüge ich ab Dienstag über ein kleines Arsenal von Reitstiefeln [. . .]“

(S. 116) – gemeint sind das zweite (eigentlich: dritte) Paar Stiefel, dessen Ankunft er im vorliegenden Brief bekanntgibt, dasjenige, mit dem er den „Feldzug“ angetreten hatte, sowie das Paar, von dessen Erhalt er LS am 5. Oktober 1939 berichtet hatte (siehe Brief Nr. 34). Davon ausgehend, dass „ab“ – wie im Österr. nicht unüblich – als „seit“ zu verstehen ist, lässt sich der Brief auf Dienstag, den 10. Oktober 1940 datieren. Auch die beiden Postskripta legen die zweite Oktoberwoche 1939 (9. bis 15.) als Zeitraum des Verfassens nahe (s. Anm. zu *Inhalt der Führerrede* weiter unten). Am 19. Oktober 1939 erkundigt sich ALH nach der im vorliegenden Brief bestellten Kappe (siehe Brief Nr. 39).

einen Kavalleriegelben Zacken] Die Waffenfarbe der Kavallerie war goldgelb.

das gewisse Stadt-Kappl] Der Zusatz „Stadt-“ wurde nachträglich von ALH eingefügt.

das mit der Silberkordel] Das Wort „das“ wurde nachträglich von ALH eingefügt.

Inhalt der Führerrede] Hitler bot am 6. Oktober 1939 in seiner Reichstagsrede zum Abschluss des Überfalls auf Polen den Westmächten einen Frieden an, der die Revision des Versailler Vertrags vorsah. Großbritannien nahm das Angebot bekanntermaßen nicht an.

37) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 14. 10. [1939]

Brief (6 S.), Bleistift

‚Dame‘] *Die Dame. Illustrierte Frauen-Zeitung* erschien von 1911 bis 1943 im Ullstein Verlag Berlin. Sie war „Anfang des 20. Jahrhunderts eine der exklusivsten Zeitschriften in Deutschland. Neben Mode wurden Kosmetik, Luxusgüter und elegante Dinge thematisiert. Aber auch Fortsetzungsromane und Feuilletons fanden darin Platz. Galt ‚Die Dame‘ bis Mitte der Dreißiger Jahre als mondänes Journal mit internationalem Flair, war sie spätestens Anfang der Vierziger Jahre zwar nach außen hin nach wie vor eine luxuriöse Zeitschrift, doch der nationalsozialistische Einfluss blieb nicht unbemerkt“ (Tanja Fabian: *Analyse der Zeitschrift „Die Dame“ 1932–1941*. Universität Wien: Dipl. 2006, hier Abstract). Otto F. Beer schreibt, die „Dame“ sei eine Zeitschrift gewesen, „deren erlesener literarischer Geschmack mit heutigem Illustriertenmaßstab nicht zu messen“ und die durchaus auch von Soldaten gelesen worden sei (Beer: Lernet im Mars, S. 45). MW wurde 1940/41 in der „Dame“

vorabgedruckt. „[...] Soldaten, denen die herkömmlichen Propagandaschilderungen nicht zusagten, fanden hier ein weit wahreres, weil menschlicheres Bild der Kämpfe im Osten" (Beer: Lernet im Mars). 1943 wurde die Zeitschrift eingestellt.

Geoffroi Rudel] Jaufré Rudel, provenzalischer Troubadour aus Blaye (um 1120–1147), „schrieb [...] Melodien sowie vom Motiv der ‚Fernliebe' (‚amor de lonh') zu einer idealen Frau geprägte Texte" (Brockhaus Enzyklopädie Online. URL: www.brockhaus-enzyklopaedie.de, Eintrag „Jaufré Rudel", abgerufen am 23. Juli 2009).

Bertrand de Borne] Bertran de Born, Troubadour aus dem Périgord (um 1140 – vor 1215). „In seinen [...] Dichtungen [...] verherrlicht er den Krieg und setzt die Dichtung als politische Waffe ein" (ebd., Eintrag „Bertran de Born", abgerufen am 23. Juli 2009). „Lernet-Holenia hat ein geradezu erotisches Verhältnis zu der Formensprache [...] der altprovenzalischen Dichtung" (Roček: *Die neun Leben*, S. 82).

bei Heine] Heinrich Heines Gedicht *Geoffroy Rudel und Melisande von Tripoli* erschien 1846.

Rostand] Das Schauspiel *La Princesse Lointaine* von Edmond Rostand (1868–1918) erschien 1898 (dt. *Die Prinzessin im Morgenland*).

Eden] Sir Robert Anthony Eden, Earl of Avon (1897–1977), wurde 1939 in die Regierung als Staatssekretär für die Dominions berufen und war im Kabinett Winston Churchills (1940–45) zunächst (Mai 1940) Kriegs-, dann (Dezember 1940) wieder Außenminister.

Vorstehhunde] Jagdhunde, die „vorstehen", also dem Jäger das Wild anzeigen können.

Saurma] Poln. Adelsfamilie (Saurma-Jeltsch).

freilich nicht das Amt] Das Wort „freilich" wurde von ALH nachträglich eingefügt.

die vielen dämlichen Motoren] ALH, Dragoner des Ersten Weltkriegs und passionierter Reiter, verleiht in den Briefen an LS an mehreren Stellen (siehe auch S. 164) seinem Bedauern über die Motorisierung der Armee Ausdruck; eine Einstellung, die er mit dem Protagonisten des MW, Wallmoden, teilt: „Früher, wenn Geschwader sich auf den Marsch begeben hatten, war es mit dem Rauschen unzähliger Hufe geschehen [...]. Nun tosten die Motoren" (A. Lernet-Holenia: *Mars im Widder*, S. 100) – „fachliche[ ] Bedenken eines elitären ‚Herrenreiters' angesichts des motorisierten Bewegungskrieges der faschistischen Moderne" (Ruthner: Fatale Geschichte[n] im „Zwischenreich", S. 11). Carl Zuckmayer meint, ALH habe „[...] wenigstens zu Beginn des Feldzugs, als Kaval-

lerist noch eine gewisse Schönheit des kriegerischen Vorgangs erlebt [...]“ (Carl Zuckmayer: Die Siegel des Dichters [Ausschnitt] [zuerst in: *Alexander Lernet-Holenia. Festschrift zum 70. Geburtstag des Dichters*. Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1967, S. 7–13]. In: Thomas Hübel/Manfred Müller [Hrsg.]: *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit*. Wien: Zsolnay 1997, S. 31–32, hier S. 32). Noch im Jahr 1973 beklagt ALH – anlässlich einer im Fernsehen übertragenen Hochzeit – in einem Brief an Letzteren den Verfall der Kavallerie: „Mit der Kavallerie ist's nichts mehr: die Pferde schlagen mit den Köpfen und fallen aus dem Trab in den Galopp. Nun ja, allzu oft werden wir dergleichen, fürcht' ich nicht mehr sehen“ (ALH an Carl Zuckmayer, 14. November 1973, vgl. Lernet-Holenia/Zuckmayer: *Briefwechsel*, S. 122).

die Freunde] Vermutl. die Freunde Milan Dubrovic, Erika Kriechbaum, Alexander Inngraf, Hans A. Vetter und Max Fellerer (vgl. Kap. 6.6.3).

38) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 16. 10. [1939]

Karte, Bleistift

ZUR DATIERUNG: Der vorhergehende Brief vom 14. Oktober 1939 könnte sowohl von seiner Länge als auch von den Inhalten her (es geht u. a. um Rasierklingen, Nahrungsmittelsendungen etc.) mit dem „langen Brieflein“, von dem ALH hier schreibt, identisch sein (wenngleich er zwei Tage vorher geschrieben wurde und nicht „gestern“). Das Stichwort „Spratzern“ erhärtet diese Annahme: ALH hat offenbar Alexander Hartwich gebeten, auf seine in der Kaserne zurückgebliebenen Sachen achtzugeben, da er (ALH) sich ja in Polen befindet. Auch dass ALH LS bittet, die Drogeriewaren einstweilen aufzuheben, deutet darauf hin, dass ALH einstweilen ohne feste Adresse ist.

Spratzern] Katastralgemeinde St. Pöltens im heutigen Niederösterreich, damals „Gau Niederdonau“. In der Mariazeller Straße befindet sich bis heute die (2006 aufgelassene) Kopal-Kaserne (nach Karl von Kopal [1788–1848]), in der ALHs Kavallerie-Schützen-Regiment Nr. 10 stationiert war.

39) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], 19. 10. 1939

Brief (1 S.). blaue Tinte

Das Geheimnis Sankt Michaels] Berlin: S. Fischer 1927.

die Kappe] „[. . .] bitte sende mir eine Offizierskappe, Kopfweite 56 [. . .]" (S. 114).

40) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Polen], o. D. [21. 10. 1939]

Brief (2 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Dass ALHs Regiment nach St. Pölten zurückkehrt, lässt auf das Jahr 1939 und somit auf das Ende des „Polenfeldzugs" schließen – Tag und Monat lassen sich leicht durch die Tatsache, dass ALH Geburtstag hat, bestimmen. Die nun folgende große Lücke in den Briefen bis zum 20. Juni 1940 (Brief Nr. 42) – einzige Ausnahme: der Brief vom 29. Dezember 1939 (Nr. 41) – ist leicht zu erklären: Das Paar sah sich nach der kriegsbedingten Trennung viel und lange und brauchte sich daher nicht zu schreiben. Von 28. Oktober 1939 bis zum 13. Juni 1940 hielt ALH sich – mit Unterbrechungen – in Wien auf, eine Tatsache, die durch Meldungen im Hotel Imperial für diesen Zeitraum gut dokumentiert ist (Meldeunterlagen WStLA; vgl. auch Berger: Ein dichtender Grandseigneur, S. 102 FN 76). Einzig in den Tagen um Silvester 1939/40, die ALH in St. Wolfgang verbrachte (siehe Brief Nr. 42), in den Wochen zwischen 17. Februar und 7. März 1940 (in denen LS auf Kur war, wie Briefe ihres Mannes Otto C. Sweceny an sie im SteinFA belegen) und in der Woche vom 7. bis 14. April 1940 war ALH dort nicht gemeldet.

nach St. Pölten zurück] ALHs Regiment war dort stationiert. Der Überfall auf Polen war am 6. Oktober mit dessen Kapitulation zu Ende gegangen. Ende Oktober wurden dann die meisten Regimenter – so auch dasjenige ALHs – wieder abgezogen.

Diese Sache in Berlin] ALH hatte Ende September den Filmproduzenten und Regisseur Carl Froelich darum bitten lassen, ihn für die Fertigstellung des Films *Mona Lisa* nach Berlin anzufordern (siehe Brief Nr. 28).

41) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 29. 12. 1939 [Poststempel]

Brief (2 S.) mit Kuvert, blaue Tinte

bei Emil] Emil Jannings.

am Roman weitergeschrieben] Vermutlich handelt es sich bei diesem Roman bereits um MW, an dem ALH Mitte Dezember – noch unter dem Titel *Die blaue Stunde* – zu arbeiten begonnen hatte und den er nach nur zwei Monaten am 15. Februar 1940 fertigstellte.

Leutnant von Freusburg] Nicht ermittelt.

dem Bankó] Robert Bankó (Lebensdaten nicht ermittelt), ein Militär.

Die ‚widerspänstigen Pauren'] Bezug nicht ermittelt.

einige Biffkes] Wohl „Piefkes" (österr. Ugs.), abwertende, in ganz Österreich auch heute noch geläufige Bezeichnung für damals Reichs-, heute Bundesdeutsche. Der Begriff hat seinen Ursprung bei Johann Gottfried Piefke (1815–1884), einem preußischen Kapellmeister aus der Zeit der Schlacht von Königgrätz (siehe u. a. Joachim Riedl: Der ewige Piefke. In: *Die Zeit*, 23. Aug. 2007).

Schafbergwärts] Der 1.783 m hohe Schafberg erhebt sich im Nordosten St. Wolfgangs (vgl. Abb. 18).

was die Hasen machen] Vgl. Kapitel 2.2.7.

42) An Maria Charlotte Sweceny, Attnang-Puchheim, 20. 6. [1940]

Postkarte (japanisches Bildmotiv), blaue Tinte

Der Abstand zum vorhergehenden Brief vom 29. Dezember 1939 ist wieder damit zu erklären, dass das Paar sich in diesem halben Jahr fast durchgehend am selben Ort aufhielt und sich somit häufig sah. ALH war im ersten Halbjahr 1940 überwiegend im Wiener Hotel Imperial gemeldet: 2. Januar bis 17. Februar, 7. März bis 7. April, 14. April bis 13. Juni 1940 (Meldeunterlagen WStLA); LS wiederum wird ALH das eine oder andere Mal nach St. Wolfgang begleitet oder ihn dort besucht haben.

Attnang] Attnang-Puchheim, Stadt in Oberösterreich an der Westbahn, Umsteigebahnhof für Züge ins Salzburgische.

auf diesem Bild] Die Bildseite der Postkarte zeigt ein japanisches Motiv, bei dem es sich möglicherweise um die Darstellung eines Pferderennens handelt.

43) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [22. 6. 1940]

Brief (4 S.), blaue Tinte

Zur Datierung: Der Tag Waffenstillstandsverhandlungen von Compiègne (22. Juni 1940) und die Sommersonnenwende (21. Juni) lassen die genaue Datierung des Briefes auf den 22. Juni 1940 zu.

Rössl] Hotel „Weißes Rössl“ in St. Wolfgang am Wolfgangsee, siehe S. 234, Anm. zu *im Rössl im Kreise der Besitzer*.

Waffenstillstandsverhandlungen [. . .] von Compiegne] Der Waffenstillstand von Compiègne wurde Frankreich am 22. Juni 1940 vom Deutschen Reich diktiert. Mit ihm trat das Vichy-Regime an die Stelle eines souveränen Frankreichs.

General Kuntzinger [sic!]] General Charles Huntziger (1880–1941), unterzeichnete für die frz. Seite – unter Protest – den Waffenstillstand (s.o.).

Marschalls Foch] Ferdinand Foch (1851–1929), berühmter frz. Marschall des Ersten Weltkriegs.

das Unrecht von Versailles] Der am 28. Juni 1919 unterzeichnete Friedensvertrag von Versailles beendete formell den Kriegszustand zwischen dem Deutschen Reich und den Mächten der Triple Entente und ihren Verbündeten. Die damit verbundenen Gebietsabtretungen und Reparationszahlungen wurden in weiten Kreisen als „Unrecht“ empfunden.

Eva Vollbach] 1914–1983, ALHs spätere Ehefrau (die beiden heirateten am 17. November 1945). Über die Ehe ALHs mit Eva Vollbach schreibt Lernets Biograf (in Anspielung auf den Film *Die große Liebe*, die er das „Hochzeitscarmen“ ALHs für seine spätere Frau nennt, vgl. Roček: *Die neun Leben*, S. 237, Bildlegende): „Es war mit Sicherheit keine ‚große Liebe‘ von seiner Seite mit im Spiel [. . .].“ Von Eva Vollbach wiederum ist zu lesen: „[. . .] bei Männern hat mich immer nur das Aussehen, nie Geist, Gemüt und Charakter interessiert“ (Eva Lernet-Holenia: Brief an Hilde Spiel [ÖLA, Nachlass Hilde Spiel, 15/91, Mappe 1 (1951–1959)]. Wien. 19. Mai 1958). Roček datiert den Beginn des Verhältnisses von ALH und Eva Vollbach schon auf den Januar 1941 (Roček: *Die neun Leben*, S. 238, 243). Allerdings irrt Roček, wenn er annimmt, ALH habe Eva Vollbach erst im Januar 1941 kennengelernt; dies geschah, wie der vorliegende Brief beweist, offenbar bereits im Juni 1940 – oder gar schon „[v]or dem Krieg“, wie Berger schreibt (Ein dichtender Grandseigneur, S. 102).

Kriemhilde] ALH nimmt hier auf die 39. (und letzte) Aventiure des Nibelungenlieds, die nur Etzel und Dietrich überleben, Bezug. Die Nibelungensage spielt in ALHs Roman *Der Mann im Hut* (S. Fischer 1937)

eine Rolle, wo der Abenteurer Nikolaus Toth ein Hügelgrab mit den Leichnamen der Nibelungen entdeckt. Der Zusammenhang, in dem ALH hier den Untergang der Nibelungen erwähnt, ist brisant: Es wäre nicht das erste Mal, dass er in der Briefen endzeitliche Motive aus Mythos und Literatur in einem Atemzug mit Krieg und NS-Regime verwendet (vgl. S. 53f.).

44) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [ca. 26. 6. 1940]

Brief (4 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Die Formulierung „in Frankreich ist der Krieg [. . .] zu Ende" verweist auf den Waffenstillstand von Compiègne (22. Juni 1940); ein Briefkonzept von LS an ALH vom 28. Juni 1940 nimmt auf die Geschichte vom Schwein der Frau Hecht und den „sadistischen" Waldi Bezug – der vorliegende Brief wird also um den 26. Juni herum entstanden sein.

hier bei Emil] Emil Jannings.

auf dem Geleise] Die Schafbergbahn, Österreichs steilste Zahnradbahn, ist seit 1893 in Betrieb.

den Hasen hier eine Mitteilung zu machen] Vgl. Kapitel 2.2.7.

Frau Hecht] Die Zusammenhänge, in denen dieser Name in den Briefen ALHs und den Konzepten und sonstigen Aufzeichnungen LS' (im SteinFA) fällt, legt nahe, dass es sich dabei um ALHs Haushälterin handelt.

Dr. C.] Nicht ermittelt; wohl identisch mit jenem Colbatzky, der in einigen anderen Briefen in Berliner Zusammenhängen genannt wird.

45) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [ca. 28. 6. 1940]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Die „Geschichte mit den Elefanten", auf die ALH hier Bezug nimmt, schrieb ihm LS Ende Juni 1940 aus Salzburg. ALH bezieht sich im Brief an LS vom Anfang Juli 1940 (Brief Nr. 46) nochmals darauf.

die Geschichte mit den Elefanten] Vgl. S. 256, Anm. zu *die Nachricht vom schaukelnden Elefanten*.

Entwurf zum ‚Sokrates'] Nicht ermittelt.

46) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [1. 7. 1940?]

Brief (5 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: ALH reagiert mit diesem Brief auf LS' wohl am 28. Juni 1940 verfassten – nicht erhaltenen – Brief, zu dem ein Konzept vom gleichen Tag existiert. Darin schreibt LS: „Theoretisch könnte ich Ende nächster Woche, sagen wir 4. oder 5. Juli fahren oder erst wieder um d. 15., weil ich dazwischen nicht baden könnte u. überhaupt, wenn mir nicht gut ist, bin ich mir u. d. anderen eher unangenehm" – offenbar wollte LS während ihrer Periode nicht zum Baden nach St. Wolfgang kommen. ALHs „etwa Mitte der Woche" legt die mit dem 1. beginnende Juli-Woche 1940 nahe, evtl. auch den 30. Juni.

wegen des Films] Um welches Filmprojekt es sich hierbei handelt, konnte nicht ermittelt werden – möglicherweise noch immer um *Mona Lisa* für Carl Froelich (siehe auch S. 245, Anm. zu *zur Fertigstellung des Films Mona Lisa*, und S. 234, Anm. zu *die Mona L.*).

sekkieren] Österr. für belästigen, quälen.

Zimmerlein [. . .] für Dich] Ein Zimmer in Lernets Haus war für LS offenbar – trotz der Intimität der Beziehung – keine Selbstverständlichkeit; Roček weist darauf hin, dass „in seinem Haus selbst [. . .] nur ganz wenige auserwählte wohnen" durften (*Die neun Leben*, S. 191).

Grand-Hotel] Nicht mehr bestehendes St. Wolfganger Hotel auf der „Rösslwiese" bei der Schafbergbahn.

ans andre Ufer] Dort wohnte u. a. Emil Jannings, vgl. S. 238, Anm. zu *Emil*.

die Nachricht vom schaukelnden Elefanten] LS hatte ALH von einem Salzburgaufenthalt geschrieben, bei dem sie unvermutet auf einen Zug von Elefanten gestoßen war (Salzburg hat einen Zoo): „Wie ich nach meiner Ankunft zur Lanzin [Grete Lanz, C. D.] gehen wollte, kam mir eine ganze Herde Elephanten entgegen, in einer langen Reihe, hintereinander zogen sie, von Reitern mit Bootshaken dirigiert, durch die lieben schmalen Gasserln von Salzburg. Es war als ob die Stadt, die Häuser und die Menschen nun völlig Kinderspielzeugartig [sic!] eingeschrumpft wären gegen diese unförmigen Kolosse. Es war völlig traumhaft. Das Unwahrscheinlichste schien einzig wirklich. Ich bin weit mit ihnen mitgegangen, ein bißchen schwindlig von ihrem Schwanken und dann waren sie auf einmal nicht mehr da. [. . .] die Augen in den gesenkten Schädeln waren rot und zu Boden gerichtet, auf's äußerste konzentriert

auf eine unverständliche Aufgabe, und nur die Rüssel spielten scheinbar unbeteiligt und beweglich mit dem Schwänzchen des vor ihm gehenden Elefanten, oder sonst ziellos in der Luft herum. [. . .] Das sonderbarste aber war das trockene Wischen der schweren Füße am Pflaster. Gegen dieses Urgeräusch schien der Lärm der Stadt gestorben“ (Undatiertes Konzept [Ende Juni 1940], SteinFA).

in der Ried] Ortsteil von St. Wolfgang (vgl. Abb. 18).

Kleinod im Lotos] In dem bereits oben erwähnten Konzept vom 28. Juni 1940 schreibt LS: „Vielleicht aber solltest Du wirklich noch eine Zeit wirklich nur für Dich da sein u. wie ein Yoghi Deinen Nabel betrachten in edler Selbstversenkung. Ich weiß es nicht.“

nicht ganz au fait] LS hatte für diesen Zeitraum ihre Periode angekündigt; siehe oben, „Zur Datierung“.

der Erika ihrem Muscha] Vermutlich Erika Kriechbaum, die Gefährtin und spätere Frau Milan Dubrovic’. „Muscha“ könnte eine Koseform von Milan sein.

Betrachtung aller dieser Dinge] Das Wort „dieser“ wurde nachträglich von ALH eingefügt.

für die Schaukler] Nicht ermittelt.

N. spricht] Nicht ermittelt.

dem Rosche sein Pendant] Nicht ermittelt.

47) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 2. 7. [1940]

Brief (4 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: ALH hat den Brief auf den 2. Juli datiert; das Jahr 1940 ergibt sich mit einiger Gewissheit aus dem Zusammenhang: „Ich erwarte in Bälde die Nachricht von den Filmleuten [. . .]“ – das tut er auch in den beiden nächsten Briefen (am 6. Juni ist der Brief dann da). Auch die bevorstehende Ankunft LS’ – alleine oder gemeinsam mit ALH auf der Rückreise von Wien – wurde bereits im vorhergehenden Brief thematisiert.

mein Brieferl erhalten haben] Vermutlich ist der vorhergehende Brief (Nr. 46) gemeint.

mit Hans] Wohl Hans Adolf Vetter (1897–1963). Vetter gehörte zum engsten Freundeskreis der Swecenys und war häufiger Gast in Hochrotherd. Nach seiner Emigration nach London im August 1938 hielt er insbesondere mit LS – die er „Laetitia“ und „süße Schwester“ nannte – engen brieflichen Kontakt (einige dieser Briefe sind im SteinFA

erhalten). V. war der Sohn Adolf Vetters (vgl. S. 224, Anm. zu *Vater Vetter*); er studierte bei Josef Frank und Oskar Strnad Architektur und war in Wien als Architekt und Publizist tätig, bis er 1938 seiner jüdischen Frau Jadwiga Orsul wegen seines Amtes enthoben wurde. Die Swecenys waren dem flüchtenden Ehepaar bei der Auflösung ihrer Wohnung behilflich. 1948 erhielt V. schließlich einen Ruf an das Carnegie Institute of Technology in Pittsburgh, wo er bis zu seinem Tod lehrte. V.s Briefe an LS sind von großem Humor und tiefer Verbundenheit, aber auch von tiefem Heimweh geprägt. Milan Dubrovic würdigte den vielseitigen „Architekturphilosophen" und Freund in seiner *Veruntreuten Geschichte* als umfassend gebildet, sozial überaus begabt, voll von Witz und Begeisterungsfähigkeit; er zitiert zu dessen Charakterisierung aus einer Würdigung der *Carnegie Review*: „Niemand, der einmal mit Hans Vetter zusammentraf, ist der gleiche geblieben, sei es als Student, als sein Kollege oder als sein Freund" (*Veruntreute Geschichte*, S. 147). Otto C. Swecenys Vater Otto war mit einer gebürtigen Vetter, Clara (1870–?), verheiratet; deren Vater wiederum war Adolf Karl Vetter (1843–1914). Eine Verwandtschaft zwischen diesen Vetters und Hans A. Vetter konnte nicht ermittelt werden, dessen zweiter Vorname Adolf legt eine solche jedoch nahe. Clara könnte etwa die Schwester von V.s Vater Adolf Vetter (vgl. S. 224, Anm. zu *Vater Vetter*) gewesen sein. Zu V. siehe vor allem auch www.architektenlexikon.at/de/664.htm.

Roman für die „Wehrmacht"] Die NS-Zeitschrift *Die Wehrmacht* erschien 1936–1944 in Berlin. In ihr fanden sich u. a. Propaganda-Artikel, Rätsel, aber auch Roman-Vorabdrucke. Seit Februar 1938 wurde die Zeitschrift vom Oberkommando der Wehrmacht (OKW) herausgegeben; „Hauptschriftleiter" war Bernd E. H. Overhues. Im Oktober 1941 erschien dort eine Frühfassung von BS als Vorabdruck (vgl. S. 236, Anm. zu *das 4te Kapitel des ‚Doppelgängers'*).

Olga] Olga Leitner.

einen Hasen] Vgl. Kapitel 2.2.7.

48) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [ca. 4. 7. 1940]

Brief (1 S.), blaue Tinte

Zur Datierung: Ausgehend von der Datierung des Briefs Nr. 46 könnte sich die Formulierung „vom Dienstag, vermute ich" auf den 2. Juli

1940 beziehen. ALHs Antwort darauf – der vorliegende Brief also – dürfte, dieser Annahme folgend, ungefähr am 4. Juli verfasst worden sein.

Die Milan-Sache] Bezieht sich vermutlich auf Milan Dubrovic (1903–1994). D. – Mitbegründer und Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* und von 1953–1970 Kultur- und Presseattaché an der österr. Botschaft in Bonn – war mit der Kunsthistorikerin Erika Kriechbaum liiert (die wie die Swecenys im Hochhaus in der Herrengasse wohnte); das Paar heiratete am 17. Dezember 1953 (Standesamt Wien-Innere Stadt: Heiratsurkunde für Erika Kriechbaum und Milan Dubrovic. Nr. 1331/53 [WienB, Handschriftensammlung, Nachlass Milan Dubrovic, ZPH 944, Archivbox 15]. Wien. 17. Dez. 1953).

49) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 5. 7. [1940]

Brief (2 S.), blaue Tinte

50) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [ca. 6. Juli 1940]

Brief (2 S.), blaue Tinte

Zur Datierung: ALH hat LS' Brief vom 4. Juli wohl ein oder zwei Tage später erhalten und gleich beantwortet; der 10. Juli fiel 1941 auf den Mittwoch.

von der Sackville-West] Victoria Mary („Vita“) Sackville-West (1892–1962), englische Schriftstellerin. Ihre Biografie der Johanna von Orléans (*Saint Joan of Arc*) war 1936 erschienen.

Gemeinheiten der Engländer] Der britische Premierminister Winston Churchill hatte im Frühsommer seine berühmten Reden „Blood, toil, tears, and sweat“ (14. Mai) und „We shall fight on the beaches“ (4. Juni) gehalten. Seit Mai flog die Royal Air Force Luftangriffe auf deutsche Städte.

51) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Ende Aug. 1940]

Brief (2 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Der Brief lässt sich mithilfe des auf den 4. September 1940 datierten Briefes (Nr. 53), in dem ALH auf seinen – vermutlich während LS' Aufenthalt ab dem 10. Juli (Nr. 50) in St. Wolfgang mündlich erteilten – Auftrag, ihm in Wien einen Band Adalbert Stifter zu besorgen, Bezug nimmt, auf den späten August 1940 datieren – ebenso wie der nächste Brief (Nr. 52), in dem ALH ähnlich wie im vorliegenden nach LS' diesbezüglichen Rechercheerfolgen fragt. Die Vorbereitungen, die ALH im vorhergehenden Brief traf („Nun werde ich Dir ein feines Zimmerlein nehmen [. . .]"), deuten darauf hin, dass LS für einige Zeit nach St. Wolfgang kam. Gut möglich, dass sie – die es gewohnt war, für Wochen, ja Monate auf Sommerfrische zu gehen – den größten Teil des Sommers in St. Wolfgang verbrachte. Dies würde den recht großen Abstand zum vorgehenden Brief erklären.

Minister Rust] Bernhard Rust (1883–1945), von 1933–1945 Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Das in seiner Amtszeit erlassene „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" hatte die Emigration zahlreicher (vor allem jüdischer) Wissenschaftler zur Folge.

Regierungspräsidenten von Salzburg] Dr. Albert Reitter (1895–1962), Regierungspräsident und Gauhauptmann (1939–1945), ursprünglich Rechtsanwalt, galt als sehr kulturinteressiert. Zu R. siehe Heinz Dopsch/ Hans Spatzenegger (Hrsg.): *Geschichte Salzburgs – Stadt und Land*. Salzburg: Verlag Anton Pustet 1981–1991, S. 1120, 1151, 1157, 2387, 2527f.

Schalk] Anton Schalk (1868–1951), trat 1902 gemeinsam mit Gleichgesinnten aus der „Alldeutschen Vereinigung" Georg Ritter von Schönerers aus und gründete mit ihnen die „Freialldeutsche Vereinigung" (ab 1903 „Deutschradikale Partei"). Die „Deutschradikalen" bzw. „Alldeutschen" setzten sich für eine Vereinigung aller Deutschsprachigen unter der Führung Preußens ein.

Schönerer] Georg Ritter von Schönerer (1842–1921), deutschnationaler Politiker, übte u. a. großen Einfluss auf Adolf Hitler aus (vgl. Birgitte Hamann: *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*. München: Piper 1996, S. 337–363).

Tschau] „Den Rekord an Popularität [in St. Wolfgang, C. D.] aber hält nach wie vor Emil Jannings. – – Hier ist es am schönsten. Zwischen Bäumen der See, den Abschluß des Panoramas bilden die weißen Steinhalden des Toten Gebirges. [. . .] – – Jeden Morgen um sechs geht es im Bademantel hinunter zum See. Mit einem Satz sind er und seine beiden Chow-Chow im Wasser" (Karl Kraus: In einer Nummer. In: *Die Fackel*

876–884 [Okt. 1932], S. 54–55, hier S. 54; siehe auch Roček: *Die neun Leben*, S. 184f.).

Rust's kleines Kind] Wohl das Kind Bernhard Rusts (siehe oben, Anm. zu *Minister Rust*).

Abschnitt Silverstolpe] Kapitel aus BS. Der Roman ist in sieben Kapitel unterteilt (*Silverstolpe* ist der Titel von Kapitel V), auf deren drittes und fünftes ALH mit „Teil III und IV" hier wohl Bezug nimmt. Der ungewöhnliche Name „Silverstolpe" steht in *Pierer's Universal-Lexikon* auf der selben Seite wie der Name einer weiteren Figur aus den BS, Fonseca (Eintrag: „Silveira, Manuel da Pinto da Fonseca [. . .]", *Pierer's Universal-Lexikon*. 4. Aufl. [1857–1865]. Bd. 16. Altenburg: Verlagsbuchhandlung von A. H. Pierer 1863, S. 107). Gut möglich, dass der „Genealoge aus Leidenschaft" (Ruthner: Fatale Geschichte[n] im „Zwischenreich", S. 10) ALH sich bei der Namenswahl für die Mitglieder des offenbar als eine Art „Altösterreich in nuce" konzipierten, aristokratisch geprägten Regiments *Beide Sizilien* (die Namen Engelshausen, Fonseca, Lukawsky, Rochonville, Silverstolpe, von Sera und Slatin, nach denen auch die Kapitel des Buches heißen, repräsentieren die deutschen, romanischen und slawischen Regionen) beim Blättern im *Pierer* inspirieren ließ. „Vom Don bis an den Ebro, von Stralsund bis an die im blauen Meer schwimmende Insel, von der es den Namen führte, hatte das Regiment die Länder der Erde durchzogen, um [. . .] im Schlamm zu versinken" (A. Lernet-Holenia: *Beide Sizilien*, S. 639). Dassanowsky hat bereits darauf hingewiesen, dass die Namen des Regiments die Einheit des alten Kaiserreichs heraufbeschwören: „They also define the whole, the regiment as emblem of Old-Austria and, in the action of the novel, postimperial Austria as a remnant of multicultural unity" (Dassanowsky: *Phantom empires*, S. 114; vgl. auch Adolf Haslinger: Das Detektivische im Werk Alexander Lernet-Holenias, besonders im Roman *Beide Sizilien*. In: Thomas Hübel/Manfred Müller/Gerald Sommer [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?" Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* [Studies in Austrian Literature, Culture And Thought]. Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 140–156, hier S. 145ff.).

s. G. w.] So Gott will.

eine ganz wilde Schrift] Tatsächlich ist ALHs Handschrift in diesem Brief schlechter lesbar als sonst.

das Beiliegende] Nicht überliefert.

Bobby] Vermutl. „die der Frankfurter Gelehrten- und Industriellenfamilie Euler entstammende Jaspers-Schülerin Bobby Löcker“, die zu „den engsten Freunden des Hauses in Hochrotherd“ zählte (Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 264).

vom Stifter] Adalbert Stifter (1805–1868), von ALH geschätzter österreichischer Schriftsteller. ALH liest während der Zeit des Briefwechsels mit LS immer wieder in Stifters Erziehungs- und Bildungsroman *Der Nachsommer* (1857). 1967 erhielt ALH den Adalbert-Stifter-Preis der Stadt Linz.

Neuen Romans] Wohl BS; „neuen“ wurde von ALH zu „Neuen“ korrigiert.

52) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Bad Ischl], o. D. [Aug. 1940]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Siehe unten, Anm. zu *das ganze Kapitel Silverstolpe*.

das ganze Kapitel Silverstolpe] Kapitel aus BS; siehe auch den vorhergehenden Brief.

dessen Theater] Nicht ermittelt.

wegen der Bomben] „Bombon“ überschrieben mit „Bomben“.

53) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 4. 9. 1940

Brief (4 S.) mit Kuvert, blaue Tinte. P. S. auf der Rückseite des Kuverts.

den Abschnitt Silverstolpe] Kapitel aus BS; siehe auch die beiden vorhergehenden Briefe.

jenem bewußten Antiquariat] Nicht ermittelt.

Sedlak] ALHs Wiener Schneider. *Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger* verzeichnet im Jahrgang 1940 einen (hervorgehobenen, also bezahlten) Eintrag „Alois Sedlak, Herren- und Damenschneider, I/1, Kärntner Ring 14. Tel. U 45010“ (sowie zahlreiche andere Schneider namens Sedlak in anderen Bezirken, etwa zwei Franz Sedlak im II. und einen Franz Sedlak im III.). Die Adresse Kärntner Ring (dort liegen u. a. Staatsoper, Sirk-Eck und Kärntner Straße, die Flaniermeile der ersten Wiener Gesellschaft) entspräche ALHs Habitus am ehesten; außerdem liegt die Adresse in Gehweite von Herrengasse und Kohlmarkt, wo LS zu Hause war. Interessanterweise kennt das Wiener Telefonbuch von

1940 unter derselben Adresse einen „Sedlak Louis J. amerik. Schneider", allerdings mit einer anderen Telefonnummer (U 5 46 58). LS schreibt in einem undatierten Konzept [Okt. 1939] an ALH: „Sedlak weint für Dich, daß Du den Offiziersmantel, der so gut war, nur wegen einer Farbnuance zurückgeschickt hast."

Mit der „Wehrmacht"] Zeitschrift, in der ab Oktober 1941 der Vorabdruck von BS erschien (vgl. S. 236, Anm. zu *das 4te Kapitel des ‚Doppelgängers'*).

Wehrbez.-Kommando] Wehrbezirkskommando.

WBK.] Wehrbezirkskommando.

Fimbul-Regen] Fimbul (altnordisch) = groß, auch: Zauber; der *fimbulvetr* (Fimbulwinter) ist in der *Edda* ein besonders harter Winter vor dem Weltende, dem *ragna rök* (Untergang der Götter): „Dann tritt Schneegestöber aus allen Himmelsrichtungen ein, es gibt scharfen Frost und Stürme, und von der Sonne hat man keinen Nutzen. Es kommen drei Winter hintereinander und kein Sommer dazwischen; vorher aber gehen schon drei andre Winter, in denen in der ganzen Welt Krieg sich erhebt" (Wolfgang Golther: *Handbuch der Germanischen Mythologie*. Wiesbaden: Fourier Verlag 2003 [Erstaufl. 1895], S. 417). Zur Weltuntergangssymbolik bei ALH vgl. Kap. 2.2.4.

außerordentliche Möglichkeiten sehe] Das Wort „sehe" wurde von ALH nachträglich eingefügt.

Der Film ist angekommen] Nicht ermittelt; es handelt sich wohl um den entwickelten Film einer Fotokamera.

für die Seele] Nicht ermittelt.

Grüsse O. C. [. . .] sehr gut] Nachtrag ALHs auf der Versoseite des Kuverts.

Z.] Nicht ermittelt.

54) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 13. [9. 1940]

Brief (2 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Der Tag stammt vom Verfasser selbst; die Erwähnung des „Films" (siehe unten, Anm. zu *der Film*) erlaubt die Datierung auf den September 1940.

der Film] ALH hatte einen Film an LS weitergeschickt, siehe vorhergehenden Brief.

mit den Masken] Nicht ermittelt.

Berliner Illustrierte] *Berliner Illustrirte Zeitung* (kurz BIZ), 1892 gegründete illustrierte Wochenzeitung, erschien ab 1894 im Ullstein Verlag und wurde 1945 eingestellt. Aufgrund ihres niedrigen Preises und ihrer teilweise spektakulären Bebilderung erfreute sich die BIZ eines großen Publikums aus allen Gesellschaftsschichten.

die Umstände dann danach] Das Wort „dann“ wurde von ALH nachträglich eingefügt.

Wiener Wohnung] ALH war seit 1938 ohne feste Wohnung in Wien, vgl. S. 229, Anm. zu *in Wien keine Wohnung mehr*.

Pia] Pia von Hartungen.

55) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, <19.> 9. 1940 [Poststempel]

Postkarte (Vordruck), Bleistift

56) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 21. 9. [1940]

Brief (3 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Das fehlende Jahr 1940 lässt sich unschwer eruieren: Der auf den 25. Sept. 1940 datierte Brief Nr. 57 berichtet ebenfalls von den fertiggestellten „fünf Siebentel“ (S. 133).

5/7 des Buches] BS, das in sieben Kapitel aufgeteilt ist.

Quadratklafter] Klafter (der, veraltet auch die); alte deutsche Längeneinheit (in Österreich 1,9 m); im maritimen Bereich auch Tiefenmaß.

krabbelnden Baumwanzen [. . .] kleine, tote Vögel] Zur Weltuntergangssymbolik bei ALH vgl. Kap. 2.2.4.

Et pisces comederunt illas] Lat. „Und die Fische aßen jene auf.“ Evtl. eine Anspielung auf das Matthäus-Evangelium (Mt 15,37, „Speisung der Fünftausend“): „[. . .] et comederunt omnes, et saturati sunt.“

Fürberg] Anlegestelle am Nordende des Wolfgangsees, ca. 5 km von St. Wolfgang entfernt (vgl. Abb. 18).

die alten Scheiben] Nicht ermittelt.

Emil] Emil Jannings.

drüben] Im Hause Jannings, das auf der ALHs Anwesen gegenüberliegenden Seeseite lag.

die Tafeln] Das *Lyrische Gesamtwerk* schweigt sich auf den ersten Blick über ein Gedicht (oder mehrere Gedichte) dieses Titels aus; Aufschluss

gibt der materialreiche Kommentarteil: Dort ist ein Brief ALHs an Peter Suhrkamp vom 8. Dezember 1943 abgedruckt, in dem der Dichter von den „*Tafeln* oder vielmehr *Inschriften* aus den *Sizilien*" schreibt (A. Lernet-Holenia: *Das lyrische Gesamtwerk*, S. 656). Diese – letztendlich nicht in den Roman aufgenommenen – *Tafeln* sind identisch mit *Marlborough*, dem Einleitungsgedicht der 1946 erschienenen Gedichtsammlung *Die Trophae*. 1941 erschienen die *Tafeln* als vervielfältigtes Manuskript – also quasi unter Ausschluss der Öffentlichkeit – unter dem Titel *In turmae nostrae memoriam* (etwa: *In Gedenken an unsere Truppe*), ein Titel, der sich während des Nationalsozialismus für eine größere Publikation wegen seines Anklangs an k. u. k. Zeiten nicht empfohlen hätte (vgl. Kommentar in ebd., S. 657); außerdem unter dem Titel *Inschriften auf das Denkmal des weiland Regiments Beide Sizilien* in Heft 68/12 (1941) der *Dame* (siehe Wingertszahn: Blaue Stunde im Krieg, S. 228). Zur Fortwirkung der Formensprache von *In turmae nostrae memoriam/Marlborough* in ALHs Gedicht *Germanien*, seiner Abrechnung mit dem NS-Regime, vgl. Hübel: Die leichte Last, S. 102.

57) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 25. 9. 1940

Brief (2 S.), blaue Tinte

eine Karte] Nicht überliefert.

fünf Siebentel] Von BS, siehe auch vorhergehenden Brief.

Kernmayer] Hans (Johann) Gustl (Gustav) Kernmayr (1900–1977), österr. Schriftsteller und Drehbuchautor und gelernter Fleischer, arbeitete im Berlin der 1930er-Jahre für die UFA und den Ullstein Verlag. Kernmayr war (in Österreich illegales) NSDAP-Mitglied seit 1933 und übersiedelte nach dem „Anschluss" 1938 nach Wien, wo er Chefdramaturg bei der Wien-Film wurde. Seit 1944 stand Kernmayr auf der Liste der von Goebbels zugelassenen Filmautoren. Er arbeitete – wie auch ALH – u. a. mit Géza von Bolváry und Carl Froelich zusammen. „Von Seiten der NSDAP wird er als aufrechter Nationalsozialist und besonders gebefreudig beschrieben. Nach dem Krieg durfte er laut Verbotsgesetz nicht mehr schriftstellerisch tätig sein" (Claudia Wagner: *Die Zentralkommission zur Bekämpfung der NS-Literatur. Literaturreinigung auf Österreichisch*. Universität Wien: Dipl. 2005, S. 49). ALH dürfte Kernmayr nach 1945 gewogen geblieben sein; in einem Schreiben vom 26. Nov. 1969 bedankt sich Kernmayr jedenfalls für ALHs Unterstützung

nach 1945: „Wenn ich so an die Zeit nach 1945 denke, wie wir spazieren gegangen sind, oder wenn Sie bei mir in Zinkenbach waren, so haben Sie, dadurch, daß Sie zu mir gut waren, in jenen Tagen, wo man zu mir nicht gut war, wo mancher nicht mehr mit mir gesprochen hat, der heute gerne mit mir sprechen würde, mir sehr geholfen. [...] wie schön, daß es Sie gibt, [...] den großen Kavalier des langsam, aber in Grazie sterbenden Österreichs“ (Hans Gustl Kernmayr: Brief an Alexander Lernet-Holenia [WienB, Handschriftensammlung, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia (M09H), ZPH 630, Archivbox 1]. o. O. [Zinkenbach?] 26. Nov. 1969).

58) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 30. 9. 1940

Brief (4 S.), blaue Tinte

mit dieser Filmsache] Vermutlich dasselbe Projekt, das Anfang Juni mit einer immer wieder verzögerten Nachricht von den „Filmleuten“ seinen Anfang nahm (siehe Briefe Nr. 46–50); vielleicht „Dreimal Hochzeit“, dessen Dialog ALH schreiben sollte (siehe S. 268, Anm. zu *„Dreimal Hochzeit“*).

fünf Siebentel] Von BS, vgl. auch die beiden vorhergehenden Briefe.

die ‚Standarte‘] *Die Standarte* (Berlin: S. Fischer 1934) war zu diesem Zeitpunkt einer der bekanntesten Romane ALHs (in den 1930er-Jahren waren nicht weniger als elf Romane aus seiner Feder erschienen); er ist heute womöglich sein am meisten gelesener Roman.

Mit den Leuten von der ‚Wehrmacht‘] ALH verhandelte mit der Zeitschrift *Die Wehrmacht* über einen Vorabdruck von BS, der ab Oktober 1941 auch erfolgte (vgl. S. 236, Anm. zu *das 4te Kapitel des ‚Doppelgängers‘*). Bereits im April 1941 hatte der zuständige Redakteur der *Wehrmacht*, Colbatzky (Lebensdaten nicht ermittelt), darum angesucht, Lernet für das Romanprojekt *Beide Sizilien* „uk.“ zu stellen (siehe Roček: *Die neun Leben*, S. 230).

eine wahre Räubergeschichte] Damit ist wohl der kriminalistische Handlungsstrang von BS gemeint.

die Baumwanzen] Vgl. S. 132.

59) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 3. 10. 1940 [Poststempel]

Postkarte (Duotone-Abb.: „St. Wolfgang-Kapelle am Falkenstein bei St. Wolfgang“); Bleistift

den sechsten Teil des Buches] BS.

60) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [29. 10. 1940]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Siehe unten, Anm. zu *Samstag ein Feiertag*.

Hebra] Eduard von Hebra (1891–?), Schüler Hans Pfitzners und „Jugendfreund“ ALHs (vgl. ebd., S. 235).

St. Georgen] Marktgemeinde im nordwestlichen Hinterland des Attersees (vgl. Abb. 18).

O. D.] „Oberdonau“.

Imperial] Hotel Imperial, seit 1873 bestehendes Luxushotel an der Wiener Ringstraße (heute Kärntner Ring 16), damals wie heute eine der ersten Adressen der Stadt. ALH war dort in den Jahren um 1940 Stammgast (vgl. Berger: Ein dichtender Grandseigneur, S. 102).

Samstag ein Feiertag] 2. November (Allerseelen). Diese Angabe sowie die Erwähnung der amerikanischen Präsidentschaftswahl (siehe unten) ermöglicht die Datierung des Briefs auf den 29. Oktober 1940.

nach der amerikanischen Präsidentenwahl] Franklin D. Roosevelt (1882–1945) wurde im November 1940 als bis dato einziger Präsident der USA zum dritten Mal gewählt.

61) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 31. 10. [1940?]

Brief (2 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Tag und Monat stammen aus ALHs Feder. Als Jahr käme 1940 infrage: Die Jugendfreunde Hebra und ALH pflegten in diesem Oktober bzw. November regen Kontakt, was ihnen bei einer Entfernung von nur knapp 40 km nicht schwerfiel. Hebra wäre demnach am Samstag, dem 2. November nach St. Wolfgang gekommen – und hätte damit ALHs Besuch vom 30. Oktober erwidert – und am Montag,

dem 4., wieder gefahren (siehe der folgende Brief), allerdings ohne ALH, der dann erst zwei Tage später – entgegen seiner ursprünglichen Absicht, gemeinsam mit Hebra nach St. Georgen zu fahren –, am Mittwoch, dem 6., wieder zu Hebra fuhr (siehe ebd.). Auch ein Kontakt zu Kernmayr hatte wenige Tage zuvor stattgefunden (siehe Brief Nr. 57, der mit relativ großer Sicherheit auf den 29. Oktober 1940 datiert werden konnte), was eine Verortung des vorliegenden Briefs im Jahr 1940 noch wahrscheinlicher macht.

mit Deinen Münchner Plänen] Nicht ermittelt.

Jula Peter] Jula Peter (1900–1969), zum Zeitpunkt der Abfassung des Briefes die Wirtin des „Hotel Peter“ (Helmut Peter: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [E-Mail]. St. Wolfgang. 5. Aug. 2009).

Mann mit der Goldenen] Nicht ermittelt.

die Eze] Ezzes, im österr. Deutsch häufig verwendetes, aus dem Jiddischen stammendes Synonym für Tipps, Ratschläge.

WBK] Wehrbezirkskommando.

gratuliere ihm] Anlass nicht ermittelt; wohl zum Geburtstag.

innersekretorischen Grund] Innersekretorisch (med.): die innere Sekretion betreffend, sie bewirkend, auf ihr beruhend.

Rollbild] Rollbilder (jap. *kakemono*) kommen u. a. in der japanischen Kunst vor; sie haben meist ein längliches Format und werden am oberen und am unteren Bildrand mit einem Querbalken (Bambus) in Form gehalten. ALH hatte offenbar ein Faible für asiatische Kunst; in Briefen an LS findet sich die ein oder andere Karte mit asiatischem Motiv. Welches Bild hier gemeint ist, konnte nicht ermittelt werden.

Stellage] Österr. für Regal, Ablage.

62) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 4. 11. [1940]

Brief (3 S.), blaue Tinte

am Donnerstag schon in Wien sein] Tatsächlich hielt sich ALH dann von Freitag, dem 8., bis Samstag, dem 16. November, in Wien auf (Hotel Imperial, vgl. Meldeunterlagen WStLA).

„Dreimal Hochzeit“] Roman von Hans Gustl Kernmayr (1941), der von Géza von Bolváry verfilmt wurde (u. a. mit Theo Lingen, Rosa Albach-Retty und Willy Fritsch, Uraufführung am 24. Juni 1941 in Berlin). Offenbar sollte ALH die Dialoge für das Drehbuch schreiben – ob er dies

tatsächlich tat, war nicht zu ermitteln. In den Filmcredits scheint sein Name nicht auf.

Was tun, spricht Zeus?] Nach Friedrich Schillers Gedicht „Die Teilung der Erde“ (1795).

wegen des Romans für die Wehrmacht] BS.

Montag um ½ 4 Uhr] Vgl. Brief Nr. 58, S. 134.

Sand herumgeführt] Etwas (herum)führen (österr.) = etwas (z. B. mit einer Schubkarre) umherfahren, von hier nach dort bringen.

63) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 23. 11. 1940

Brief (4 S.), blaue Tinte

Mit Ausnahme des Briefes Nr. 64, der sich mit einigen Schwierigkeiten auf den Januar 1941 datieren lässt, herrscht nun bis ca. Mitte April 1941 wieder weitgehend Ruhe im Briefverkehr, die sich wiederum – zumindest teilweise – durch einen längeren Wien-Aufenthalt ALHs erklären lässt (siehe unten, Anm. zu *Imperial*).

Imperial] Hotel Imperial. ALH war dort vom 26. November 1940 bis 11. März 1941 gemeldet (Meldeunterlagen WStLA).

Paukerl Wurmbrand] Dr. Paul Wurmbrand-Stuppach (1891–1962), gerufen „Paukerl“. Der Jurist unterhielt eine Kanzlei am Stubenring 22 (vgl. Brief Nr. 120) und pflegte Kontakt zu zahlreichen Künstlern, darunter Oskar Kokoschka (1886–1980), von dem auch ein Bild in der Kanzlei hing (Ernst Gundaccar Wurmbrand-Stuppach: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [Tonbandprotokoll]. Frohsdorf. 9. Juli 2010). Wurmbrands Sohn Ernst Wurmbrand-Stuppach beschreibt seinen Vater als Bonvivant, der seinem erlernten Beruf wenig Neigung entgegenbrachte. Eine Magenoperation bewahrte ihn davor, im Zweiten Weltkrieg einrücken zu müssen. Laut Aussagen seines Sohnes hatte Paul Wurmbrand-Stuppach Kontakt zur Widerstandsgruppe „O5“ (ebd.).

und sie käme ja auch erst] Die Worte „sie“ und „ja auch“ wurden von ALH nachträglich eingefügt.

Dom-Hotel] Das heute noch unter dem Namen „Hotel Royal“ bestehende „Royal Dom-Hotel“ in der Singerstraße 1 in Wien I., damals wie heute geführt von der Familie Kremslehner.

Hietzing] Der 13. Bezirk Wiens, im Südwesten gelegen. Dort befand sich offenbar die Wohnung, „die der Paukerl Wurmbrand in Aussicht gestellt“ hatte.

64) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Jan./Feb. 1941?]

Brief (3 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Eine genaue Datierung dieses Briefs ist so gut wie unmöglich. Auf den Winter 1941 deutet hin, dass der Schwanz des Katers gefroren ist und LS in Kitzbühel, einem Wintersportort, weilt. Denkbar ist, dass auch ALH von dort kommt („nach längerer Lokalbahnfahrt"; Salzburg liegt jedenfalls auf der Route Kitzbühel–St. Wolfgang) – und zumindest für den Januar 1941 ist ein Aufenthalt ALHs dort belegt: Roček spricht davon (Roček: *Die neun Leben*, S. 238), dass ALH damals seine spätere Frau Eva Vollbach dort beim Schifahren kennenlernte (was nicht ganz korrekt ist, vgl. S. 254, Anm. zu *Eva Vollbach*).

Zinkenbach] Zwischen Strobl und St. Gilgen gelegener kleiner Ort im Hinterland des Wolfgangsees (vgl. Abb. 18).

wie Emil sagen würde] Emil Jannings.

Bücher vom Westwall] Das an der deutschen Westgrenze in den Jahren 1937–1939 errichtete Befestigungs- und Bunkersystem erlangte gegen Kriegsende (Ende 1944/Anfang 1945) bei der Verteidigung gegen die Alliierten wieder an Bedeutung.

die Sortimenter] (Zwischen-)Buchhändler.

‚Strahlenheim'] Erzählung, Berlin: S. Fischer 1938.

Hasen aus hiesiger Gegend] Vgl. Kapitel 2.2.7.

einen Rand genommen] Unverständlich.

die Mi] Nicht ermittelt.

11^{28} [. . .] Attnang] LS hat nach Erhalt des Briefes auf der Rückseite Fahrzeiten für einen Zug von Kitzbühel nach Wien (über Bischofshofen, Salzburg, Attnang-Puchheim) notiert. Dass Attnang vermerkt ist, deutet darauf hin, dass sie dort – wie schon öfter – von ALH abgeholt wurde und sich bei ihm in St. Wolfgang aufhielt.

65) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Mitte April 1941]

Brief (4 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Eine Datierung auf Mitte April 1941 liegt nahe: MW war zu diesem Zeitpunkt gedruckt.

den Drehbuchauftrag] ALH soll im Auftrag der UFA das Drehbuch für einen Film namens *Der Goldene Pfeil* schreiben (vgl. Brief Nr. 70, wo ALH von der Fertigstellung des Drehbuchmanuskripts berichtet). Der Film konnte nicht ermittelt werden; das UFA-Projekt wurde vermutlich nicht – oder unter einem anderen Titel – verwirklicht. Möglich, dass es sich dabei um einen der „Scheinaufträge" handelt, die Emil Jannings für ALH besorgte, um dessen Beurlaubung zu erreichen: „Jannings beschafft Verträge für Drehbücher mit phantastisch klingenden Namen. Zehn oder gar zwölf sind heute noch nachzuweisen. Keines dieser Drehbücher ist realisiert worden" (ebd., S. 237).

Colbatzky] Colbatzky hatte BS „hervorragend gefallen" (S. 138).

das Schlachtenbuch] Roček erwähnt das *Schlachtenbuch* im Zusammenhang mit den bereits erwähnten „Scheinaufträgen" (ebd., S. 238). ALH ließ das Projekt wieder fallen und vertiefte sich stattdessen in die Arbeit an BS, das im Herbst 1942 bei Suhrkamp erschien.

‚Mars im Widder' [. . .] ausgedruckt] MW erschien nach seiner Fertigstellung am 15. Februar 1940 vorerst als gekürzter Vorabdruck in der Zeitschrift *Die Dame* (Nr. 22, Okt. 1940, S. 33–36; Nr. 23, Nov. 1940, S. 33–36; Nr. 24, Nov. 1940, S. 33–36; Nr. 25, Dez. 1940, S. 47–50; Nr. 26, Dez. 1940, S. 35–38; Nr. 1–3, Jan. 1941 (vgl. Barrière/Eicher/Müller [Hrsg.]: *Personalbibliographie Alexander Lernet-Holenia*, S. 129). Gedruckt wird das Buch bei S. Fischer in Berlin Mitte April 1941; das Oberkommando der Wehrmacht gab es am 29. April frei, das Propagandaministerium intervenierte jedoch so lange, bis schließlich am 20. Juli Günther Ziegler (1892–1945; vermisst), der Leiter der „Abteilung Inland" im OKW, die Auslieferung endgültig untersagte (vgl. Roček: *Die neun Leben*, S. 227–233). ALH hatte am 30. Mai 1941 die „Aushängebögen" (ungeheftete Kontrollbögen aus dem Auflagendruck) des Buchs (siehe S. 278, Anm. zu *ungeheftete Bogen als Beleg*) erhalten. Dieses Aushänger-Exemplar – dass dieses Exemplar, wie oft berichtet, das einzige erhaltene gewesen sei, bezweifelt u. a. Clemens Ruthner (Ruthner: Fatale Geschichte[n] im „Zwischenreich", S. 8) – ermöglicht 1947 den Neudruck bei Bermann Fischer in Stockholm. Roček berichtet, ALH habe, um die von S. Fischer offenbar immer wieder verzögerte Produktion des Buchs zu beschleunigen, versucht, das Buch bei Manz in Wien drucken zu lassen (Roček: *Die neun Leben*, S. 231) – die Druckerei wurde zu diesem Zeitpunkt als eigenständiger Betrieb von LS' Bruder Walter Stein geführt. – Clemens Ruthner hat darauf hingewiesen, dass der Neudruck aus 1947 gegenüber dem Vorabdruck in der *Dame* „an seinen prekären

Stellen überarbeitet worden sein" dürfte (Ruthner: Fatale Geschichte[n] im „Zwischenreich", S. 11): „Ein stichprobenhafter Vergl. des Illustriertenabdr. v. 1940/41 mit der Nachkriegs(buch)fassung hat ergeben, dass in der *Dame* zumeist Stellen am Absatzende fehlen, v. a. solche, die Polen in ein freundliches Licht rücken [. . .]. Zu klären wäre hier, ob diese Sätze vom Autor/Redakteur *gekürzt*, von einem Zensor *gestrichen* oder der Nachkriegspubl. *hinzugefügt* worden sind" (ebd., S. 12, FN 110). Dieses Desiderat kann leider auch in der vorliegenden Arbeit nicht eingelöst werden. Die Bestände der ersten Auflage verbrannten schließlich im Zuge eines Luftangriffs am 3. Dezember 1943 in einem Lager bei Leipzig.

die Übrigen] Nicht ermittelt.

66) An Maria Charlotte Sweceny, Attnang-Puchheim, 14. 5. 1941 [Poststempel]

Postkarte (Duotone-Abb.: „Attnang-Puchheim, Oberdonau 23723", Briefmarke 6 Pfennige), Bleistift

ALH befindet sich offenbar auf der Rückreise von Wien nach St. Wolfgang (Attnang-Puchheim ist der Umsteige-Bahnhof von der Westbahn ins Salzburgische). Vermutlich hatte ALH LS nach ihrer beider Aufenthalt in St. Wolfgang („ich freue mich so sehr, dass Du bald da sein wirst", siehe vorhergehenden Brief) noch für einige Tage nach Wien begleitet, bevor LS von dort nach Franzensbad auf Kur fuhr (sie hielt sich dort ca. vom 16. Mai bis zum 6. Juni auf, siehe S. 278, Anm. zu *die Hälfte von Deiner Badegeschichte*).

im Hotel Hyena] Verballhornung von „Hotel Hygiea" [sic!] (Franzensbad), wohin LS auf Kur fuhr. (Hygeia ist die griech. Göttin der Gesundheit und Tochter des Äskulap.) Besitzer des Hotels war ein Dr. med. Richard Griebsch. Man warb damit, seit 1855 im Familienbesitz zu stehen; das Haus „am Morgenzeilpark, Franzensbad, Sudetenland" verfügte über eine „vornehme ruhige Südlage, anerkannt erstklassige Leitung, 70 Zimmer mit fließendem Kalt- und Warmwasser [. . .], Privatbäder- und Toiletten, a. W. Staatstelephon in den Zimmern, vorzügliche Küche (auch Diätkost), ausgedehnte Parkanlagen, völlig ungestörte Sonnen-Liege-Wiesen, günstige Pensionsvereinbarungen, Pauschalkuren, Garagen" (Briefkopf des hoteleigenen Briefpapiers, SteinFA).

67) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 16. 5. 1941

Brief (1 S.), blaue Tinte

mit der Ufa] 1917 gegründetes Filmkartell; 1937 von Goebbels aufgekauft und der NS-Kulturmaschinerie einverleibt. Im Januar 1941 vereinte Goebbels alle Filmproduktionsfirmen unter dem Dach der nun „Ufa-Film GmbH“ (Ufi) genannten Gesellschaft.
den halben Film] *Der Goldene Pfeil*, siehe S. 271, Anm. zu *den Drehbuchauftrag*.
Dir. <Monk>] Vermutl. der Direktor eines Hotels in St. Wolfgang, wohin LS nach ihrem Franzensbad-Aufenthalt kommen wollte.
noch keinen Hasen gesehen] Vgl. Kapitel 2.2.7.

68) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 17. 5. 1941

Brief (2 S.), blaue Tinte

in der Hyäna] Hotel Hygiea [sic!] in Franzensbad, vgl. S. 272, Anm. zu *im Hotel Hyena*.
bei den Gagerns] Vermutl. bei Friedrich Freiherr von Gagern (1882–1947), österr. Schriftsteller, Autor von Tier- und Jagdgeschichten. Gagern lebte seit den 1920er-Jahren südlich von Melk, wohnte aber offenbar zeitweise auch am Wolfgangsee. Ein Otto Freiherr von Gagern war Ende des 19. Jahrhunderts General des (historischen) Regiments „Beide Sizilien“ (vgl. Haslinger: Das Detektivische im Werk A. Lernet-Holenias, S. 144).
über den Falkenstein] Steile, sagenumwobene Felswand, die St. Gilgen vom St. Wolfganger Ortsteil Ried trennt; keltische Kultstätte.
„Strahlenheim“] Die am Vorabend des Ersten Weltkriegs spielende Erzählung beschwört anhand eines Naturereignisses den unausweichlichen Untergang des Habsburgerreichs herauf – eine gewagte Anspielung ALHs vor dem Hintergrund, dass er mit der Überwachung seiner Post rechnen musste.
Die Jula freut sich] Jula Peter.
keinen Hasen gesehen] Vgl. Kapitel 2.2.7.
aus dem Rössl] Hotel „Weißes Rössl“ in St. Wolfgang.
Alkestis] In der griech. Mythologie die Tochter Pelias’ und Anaxibias. Admetos, der Freier Alkestis’, findet in der Hochzeitsnacht nur ein Knäuel Schlangen im Bett vor – ein Racheakt der Artemis, der ein Opfer zu

bringen er vergessen hatte. Der Stoff wurde u. a. von Rainer Maria Rilke (1875–1926), dem großen Vorbild ALHs als Lyriker, zu einer Ballade verarbeitet (*Alkestis*, 1907, in: *Neue Gedichte*); Hofmannsthal, auch er ein Vorbild Lernets, schrieb ein Alkestis-Drama (Berlin: S. Fischer 1911, Uraufführung am 1. Dez. 1911 in Berlin). ALH selbst hatte 1926 einen Einakter mit dem Titel *Alkestis* als Bühnenmanuskript veröffentlicht (Berlin: S. Fischer), für den er – zusammen mit dem Einakter *Saul* – im selben Jahr den Goethe-Preis der Stadt Bremen erhielt. Beide wurden 1946 in den II. Band von *Die Trophae* aufgenommen. Zu ALHs *Alkestis* vgl. Bettina Gruber: Lernet-Holenia als ästhetizistischer Dramatiker: „Alkestis". In: Thomas Eicher/Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 101–112.

69) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [18. 5. 1941?]

Brief (2 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Die Datierung dieses – wenig ergiebigen – Briefs auf den 18. Mai 1941 liegt nahe: Im folgenden Brief berichtet ALH von seinem Aufenthalt in St. Gilgen; beide Male ist auch von einer Bahnfahrt die Rede. „Angekommen" könnte ALH von seinem Aufenthalt bei den Gagerns (siehe vorhergehenden Brief) sein, die offenbar – von St. Wolfgang gesehen – jenseits des Falkensteins, also in der Gegend von oder in St. Gilgen, wohnten.

Gilgen] St. Gilgen liegt, von Salzburg kommend, auf dem Weg nach St. Wolfgang am nordwestlichen Ende des Wolfgangsees (vgl. Abb. 18).

70) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [19. 5. 1941]

Brief (2 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: LS ist in Franzensbad; ALH hat seinen „Filmentwurf fertiggeschrieben", was er im Brief vom 20. Mai nochmals erwähnt: Infrage kommt also der 19. Mai.

den Filmentwurf fertiggeschrieben] *Der Goldene Pfeil*.

zu der Jula soupieren] Jula Peter.

ein wenig Stifter] ALH las vermutlich in Adalbert Stifters Roman *Der Nachsommer* (vgl. auch S. 183).

zum Emil] Emil Jannings.

wegen dem Pilatus reden] *Pilatus. Ein Komplex* erschien erst 1967 (Wien–Hamburg: Paul Zsolnay), mehr als ein Vierteljahrhundert später. *Der Graf von Saint Germain* (Zürich: Morgarten Verlag 1948) nimmt jedoch in Form der Binnenerzählung Donatis über den imaginären Prozess des Pontius Pilatus bereits den „Komplex" vorweg.

über den P.] *Pilatus. Ein Komplex.*

71) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 20. 5. [1941]

Brief (1 S.), blaue Tinte

auf welchem „Zimmer" steht] Gemeint ist wohl ein Produkt der Vereinigten Chininfabriken Zimmer & Co. (vgl. Volker Ziegler: *Die Familie Jobst und das Chinin. Materialwarenhandel und Alkaloidproduktion in Stuttgart 1806–1927*. Diepholz: GNT-Verlag 2003).

den verdammten Film] *Der Goldene Pfeil*.

das Boot] Zum Grundstück ALHs in St. Wolfgang gehörte auch ein Bootshaus.

72) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 22. [5. 1941]

Brief (2 S.), blaue Tinte

Zur Datierung: Der Brief ist unvollständig auf „d. 22." datiert; ALHs Gesundheitszustand, LS' Aufenthalt in Franzensbad, das auszuschöpfende Boot (siehe den vorhergehenden Brief) und der Aufbewahrungszusammenhang im Archiv legen den 22. Mai 1941 nahe.

das Treatment] Wohl zu *Der Goldene Pfeil*.

Ortega] José Ortega y Gasset (1883–1955), spanischer Kulturphilosoph, Soziologe und Essayist. Was LS zitiert, konnte nicht ermittelt werden.

Den Pilatus zu schreiben] Siehe S. 275, Anm. zu *wegen dem Pilatus reden*.

Lisa] Anna „Lisa" Lafaire.

Jula hat es nicht ganz leicht] Jula Peter.

73) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [ca. Ende Mai 1941]

Brief (4 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Es gibt zwei Anhaltspunkte für die Datierung des Briefs: Einmal ALHs Rede vom gekauften Spargel, zweitens die Erleichterung darüber, „den Film" fertig geschrieben zu haben. Beides – der Spargel als Saisongemüse, das im Mai/Juni geerntet wird, bzw. eine ähnliche Formulierung im Brief vom 20. Mai 1941 („Ich bin nur froh, daß ich den verdammten Film zu Ende geschrieben habe") – deutet auf Ende Mai 1941. Dass die Briefzustellung offenbar länger dauert, untermauert diesen Schluss: LS war von Mitte Mai bis Anfang Juni 1941 in Franzensbad.

Wetterfleck] Österr. für Regenpelerine.

Hans V.] Wohl Hans A. Vetter.

Norbert H.] Nicht ermittelt.

Baronin Soko] Nicht ermittelt.

im Rössl] Hotel „Weißes Rössl" in St. Wolfgang.

Kaiservilla] Sommerresidenz Kaiser Franz Josephs I. (1830–1916) und Kaiserin Elisabeths (1837–1898) in Bad Ischl. Die Jagdpassion Franz Josephs (vor allem auf Gemsen) manifestiert sich in zahllosen „Krickerln" (Gamsgeweihen) und Hirschgeweihen an den Wänden.

den Schreibtisch [. . .] vorgegangen ist] Am 28. Juli 1914 unterzeichnete Franz Joseph im Arbeitszimmer der Villa die Kriegserklärung an Serbien und verfasste das Manifest „An meine Völker".

Blockhaus] Nicht ermittelt.

einen Spielhahn] Birkhahn.

Die Hasen] Vgl. Kapitel 2.2.7.

den Film in Wien zu Ende geschrieben] Gemeint ist vermutlich das Filmprojekt *Der Goldene Pfeil*.

74) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 24. 5. 1941

Brief (4 S.), blaue Tinte

Schwierigkeit bei den Büchern] Gemeint ist die Tatsache, dass Ende Mai MW trotz Freigabe durch die Wehrmacht und Drucklegung immer noch nicht ausgeliefert war (vgl. S. 271, Anm. zu *‚Mars im Widder' [. . .] ausgedruckt*).

mit der Feder in der Hand] ALH bezieht sich vermutlich auf Lessings Wort „Also zu einer zweiten bedächtlichen Lektüre mit der Feder in der Hand!“ (Gotthold Ephraim Lessing: *Werke Band VII – Theologiekritische Schriften I und II*. Hrsg. v. Herbert G. Göpfert/Helmut Göbel. München: Hanser 1976, S. 662 [„Gegen Friedrich Wilhelm Mascho“]).

waren schon die Romane [. . .] das Theater] Hier findet sich einmal mehr die für ALH typische Gewichtung der literarischen Genres: Lyrik – Prosa – Drama (und hier, als „tiefste“ Stufe, der Film).

Chamisso] Adelbert von Chamisso (1781–1838), nahm von 1815–1818 als Naturforscher an einer Weltumseglung teil, von der er in *Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise* (1821) berichtete (erweiterte Fassung: *Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition*, 1836).

Brigg] Zweimastiges Segelschiff.

ein Kotzebue] Otto von Kotzebue (1787–1846), russ. Naturforscher dt. Abkunft, unternahm drei Weltreisen. Nach ihm ist ein Sund an der Westküste Alaskas benannt.

75) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], 27. 5. [1941]

Brief (2 S.) mit Kuvert (Poststempel: St. Wolfgang, 28.5.1941), blaue Tinte. Das P.S. steht auf der Rückseite des Kuverts.

die Manuskriptblätter an die Ufa] Wohl zu dem Filmprojekt *Der Goldene Pfeil*.

keinen Dampffisch] Nicht ermittelt; ALH bezieht sich wohl auf LS’ – nicht überlieferten – Brief.

Das Buch vom Thieß] Frank Thiess (1890–1977), konservativer dt. Schriftsteller, seit 1944 auf der Liste der von Goebbels zugelassenen Filmautoren, lebte während der NS-Zeit in Wien und Rom. „Nach 1945 selbsternannter Sprecher der Autoren der angeblichen *Inneren Emigration* [. . .]“ (Klee: *Kulturlexikon zum Dritten Reich*, S. 610). Gemeint ist hier vermutlich der rund 800 Seiten starke essayistische Roman *Das Reich der Dämonen. Der Roman eines Jahrtausends*, der 1941 bei Zsolnay erschien, bald vergriffen war und von den Nationalsozialisten verboten wurde. Die Neuauflage erfolgte 1946 bei Krüger (Hamburg). Zur Legendenbildung um die von den Nationalsozialisten verhinderte zweite Auflage als Akt des Widerstands gegen das Regime vgl. Murray G. Hall: *Der Paul Zsolnay Verlag. Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil*. Tübingen: Max

Niemeyer Verlag 1994, S. 644ff. und die von Hall angeregte Arbeit von Ulrike Knes: *Frank Thiess: Ein Autor zwischen Realität und Selbststilisierung*. Universität Wien: Dipl. 1995. Milan Dubrovic, ALHs Freund aus dem Café Herrenhof, schrieb über Thiess' Buch: „Unter dem Titel ‚Das Reich der Dämonen' wurde es ein Bestseller, weil es entlarvende Parallelen zur Maßlosigkeit und Verworfenheit der [nationalsozialistischen, C. D.] Gegenwart aufzeigte" (Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 206). Zu Thiess vgl. weiters Yvonne Wolf: *Frank Thiess und der Nationalsozialismus. Ein konservativer Revolutionär als Dissident*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2003.

Reindl schreibt mir] Ludwig Emanuel Reindl (1890–1983), 1936–März 1943 Chefredakteur der Zeitschrift *Die Dame* (zur *Dame* vgl. auch S. 249, Anm. zu *‚Dame'*).

die »Inschriften«] Siehe S. 264, Anm. zu *die Tafeln*.

das „Hildebrandslied"] *Hildebrands Lied*, veröffentlicht in Buchform im Erzählband *Spangenberg* (Wien: Bellaria Verlag 1946). Im Kommentar zum Gedicht heißt es, die Veröffentlichung von *Hildebrands Lied* sei „erst nach dem Zweiten Weltkrieg" erfolgt (eben 1946 im Bellaria Verlag, siehe oben; vgl. A. Lernet-Holenia: *Das lyrische Gesamtwerk*, S. 669) – eine Annahme, die mit dem vorliegenden Brief revidiert werden muss.

schon Ezes dazu] Ezzes (jidd.) = Tipps, Ratschläge.

wo die „Sizilien" heraussollen] BS erschien 1942 bei Suhrkamp. Der „Suhrkamp Verlag vorm. S. Fischer", später „Suhrkamp Verlag KG", war eben aus dem S. Fischer Verlag hervorgegangen (zur wechselvollen Geschichte des S. Fischer Verlags vgl. Peter de Mendelssohn: *S. Fischer und sein Verlag*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1970).

die Hälfte von Deiner Badegeschichte] Demnach hielt sich LS ungefähr vom 16. Mai bis zum 6. Juni in Franzensbad auf.

76) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 30. 5. 1941

Brief (2 S.) mit Kuvert (zweifach mit rotem Lack versiegelt), blaue Tinte

ungeheftete Bogen als Beleg] Es handelt sich dabei wohl um die „Aushängebögen", die – so will es die Überlieferung – 1947 den Neudruck ermöglichen werden, siehe S. 271, Anm. zu *‚Mars im Widder' [. . .] ausgedruckt*.

die „Schwindlerinnen"] Der alternative Titel *Die Geschwister* könnte darauf hinweisen, dass es sich hierbei um eine Vorfassung der 1963

im Band *Das Bad an der belgischen Küste* (Zsolnay) veröffentlichten Doppelgängererzählung *Die Schwestern* handelt.

Neue Rundschau] *Die Neue Rundschau*, bis heute bestehende, 1890 von Otto Brahm (1856–1912) und Samuel Fischer (1859–1934) gegründete Kulturzeitschrift mit kosmopolitischem Anspruch. In der *Neuen Rundschau* erschienen Romane und Novellen, wissenschaftliche Abhandlungen und Essays, Reiseberichte etc. 1933–1944 führte Peter Suhrkamp die Zeitschrift; 1945 gründete sie Gottfried Bermann Fischer anlässlich des 70. Geburtstages Thomas Manns in Stockholm neu. Seit 1950 erscheint *Die Neue Rundschau* in Frankfurt am Main bei S. Fischer.

Vorabdruck noch nicht begonnen] Der Abdruck einer Frühfassung von BS fand schließlich ab Oktober 1941 in der *Wehrmacht* statt (vgl. S. 236, Anm. zu *das 4te Kapitel des ‚Doppelgängers‘*); im Frühjahr 1942 wurden Teile von BS im *Neuen Wiener Tagblatt* abgedruckt (siehe S. 304, Anm. zu *die Forzano-Sache*).

der Dietlbach] Dittlbach, teilt gemeinsam mit dem Zinkenbach den Wolfgangsee in zwei Seebecken. Am Unterlauf des Dittlbachs befinden sich die Dittlbach-Wasserfälle, ein beliebtes Ausflugsziel.

Der Bernau kommt dieses Jahr] Alfred Breidbach-Bernau. Der Familienwohnsitz der Breidbach-Bernaus befand sich in Ried am Wolfgangsee.

Bei der Jula] Jula Peter.

Ossian] Eigentl. James Macpherson (1736–1796), schottischer Dichter und Übersetzer. M. gab die von ihm verfassten *Fragments of Ancient Poetry* – das meiste davon anverwandeltes altes Material – als das Werk eines blinden gälischen Barden namens Ossian oder Oisin des 3. Jh.s aus und begeisterte damit in ganz Europa eine große Leserschaft.

wirst Du ja wieder abreisen] Lotte Sweceny kurte ca. vom 15. Mai bis zum 6. Juni in Franzensbad.

77) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 3. 6. (1941)

Brief (2 S.), blaue Tinte

vielleicht kriegst Du's dort noch] Nein – bereits der vorhergehende Brief (Nr. 76) wurde LS an ihre Wiener Adresse nachgesandt.

angenehme [. . .] Feiertage] Pfingsten (der 1. Juni 1941 war Pfingstsonntag, der 2. Juni Pfingstmontag).

Buch über die Jesuiten] Nicht ermittelt.

er und Suhrkamp, sich einigen] Peter Suhrkamp und Colbatzy waren sich noch uneins, ob – wie in den Briefen schon mehrfach erwähnt – BS

in der *Wehrmacht* oder in der *Dame* als Vorabdruck erscheinen sollte. Die Entscheidung fiel schließlich zugunsten der *Wehrmacht* (vgl. S. 236, Anm. zu *das 4te Kapitel des ‚Doppelgängers'*).

meine Vertragsbedingungen] Vgl. Brief Nr. 75.

Ezes] Ezzes (jidd.) = Tipps, Ratschläge.

In der ‚Dame' sind die ‚Inschriften' erschienen] Vgl. S. 264, Anm. zu *die Tafeln*, und S. 278, Anm. zu *das „Hildebrandslied"*.

Tagblatt] Das von Moriz Szeps (1835–1902) gegründete *Neue Wiener Tagblatt* erschien 1867–1945 in Wien als „auflagenstärkste[s] Blatt der seriösen Presse Wiens sowie [. . .] besonders erfolgreiche[r] Werbeträger" (AEIOU Österreich-Lexikon. URL: http://austria-lexikon.at/af/AEIOU, Eintrag „Neues Wiener Tagblatt", abgerufen am 19. März 2010).

78) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [3. 6. 1941]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Am 3. Juni hatte ALH den vorhergehenden Brief (noch nach Franzensbad) geschrieben. Offenbar erhielt er nach der Aufgabe einen Brief von LS, auf den er sich mit dem vorliegenden Brief noch am selben Tag zu antworten veranlasst sah. In ihrem Brief hatte LS ihn scheinbar auch darum gebeten, ihr den nächsten Brief wieder nach Wien zu senden, was ALH dann am 4. Juni auch tat.

die Leute, die hier angesagt sind] Nicht ermittelt.

mit Moor bepackt] Im Zuge von LS' Kur in Franzensbad. In einem undatierten Konzept auf Briefpapier des Hotels Hygiea schreibt LS an ALH (SteinFA): „Und jetzt red' ich mir gut zu, nicht so empfindlich zu sein, auch dann nicht, wenn in meiner kleinen Badekabine das Wasser aufgedreht wird, mit übermäßigem Druck zischt u. kreischt u. die Wände halten es fest u. wenn es aufhört gellt es in d. Ohren noch weiter bis die Stille taub ist u. man selbst ganz erschöpft in den dicken dunklen Brei steigt."

79) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 4. 6. [1941]

Brief (1 S.), blaue Tinte

in meiner höchsteigenhändigen Schrift] Wie ALH bereits zwei Briefe zuvor berichtet hatte (S. 151), hatte die *Dame* die *Inschriften* im Faksimile der Handschrift des Autors abgedruckt.

80) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 5. 6. 1941

Postkarte (2. S.), blaue Tinte

nach Hr.] Hochrotherd.
exhausted] To exhaust (engl.) = erschöpfen.
eine lebhafte Schnapskorrespondenz] ALH schrieb am 30. Mai 1941 einen im SteinFA überlieferten Brief an Otto C. Sweceny, in dem es u. a. heißt: „Sind einige bottles schon in Deinem Besitz, so teile mir's mit einer Zeile mit, und ich will sie übernehmen, – dankbarst sogar. Aber was das weitere anlangt, so rufe Deine Sammler zurück."

81) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 10. 6. 1941 [Poststempel]

Brief (2 S.) mit Kuvert, blaue Tinte

Klammer] Karl Anton Klammer (1879–1959), Pseudonym K. L. Ammer, war im Ersten Weltkrieg Kommandeur derjenigen Eskadron des k. u. k. Dragoner-Regiments Nr. 9 „Erzherzog Albrecht", der auch der junge Alexander Lernet zugewiesen wurde. K. sei „ein exzellenter Reiter" gewesen „und auch als Reitlehrer geschätzt" (Roček: *Die neun Leben*, S. 61). Er übersetzte aus dem Französischen (Maeterlinck, Rimbaud, Villon); Richard Dehmel unterstützte ihn bei der Publikation. Von 1919 bis 1949 leitete K. die Wiener Verlagsanstalt Freytag & Berndt (gegenüber der Buchhandlung Manz am Wiener Kohlmarkt). „Oberstleutnant Klammer", so ALHs Biograf weiter, „ist für Alexander Lernet wahrscheinlich zur entscheidendsten Begegnung beim Militär geworden. Es ist vor allem die eminente Vorbildwirkung, die dieser auf sehr verhaltene Weise auf den Jüngeren ausübt" (ebd., S. 62).
„Inschriften"] Die *Inschriften* waren Anfang Juni in der *Dame* im Faksimiledruck erschienen (vgl. S. 264, Anm. zu *die Tafeln*).
Major Michel] Wohl der Offizierskollege Robert Michel (1876–1957; Erwähnung bei Berger: Ein dichtender Grandseigneur, S. 100).

82) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 15. 6. 1941

Brief (2 S.), blaue Tinte

in diesen Tagen hast Du Geburtstag] LS wurde am 6. Juni 1904 geboren; ALH gratuliert also um einiges zu spät.

83) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 16. 6. [1941]

Brief (2 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Das Jahr 1941 geht aus dem Zusammenhang hervor: die Abholung LS' in Bad Ischl war am Tag zuvor thematisiert worden; MW war im April 1941 gedruckt worden (vgl. S. 271, Anm. zu *‚Mars im Widder' [. . .] ausgedruckt*).

Wohnungssache bei Euch] Nicht ermittelt.

einen Bolváry-Film] Géza von Bolváry (1897–1961), Regisseur ungarischer Abstammung. Seine Karriere hatte der ehemalige Rittmeister des Ersten Weltkriegs als Schauspieler begonnen. B. führte zwischen 1933 und 1945 Regie in mehr als 30 regimekonformen Filmen. Für eine Umarbeitung durch ALH kämen etwa infrage: *Schicksal* (1942), *Die heimliche Gräfin* (1942).

sog. Deutschen Volksbücher] Die 1900 vom Volksbildungsverein Wiesbaden gegründete preiswerte Reihe der „Deutschen Volksbücher" war 1936 im Zuge der „Gleichschaltung" unter dem Arzt und evangelischen Geistlichen Walter Minor (1889–1956) als „Deutsche Volksbücher GmbH" neu gegründet worden. 1938 wurde der Verlagssitz nach Stuttgart verlegt (vgl. Marianne Dörr: Buchstadt Wiesbaden? Einblicke in die Wiesbadener Verlagsgeschichte. Vortrag, gehalten am 3. Januar 2004 in der Hessischen Landesbibliothek Wiesbaden. URL: www.rotary-wiesbaden.de/site/clubs/nassau/Doerr_Verlagsgeschichte.pdf, abgerufen am 7. Mai 2010). 1940 trat Georg von Holtzbrinck in den Verlag ein; aus der Volksbücher-Idee ging nach dem Krieg der „Deutsche Bücherbund" hervor, der bis in die 1980er-Jahre hinein den größten Betrieb der Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck bildete.

aus der „Neuen Atlantis"] *Die neue Atlantis* [Erzählband]. Berlin: S. Fischer 1935.

mit dem „Herrn von Paris"] *Der Herr von Paris* (ab 1946: *Brakenbourg oder Der Herr von Paris*). Wien–Leipzig–Zürich: Herbert Reichner Verlag 1936.

„Liebesgeschichte“] *Eine Liebesgeschichte aus der Zeit der Napoleonischen Kriege*, Erstabdruck nicht ermittelt, in Buchform in *Der siebenundzwanzigste November* [Erzählband]. Wien: Amandus Edition 1946.

„Schlacht am Don“] Ebenfalls in *Der siebenundzwanzigste November* (s. o.).

„Hildebrandslied“] Erstabdruck in *Die Dame*, Heft 13/1941 (siehe Brief Nr. 75), in Buchform in *Spangenberg* [Erzählband]. Wien: Bellaria Verlag 1946.

84) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 8. 8. <1941> [Poststempel, Jahr schwer entzifferbar]

Postkarte (Duotone-Abb. „HOTEL PETER – Hotelterrasse gegen Westen – St. Wolfgang am Wolfgangsee – Salzkammergut“), Bleistift

ZUR DATIERUNG: Das Jahr ist auf dem Poststempel nicht mit letzter Gewissheit lesbar; 1941 liegt jedoch nahe – ALH hatte im Mai bei der UFA Unterstützung angefordert (siehe Brief Nr. 75) – vermutlich wurde dieser Bedingung in der Gestalt Paul Gordons (siehe unten) Folge geleistet. – Der Abstand zum letzten im Archiv überlieferten Brief ALHs ist recht groß, rund acht Wochen. LS ist offenbar gerade aus St. Wolfgang abgereist; möglicherweise hatte sie sich seit Mitte Juni dort ohne Unterbrechung aufgehalten. Ihre Anreise war für den 20. Juni geplant (vgl. Brief Nr. 82), was das Nichtvorhandensein von Briefen für diesen Zeitraum erklären würde.

den eingetroffenen Gordon] Paul Gordon (1895–1984); G. war Ende der 1920er-Jahre Intendant des Theaters in der Kommandantenstraße in Berlin und sollte wohl mit ALH an einem Drehbuch arbeiten. (Gordon ist auch der Name des Kommissars in BS; ob es Zusammenhänge zwischen der realen und der fiktiven Gestalt gibt, konnte nicht ermittelt werden.)

Klam̄er] Karl Anton Klammer.

Herzlichste Grüße Pia] Der Zusatz stammt von Pia von Hartungen, die ALH oft bei Schreibarbeiten behilflich war.

85) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [ca. 10. 8. 1941]

Brief (2 S.), blaue Tinte

Zur Datierung: Der Zusammenhang (Paul Gordon) ergibt, dass dieser Brief auf die Postkarte vom 8. August folgt. Gordon war am 8. eingetroffen; zwei Tage Arbeit ergäben den 10. oder 11. August.

Ms.] Manuskript. LS verrichtete – wie auch Pia von Hartungen – für ALH Schreib- und Kopierarbeiten. Um welches Manuskript es sich hier handelt, konnte nicht ermittelt werden.

86) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 12. 8. 1941

Brief (1 S.), blaue Tinte

Wenn Du Dir's so zurechtgelegt hast] Ein Briefkonzept LS' offenbart den möglichen Zusammenhang: „Weißt Du, nach der, sagen wir abstrakten u. leicht fröstligen Atmosphäre in Wolfgang, oder sagen wir gleich: um Dich, scheint es hier [in Wien, C. D.] ekstatisch [. . .]. Ich nehme es wirklich nicht mehr tragisch, daß Du jetzt keinen Sinn hast für Andere und Anderes als Deine Ideen [. . .]. Schade daß ich nicht früher schon weggefahren bin [. . .]" (LS an ALH, undatiertes Konzept, SteinFA; am Rand vermerkte LS: „schmerzlich – vieles unangenehm – Gefühlslage".)

Buchholz] Gerhard T. Buchholz (1898–1970), dt. Schriftsteller, Drehbuchautor (u. a. des NS-Hetzfilms *Die Rothschilds*, vgl. Klee: *Kulturlexikon zum Dritten Reich*, S. 86) und Filmregisseur. Der Film, den ALH erwähnt, war nicht zu ermitteln, es könnte sich aber – aus der Warte der Werkchronologie – um *Stimme des Herzens* (1942) handeln. Sein Schauspiel *Die Karlsschüler* wurde im Herbst 1941 uraufgeführt. An LS schrieb B. am 3. Okt. 1941: „Vielleicht freut Sie trotz allem Ärger über mich, dass ich mit den Karlsschülern einen sehr grossen Erfolg gehabt habe" (SteinFA).

die Karlschüler] Siehe oben, Anm. zu *Buchholz*.

87) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 19. 8. 1941

Brief (4 S.), blaue Tinte

nach Berlin fahren] Was im August und September 1941 geschieht, hat Roman Roček in seiner Biografie ALHs eingehend beschrieben (Roček: *Die neun Leben*, S. 236ff.): „Eine Beurlaubung [. . .] kann aber erst bewilligt werden, nachdem die Dringlichkeit durch Vorlage von Verträgen, Buchaufträgen oder Engagements bestätigt wird. Für jede Beurlaubung bedarf es mindestens dreier solcher Bestätigungen von verschiedenen Stellen. [. . .] Noch Mitte Juni 1941 glaubt er [ALH, C. D.], daß er wieder

einrücken wird müssen. [. . .] Im Spätsommer des Jahres 1941 wird Lernet-Holenia schließlich zum Leiter der Heeresfilmstelle berufen"; genauer: zum „Leiter des ‚Entwicklungsstabs' [. . .]" (ebd., S. 238f.). Die Heeresfilmstelle (auch: Ausbildungsfilmwesen; im Folgenden HFS) unterstand dem Oberkommando des Heeres (OKH) (Generalstab des Heeres/Heimatstaffel) und hatte die Herstellung von Kultur-, Dokumentar- und Propaganda-Filmen zur Aufgabe. Ihr Leiter war allerdings nicht ALH, sondern nach wie vor Major Erwin Wratschko, der bei ALHs Abkommandierung dorthin eine Rolle gespielt hatte (vgl. S. 59) und der Stelle seit 1941 vorstand.

Oberste Heeresstelle] Oberkommando des Heeres (OKH).

ehe wir nach Amerika gefahren sind] Siehe S. 231, Anm. zu *Prospekte und das Magazin*. Offenbar waren LS und ALH vor der Einschiffung auf der M. S. Milwaukee im Hamburger Hafen auch in Berlin gewesen.

jene Stadt] ALH nennt Berlin in seinen Briefen auch in postexpressionistischer Diktion „Steineanhäufung" (S. 182), „großer Steinhaufen" (S. 170, 193) oder „großer Menschenbau" (S. 184). Analog ist München die „bayrische[ ] Häuseranhäufung" (S. 197).

Geschichte mit den Pferdchen] Nicht ermittelt. Offenbar war diese mit Pferden in Verbindung stehende „Geschichte" für ALH eine wünschenswertere Alternative zur HFS (vgl. auch S. 58).

Die beiden Films für die Ufa und die Terra] Nicht ermittelt; bei demjenigen „für die Ufa" dürfte es sich um die erwähnte Bolváry-Umarbeitung handeln (vgl. S. 282, Anm. zu *einen Bolváry-Film*). Die Terra Film AG war 1920 in Berlin gegründet worden und gehörte zum Ullstein Verlag. (Ullstein wurde 1934 an die NSDAP-Zentralverlag Franz Eher Nachf. GmbH zwangsverkauft.) Die Terra produzierte Propagandafilme (darunter Veit Harlans berüchtigter *Jud Süß*) ebenso wie leichte Kost (etwa die *Feuerzangenbowle* mit Heinz Rühmann). 1942 ging sie in der Ufa-Film GmbH auf.

88) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 23. 8. 1941

Brief (1 S.), blaue Tinte

die schöne Stadt] Diese Aussage steht in einem merkwürdigen Widerspruch zu seinem Wort im vorhergehenden Brief („Und ich mag jene Stadt nicht").

89) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Berlin, Hotel Majestic], o. D. [24. od. 25. 8. 1941]

Brief (2. S., Vordruck: Hotel Villa Majestic Berlin), blaue Tinte

Hotel Majestic] Das „Wohn-Hotel“ in der Brandenburgischen Straße 57 in Berlin-Wilmersdorf, dessen Briefpapier ALH hier benutzt, war von der Architektin Marie Frommer (1890–1976) „vorrangig geplant zur Beherbergung alleinstehender berufstätiger Frauen [. . .]. Es war das Zuhause für Schriftstellerinnen, Künstlerinnen, Filmemacherinnen, Intellektuelle und Frauenrechtlerinnen, überhaupt für all diejenigen, die für ihre kreativen Impulse auf Berlin während der Weimarer Zeit bekannt waren“ (TU Dresden/Referat Gleichstellung von Frau und Mann: Berühmte TU-Absolventinnen: Dr. Marie Frommer. URL: http://tu-dresden.de/die_tu_dresden/gremien_und_beauftragte/beauftragte/gleichstellung/dateien/marie-frommer.pdf, abgerufen am 28. Nov. 2010). Die jüdische Architektin verließ Europa 1940 und verbrachte den Rest ihres Lebens in New York. – ALH hielt sich von 24. bis 31. August erstmals im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit bei der HFS in Berlin auf und wohnte im Hotel Majestic; ab 1. September war er wieder zwei Wochen in St. Wolfgang (siehe S. 161). Die folgenden Berlin-Aufenthalte verbrachte ALH dann stets im noblen Hotel Kaiserhof.

meine Karte] Nicht erhalten.

die Sándor’schen] Alexander und Trude Hartwich.

seine Lampe] Nicht ermittelt, evtl. eine Taschenlampe.

bei jenem Redakteur] Nicht ermittelt, möglicherweise Colbatzky, leitender Redakteur bei der *Wehrmacht*.

das Weitere sich gestalten soll] ALH hatte ursprünglich geschrieben: „sich gestaltet“.

Lisa] Anna „Lisa“ Lafaire.

Hasen] Vgl. Kapitel 2.2.7.

Kurfürstendamm] Heute wie damals berühmte Hauptverkehrsstraße und Flaniermeile im Berliner Stadtteil Charlottenburg-Wilmersdorf.

37′2] Gemeint sind 37,2 Grad Celsius Körpertemperatur.

90) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 26. 8. 1941

Brief (2 S.), blaue Tinte

Ab 16. Sept.] Roček datiert den Beginn von ALHs Tätigkeit für die HFS auf den 10. September (Roček: *Die neun Leben*, S. 239); möglich,

dass ALH für den 10. September bestellt wurde, aber erst am 16. den Dienst antrat.

91) An Maria Charlotte Sweceny, Wels, 14. 9. 1941

Brief (4 S.), lila Bleistift

ALH und LS haben sich für rund zwei Wochen in St. Wolfgang gesehen (im letzten Brief hatte ALH LS für den 1. September nach St. Wolfgang gebeten); nun befindet sich ALH auf der Rückreise nach Berlin, wo er ab 16. September „Dienst tun“ soll (vgl. vorhergehenden Brief).

schon aus Wels] Statutarstadt in Oberösterreich; ALH befindet sich auf der Rückreise von St. Wolfgang nach Berlin. Offenbar war er Ende August von dort – wie im vorhergehenden Brief angekündigt – nach St. Wolfgang gereist, wo er ab 1. September LS sah. Das alles spricht wiederum dafür, dass er tatsächlich erst am 16. September seinen Dienst bei der HFS in Berlin antrat.

zum Greifen] „Hotel zum Greifen“, heute „Hotel Greif“, in Wels. Dort wohnt in *Der Graf von Saint Germain* auch Philipp Branis bei seinem Wels-Aufenthalt, der ihn erstmals mit dem diabolischen Hilfsbuchhändler Beatus Klingsohr zusammenführt (A. Lernet-Holenia: *Der Graf von St. Germain*, S. 166).

die Geschichte mit Trude] Nicht ermittelt. Mit „Trude“ ist vermutlich Trude Hartwich, die Frau Alexander Hartwichs, gemeint.

die Hasen] Vgl. Kap. 2.2.7.

hoppertatschig] Auch: holpertatschig (österr. ugs.) = ungeschickt.

Fritsche] Nicht ermittelt; evtl. berlinerische Koseform von Fritz. Im Brief Nr. 108 taucht erstmals UFA-Chefdramaturg Fritz Podehl auf, mit dem ALH in der Folge mehrfach zu tun hatte; möglich, dass er hier gemeint ist.

das Manuskript] Nicht ermittelt, u. U. das Manuskript zu BS.

Schwanenstadt] Oberösterr. Stadtgemeinde im Bezirk Vöcklabruck.

Sanssouci] Von Friedrich II. erbautes Schloss in Potsdam.

Voltaire] Eigentlich François Marie Arouet (1694–1778), hielt sich in den 1750er-Jahren auf Einladung Friedrichs II. an dessen Hof in Sanssouci als Königlicher Kammerherr auf. ALH – „dessen witzig-boshafte Satiren oft mit Voltaire verglichen worden sind“ (Roček: *Die neun Leben*, S. 122) – zieht hier eine für sein Selbstverständnis aufschlussreiche Parallele zwischen sich und dem großen französischen Aufklärer: Gleich

Voltaire wird er an den (Berliner) „Hof“ berufen – wie man weiß, kam es zwischen dem streitbaren Voltaire und seinem Gastgeber bald zum Zerwürfnis; ein Verlauf, den ALH hier auch für das Verhältnis zwischen sich und seinem „Gastgeber“ zwischen den Zeilen antizipiert.

gesettelt] To be settled (engl.) = niedergelassen, versorgt sein.

92) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 15. 9. 1941

Brief (1 S., Vordruck des Hotels Kaiserhof), blaue Tinte

im Kaiserhof] Das „Hotel Kaiserhof“ „stellte bei seiner Eröffnung im Jahre 1875 das erste Grand-Hotel der jungen Reichshauptstadt dar. [. . .] Viele seiner rund 435 Salons und Zimmer waren unausgelastet. Dieser Zustand besserte sich auch nicht, als sich das Hotel verstärkt für rechtsgerichtete Gegner der Weimarer Republik öffnete. So wurde es Treffpunkt für den ‚Stahlhelm‘ und das Hauptquartier der Nationalsozialisten von Anfang der 1930er-Jahre bis zu deren Umzug in die benachbarte Reichskanzlei 1933. Der Kaiserhof verlor in dieser Zeit [. . .] namentlich die zahlungskräftigen jüdischen Gäste“ (Michael Klein: Aschinger-Konzern. Landesarchiv Berlin, Findbücher Bd. 34, Bestandsgruppe A Rep. 225. URL: www.landesarchiv-berlin.de/php-bestand/arep225-pdf/arep225.pdf, S. XVIII, abgerufen am 18. Sept. 2009).

etwas Neues entriert] Etwas „entrieren“ (österr., von frz. entrer) = etwas in die Wege leiten.

im Ossian lesen] Siehe S. 279, Anm. zu *Ossian*.

93) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 17. 9. 1941

Brief (4 S.), Bleistift

extremer Entschluss] Vermutlich meint ALH seinen – nicht ausgeführten – Entschluss, sich zu seinem Regiment zurückzumelden (siehe S. 168). Ob dieser Entschluss ernst gemeint war oder den Zensurstellen Kampfeswillen vorspiegeln soll, bleibt ungewiss.

auf der Trabrennbahn] Die HFS befand sich in Spandau-Ruhleben. 1908 war auf der Spandauer Seite von Ruhleben die Trabrennbahn der „Trabrenn-Gesellschaft Westend“ eröffnet worden. Ruhleben gehört heute teilweise zum Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf und teilweise zum Bezirk Spandau.

sogar Hasen] Vgl. Kap. 2.2.7.

bei der R.] Nicht ermittelt.

alles Erarbeitete ist [. . .] unedel] LS greift diesen Gedankengang in ihrer Antwort auf: „Dein Brief vom 16. [recte: 17.] ist wahr und gescheit u. es ist einzig und allein richtig mit allem was Du vorher sagst: Wir müssen uns alles erarbeiten und alles Erarbeitete ist schlecht u. unedel. Relativ sind Du und ich noch besser dran als die meisten anderen, ich wenigstens hab trotz allem noch manches geschenkt gekriegt, aber einfach natürlich glauben, daß alles richtig ist kann ich auch nicht. Neni, kannst Du mir nicht mehr sagen, nicht nur der ‚Aufzeiger' sein? Gerade wo Du in Deinem Brief aufhörst beginnen die Schwierigkeiten. Ich komme da, so oft ich bis dahin gekommen bin nicht weiter. Es hat doch keinen Sinn so zu tun, als bekämen wir geschenkt was wir brauchen. Eindeutig ist uns das Geschenkte zu wenig u. wir setzen mühevoll uns selber ein, da wir statt aus dem Überfluß zu schöpfen, Not leiden. Sind wir nicht bescheiden genug?" (LS an ALH, undatiertes Konzept, SteinFA).

im Majestic] Bei seinem ersten Berlin-Aufenthalt im Rahmen seiner Tätigkeit für die HFS hatte ALH im Hotel Majestic gewohnt (siehe S. 286, Anm. zu *Hotel Majestic*).

Feldwebel von Fradeneck] Nicht ermittelt.

die alte Sunstenau] In BS wird im Kapitel *Silverstolpe* die Äußerung einer Frau von Sunstenau wiedergegeben, das „Durcheinanderreden" der Menschen habe zum Umsturz der alten Ordnung geführt (A. Lernet-Holenia: *Beide Sizilien*, S. 603, 613).

94) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 19. 9. 1941

Brief (4. S., Vordruck: Hotel Kaiserhof, Berlin), blaue Tinte

Bismarck-Film] *Die Entlassung*, Uraufführung am 6. Oktober 1942, Regie Wolfgang Liebeneiner (1905–1987), mit Emil Jannings als Bismarck und Werner Hinz (1903–1985) als Wilhelm II. Angeblich stammte nicht nur das Drehbuch, sondern auch die Idee zum Film sowie dessen Titel von ALH: Jannings brauchte „[. . .] wieder ein Treatment für Goebbels. Lernet, der sich mit Bismarcks Haltung zu Österreich und daher vor allem mit Bismarcks Ende gut auskennt, schlägt dem Freund einen Film mit dem Titel ‚Die Entlassung' vor. Goebbels ist vom Stoff sehr angetan [. . .]" (Roček: *Die neun Leben*, S. 238). Tatsächlich dürfte ALH an der

Entstehung des Drehbuchs nur mitgewirkt haben: „An dem ersten Teil, der, wie Du weißt, zum Geringsten von mir ist, finden viele in Berlin ihr Entzücken und es heißt, ich hätte fast alles geschrieben" (S. 172). Das bestätigt auch Peter Pott, der das Drehbuch Felix von Eckart zuschreibt und Curt J. Braun und ALH „nur" als „Mitarbeiter" verbucht; immerhin: „An der Gestaltung dieses Drehbuchs hatte Lernet-Holenia nicht unwesentlichen Anteil" (Peter Pott: *Alexander Lernet-Holenia – Gestalt, dramatisches Werk und Bühnengeschichte* [Wiener Forschungen zur Theater- und Medienwissenschaft Bd. 2]. Wien–Stuttgart: Wilhelm Braumüller 1972, S. 131). Pott, ein Neffe ALHs, weist auch darauf hin, dieser habe ihm gegenüber mehrfach betont, seine Arbeit habe bei den meisten Drehbuchaufträgen „in einer bloß beratenden Funktion" bestanden (ebd., S. 130). Als Beispiel dafür nennt Pott *Die große Liebe* – den Film, den Roček wiederum ganz ALH zuschreibt, als „Hochzeitscarmen" für seine spätere Frau Eva Vollbach nämlich (Roček: *Die neun Leben*, S. 237, Bildlegende). Als gesichert kann gelten, dass ALH einige der Dialoge schrieb, so z. B. den der „alten Dame im Mietshaus" (im Film gespielt von Olga Engl; vgl. S. 303, Anm. zu *Frau Engel)*.

wenigstens keine Geldsorgen] ALHs Sold während seiner Tätigkeit bei der HFS war zweifellos überdurchschnittlich, zumal in Verbindung mit den zahlreichen anderen Einnahmen aus Vorabdrucken, Buchverkäufen etc. Lernet selbst gab bei der RSK, der er wohl seit 1937 angehörte (und die ihn gleichwohl 1933 auf die „Schwarze Liste" gesetzt hatte, vgl. S. 20) für 1940 „Einkünfte aus schriftstellerischer Arbeit" in Höhe von 13.000 RM an, für 1941 19.848 und für 1942 dann gar 30.864 RM; dabei war der Offizierssold noch nicht berücksichtigt (Angaben in der RSK-Akte ALHs, vgl. Sommer: Anmerkungen zu Willkür und Wohlwollen fiskalischer Organe, S. 183). 1942 betrug ein Durchschnitts-Jahresentgelt 2.310 RM – ALH war also Spitzenverdiener.

Oktoberheft der Neuen Rundschau] Vgl. S. 279, Anm. zu *Neue Rundschau*.

Silverstolpes Brief und der Traum vom Welt-Ende] Gemeint ist der Brief des Oberleutnants Silverstolpe an Marschall von Sera und der Tagtraum des Obersten Rochonville, beide in BS.

dans mon assiette] Ne pas être dans son assiette (frz.): Nicht auf dem Damm sein.

auf der Fahrt nach Ruhleben] Zur HFS.

contre cœur] Contrecœur (frz.): widerwillig, ungern.

Der traurige Sonntag] *Gloomy Sunday* (ungar. Originaltitel: *Szomorú Vasárnap*), 1933 vom ungarischen Pianisten Rezső Seress (1899–1968) komponierter „Evergreen in Schwarz“ (Nils Minkmar: Budapester Balance. In: *Die Zeit*, 21. Okt. 1999). Seress tötete sich selbst. Weltweite Bekanntheit erlangte das Lied durch die Interpretation von Billie Holiday. Die Selbstmordepidemie, die das Lied angeblich auslöste, gehört wohl in das Reich der Urban Legends.

Französische Moralisten] Wohl Fritz Schalk (Hrsg.): *Die französischen Moralisten. La Rochefoucauld. Vauvenargues. Montesquieu. Chamfort. Rivarol. Die Aphorismenbücher in voller Gestalt.* Leipzig: Dieterich Verlag 1938.

Larochefoucauld] François VI., Herzog von La Rochefoucauld, Prince de Marcillac, frz. Schriftsteller (1613–1680), schuf mit seinem Hauptwerk, den *Réflexions ou sentences et maximes morales* (1665), „die Maxime als literarische Kunstform in Frankreich“ (Brockhaus Enzyklopädie Online, Eintrag „La Rochefoucauld, François VI.“, abgerufen am 25. Sept. 2009).

Rivarol] Antoine Comte de Rivarol (eigentlich Rivaroli), frz. Schriftsteller und Journalist (1753–1801), „Verfasser geschliffener Polemiken, moralisierender Maximen, spritziger Essays und sarkastischer Porträts“ (ebd., Eintrag „Rivarol, Antoine Comte de“, abgerufen am 25. Sept. 2009).

Chamfort] Nicolas de Chamfort (eigentlich Sébastien Roch Nicolas), frz. Schriftsteller (1741–1794), Leiter des Jakobinerklubs. Seine *Maximes et pensées, charactères et anecdotes* (1795) enthalten „zeitkritische, von stark pessimistischer Grundhaltung erfüllte Aphorismen in der Tradition des französischen Moralismus“ (ebd., Eintrag „Chamfort, Nicolas de“, abgerufen am 25. Sept. 2009).

95) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 22. 9. 1941

Brief (3 S.), blaue Tinte

nebbich] Leider, schade (Gaunerspr.).

bei Kiew] Die Schlacht um Kiew fand von Mitte August bis zum 19. September 1941 statt; die dabei der Roten Armee zugefügten enormen Verluste ermutigten die Führung der Wehrmacht zum „Marsch auf Moskau“.

dieser Budjennij] Semjon Michailowitsch Budjonny (1883–1973), Marschall der Sowjetunion; 1941 Oberbefehlshaber der Südwestfront. ALHs

Schreibweise rührt daher, dass im Kyrillischen der Laut „jo“ mit einem „ё“ geschrieben (Будённый) und daher meist mit einem „e“ transkribiert wird.

dem Führer [. . .] zu vernichten] Vgl. S. 40.

96) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 24. 9. 1941

Brief (1 S.), blaue Tinte

ein schöner Gedanke mit der Uhr] LS ließ ALH über Gerhard T. Buchholz eine Uhr als Geschenk zukommen, die ALH jedoch ablehnte (siehe die Briefe Nr. 97 und 100).

Bruder B.] Gerhard T. Buchholz.

mit Dr. Benn essen] Gottfried Benn (1886–1956). Das gemeinsame Essen fand dann wohl nicht statt, hätte doch ALH in den folgenden Briefen an LS davon berichtet. Am 23. März 1942 war es dann so weit: „Gestern war ich bei Benn“, schreibt ALH tags darauf an LS (Brief Nr. 119). Dass ALH Benn für den „größten Lyriker[s], den es jetzt in Deutschland gibt“ hielt, hatte er bereits 1933 in seinem auf Benns notorische *Antwort an die literarischen Emigranten* Bezug nehmenden Brief an diesen geäußert (Alexander Lernet-Holenia: Brief an Gottfried Benn. 27. 5. 1933, Deutsches Literaturarchiv Marbach am Neckar, hier zitiert nach Hübel/Müller [Hrsg.]: *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit*, S. 51): „Eine bindendere Entschließung des deutschen Geistes als die Ihre gibt es nun für mich nicht mehr“ (ebd.). In diesem – ebenfalls viel zitierten – Brief stellt ALH Benns Verständnis von der Rolle des Dichters für die Nation das eigene gegenüber: „Der Künstler hat nicht mitzumachen, was die Nation tut, sondern die Nation hat mitzumachen, was der Künstler tut. [. . .] Der Dichter ist der Adelige der Nation, nicht ihr bloßer Angehöriger“ (ebd., S. 57f.; vgl. auch Benn/Lernet-Holenia: *Monologische Kunst*). Zum Verhältnis ALH–Benn siehe v. a. auch Rüdiger Görner: „Die Bruchflächen funkeln lassen“. Über Gottfried Benns „Erwiderung an Alexander Lernet-Holenia“. In: Hélène Barrière/Thomas Eicher/Manfred Müller (Hrsg.): *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 133–146.

97) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 25. 9. 1941

Brief (4 S.), blaue Tinte

unmöglichen Trottel Bernau] Alfred Breidbach-Bernau.

jemanden zu beeinflußen] Darauf LS in einem undatierten Briefkonzept (SteinFA): „[. . .] weil auch ich der Meinung bin daß es falsch ist jemanden zu beeinflußen. Du hast teilweise recht: Man kann nicht für jemand anders leben oder denken wollen. Nur, man kann auch nicht alle anderen Schicksale verachten, man ist ja nur ein Radl dessen Schicksal treibt und getrieben wird im Zusammenhang mit anderen. Man kann sich auch gar nicht so abgrenzen, weil, was einem gefühlsmäßig nahesteht gar nicht mehr der, die oder das andere ist, sondern man selbst ist. Freut es Dich nicht wenn es Deinem Freund gut geht? oder dem Waldi [Hund ALHs, C. D.]? Nicht weil . . . sondern es freut Dich."

die Uhr angesehen] Gerhard T. Buchholz, der offenbar mit der Überbringung des Geschenks betraut war, kehrte von ALH unverrichteter Dinge zurück und schrieb konsterniert an LS: „Er [ALH, C. D.] rief mich gestern an und bat, in Ihrem Auftrag, das fragliche Stück mitzubringen. Hatte mich schon dies ein wenig befremdet, so wuchs mein Erstaunen, als er, nachdem er seine ehrliche und helle Begeisterung geäussert hatte, nach dem Preis fragte. Ich hätte die Zahl ganz bestimmt nicht genannt, wenn er nicht ausdrücklich erklärt hätte, dass Sie ihn dazu aufgefordert haben, die Kaufsumme gegebenenfalls zu verauslagen, wenn er von der Preiswürdigkeit überzeugt ist. Jetzt geschah, was ich voraussah. Bei dem genannten Preis bekam er das Entsetzen und erklärte schliesslich nach lebhaftem inneren Kampf, dass er selbstverständlich ein so teures Geschenk nicht von Ihnen annehmen könne" (Gerhard T. Buchholz: Brief an Maria Charlotte Sweceny [SteinFA]. Berlin. o. D. [Sept. 1941]). Darauf LS an ALH (undatiertes Konzept, SteinFA): „Er [Buchholz, C. D.] schreibt unter anderen dummen Sachen: Bei dem genannten Preis bekam er das Entsetzen und erklärte schließlich nach ‚lebhaftem inneren Kampf', daß er ‚selbstverständlich' ein so teures Geschenk von Ihnen nicht annehmen könne. Das tut mir weh. Was ist denn Geld, Neni, da Du doch weißt, daß es mir nicht fehlt? Gibt es teure und billige Freuden? Mir kam es nur darauf an, Dir eine ‚große' Freude zu machen. Aber gut. Reden wir nicht mehr davon. Vielleicht habe ich es auch ungeschickt angefangen [. . .]." Weiter schreibt LS: „Du bist gerade anscheinend in einer schlechten Haut, was auch Dein Brief bestätigt: Nichts als Vorwürfe gegen andere. Ich will nicht von der Berechtigung derselben gegen andere sprechen. Mir aber mußt Du zubilligen, meinem Wunsch Dich in verhältnismäßiger Sicherheit zu wissen Ausdruck geben darf [sic!]" (ebd.).

Lisa] Anna „Lisa“ Lafaire.
Erika] Erika Kriechbaum.

98) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Berlin], o. D. [Ende Sept. 1941?]

Brief (2 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Im Brief vom 30. September 1941 ist im Zusammenhang mit Jannings ebenfalls von Pressburg (Bratislava) die Rede; ALH schreibt von Berlin aus. Beides legt nahe, den Brief Ende September 1941 zu verorten. Spätestens ab 30. war ALH dann wieder in St. Wolfgang (siehe Brief Nr. 100).
Emil] Emil Jannings.
Preßburg] Bratislava, seit 14. März 1939 Hauptstadt der ersten Slowakischen Republik, heute Hauptstadt der Slowakei.
vom Lüngerl] ALH hatte offenbar schon länger Schwierigkeiten mit der Lunge, so sehr, dass dieser Umstand sogar als mögliche Begründung für eine Freistellung vom Kriegsdienst in Erwägung gezogen wurde (vgl. S. 58). ALH sollte letztendlich an einem Lungenkarzinom sterben.
Hasenheide] Volkspark Hasenheide in Berlin-Neukölln, nördlich des Flughafens Tempelhof.
keine richtigen Hasen] Vgl. Kapitel 2.2.7.
a wilderness of hares] Wörtl.: eine Wildnis von Hasen (engl.).

99) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [29. 9. 1941?]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Bei diesem Brief handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um denjenigen, auf den ALH sich am 30. September bezieht, als er schreibt: „Hoffentlich hast Du inzwischen mein Brieferl erhalten“; es dürfte der erste Brief sein, den er nach seiner Rückkehr aus Berlin nach St. Wolfgang an LS sandte.
in Hr.] Hochrotherd.
da war ein Hase] Zur Hasen-Metapher siehe Kapitel 2.2.7.

100) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 30. 9. 1941

Brief (4 S.) mit Kuvert, blaue Tinte

mein Aufenthalt in Ruhleben] In Berlin-Ruhleben befand sich die HFS.
mein Telegramm] Nicht überliefert.
den Dir so glücklich scheinenden Posten] Offenbar hatte LS ALH in ihrem Brief davon überzeugen wollen, dass der Posten bei der HFS, bei allen Unannehmlichkeiten, große Sicherheit für ihn bedeute, für die er beim Wohlbefinden zurückstecken könne. Vgl. auch S. 61.
zu jener Institution] HFS.
an seiner Produktion] Vermutl. der Bismarck-Film *Die Entlassung*, in dem Jannings die Titelrolle spielte.
jenes genialen Einfalles von Bernau] Vgl. S. 59.
Filmtruppführer] Die NS-Filmtrupps berichteten von der Front und produzierten so wichtiges Material für die nationalsozialistische Propaganda (vgl. Barbara Korte/Horst Tonn [Hrsg.]: *Kriegskorrespondenten: Deutungsinstanzen in der Mediengesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag 2007 passim).
braucht Emil] Emil Jannings.
ein weißes Pferd] LS im erwähnten Konzept vom 1. Okt.: „Dein Pferdchen ist sehr lieb! Ich danke Dir tausendmal. Es macht mir wirklich Spaß. Es ist so fröhlich und siegessicher." Vermutlich handelt es sich um ein Souvenir oder eine Postkarte.
Die Sache mit der Uhr] Vgl. Brief Nr. 97.
mit dem Brater] Alte, ungenaue Uhr (österr. Ugs.).
das Mistvieh bringt wirklich Pech] Dazu LS im erwähnten Konzept: „Ich werde sie [die für ALH gedachte neue Uhr, C. D.] eben behalten. Vielleicht lerne ich etwas, jedesmal wenn ich sie anschau, und nicht nur wieviel Uhr es ist. Die andre Uhr, Deine, hab' ich vom Uhrmacher geholt u. der Einfachheit halber umgenommen, Deinem Wunsch entsprechend sie aber jetzt gleich abgenommen. Vielleicht hat sie ihren schlechten Zauber aber jetzt schon erfüllt und ist nun eine wie jede andere."
Wann sehe ich Dich] Dazu LS: „Lieber, ich möchte ganz vernünftig mit Dir wegen des Wiedersehens sprechen. Ich glaube es tut Dir gut u. Du weißt es auch, mit Deiner Arbeit allein zu sein für eine Weile. Ich hab' es ja auch nicht so eilig. Jedenfalls werden wir uns bevor – wenn – Du wieder nach Berlin fährst sehen u. wenn Du nicht herkommst, komme jedenfalls ich hin. [. . .] ich bin immer gern bei Dir, auch wenn ich dabei gar nicht besonders fröhlich sein kann" (Briefkonzept vom 1. Okt. 1941).

das Ms.] Manuskript.

101) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Anfang Okt. 1941]

Brief (4 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Diverse Anhaltspunkte sprechen für eine Datierung Anfang Oktober 1941: Ende September (Brief Nr. 100) hatte ALH von LS das Manuskript von BS erhalten (S. 172), das er nun überarbeitet; es ist Herbst; ALH hält sich in St. Wolfgang auf.

Schwämme] Pilze (süddt.; auch: Schwammerl).
halte ich die Handlung des Romans] ALH hat das Wort „ich" nachträglich eingefügt.

102) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 2. 10. 1941

Brief (2 S.), blaue Tinte

am Film] *Die Entlassung*.
eine zweite Sekretärin] Wer die „erste" Sekretärin war, konnte nicht ermittelt werden – vermutlich die von Emil Jannings.
Pia] Pia von Hartungen.
drüben] Bei Emil Jannings, mit dem ALH gemeinsam am Drehbuch zu *Die Entlassung* arbeitete. Jannings bewohnte ein Anwesen auf der dem Bootshaus ALHs gegenüberliegenden Halbinsel des Wolfgangsees.

103) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 4. 10. 1941

Brief (1 S.), blaue Tinte

vorschlagen zu kommen] LS kam und blieb dann offenbar bis zum 28. oder 29. Oktober; in seinem Brief vom 29. Oktober fragt ALH sie, ob sie eine gute Fahrt gehabt habe.
die Pia] Pia von Hartungen.
bei der Mauz] Anne Mautz (Lebensdaten nicht ermittelt), in deren „Villa Almrausch" Pia von Hartungen und Otto Dressel wohnten (vgl. S. 221, Anm. zu *Pia ist jetzt*).
zu Emil] Emil Jannings.

104) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 29. 10. 1941

Brief (1 S.), blaue Tinte

Der zweimonatige Abstand zum nächsten Brief dürfte durch einen längeren Wien-Aufenthalt ALHs, den er im vorliegenden Brief bereits ankündigt, bedingt sein. Im WStLA ist leider für den Zeitraum von 11. März 1941 bis 10. März 1942 keine Meldung ALHs verzeichnet.

Emils Programm] Emil Jannings.

Szene mit Bismarck und dem Holstein] Für den Bismarck-Film *Die Entlassung*, siehe S. 289, Anm. zu *Bismarck-Film*. Friedrich von Holstein (1837–1909), Diplomat, „Graue Eminenz" des Auswärtigen Amts und Gegner der Russlandpolitik Bismarcks, wurde im Film von Werner Krauss (1884–1959) gespielt.

die Pia] Pia von Hartungen.

105) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [Ende Dez. 1941]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Der Brief kann mithilfe von ALHs Erwähnung der Tatsache, dass er auf Post aus Berlin wartet, auf Ende Dezember 1941 datiert werden – Tage, in denen er in seinen Briefen an LS mehrfach das Ausbleiben von Nachrichten aus Berlin bedauert. Auch ist die Rede von der bevorstehenden Reise nach Berlin am 1. Januar 1942 (die dann wegen einer Lawine auf den 3. verschoben wurde, siehe Brief Nr. 111).

Die Hasen hier] Vgl. Kapitel 2.2.7.

bei Wunderer] Der Oboist, Komponist und Dirigent Alexander Wunderer (1877–1955) hatte sich 1938 nach seiner „Beurlaubung" von der Akademie für Musik und Darstellende Kunst nach Zinkenbach am Wolfgangsee zurückgezogen. Seine Frau Helene Pessl, eine Jüdin, war nach Amerika emigriert.

Dacqué] Edgar Dacqué (1878–1945), dt. Paläontologe und Theosoph, trat für die Überlegenheit der magischen Weltanschauung gegenüber der mechanistisch-intellektuellen ein. In *Das Leben als Symbol* (München: R. Oldenbourg 1928) „übt D. wie schon früher Kritik an der Darwin-Haeckel'schen Lehre vom einheitlichen Stammbaum der Lebewesen. D. vertrat vielmehr in seinen Werken den Standpunkt, daß der Mensch von jeher eine Sonderstellung in der Schöpfung eingenommen hat und sich

noch jetzt zum Unterschied von Affen in einem bei weitem primitiveren Entwicklungszustand befindet. Auch das Alter der Menschen legte D. viel weiter, ja, bis in das Erdmittelalter zurück. Er sah in den allen Völkern eigenen Überlieferungen (z. B. der Sage der Sündflut, von Atlantis u. a.) einen Beweis dafür, daß die Erinnerung des Menschengeschlechtes bis in die Zeit der Drachen, Echsen und damit bis weit vor die Periode der Eiszeit zurückgeht" (Munzinger Online – Internationales Biographisches Archiv. URL: www.munzinger.de, Eintrag zu E. D., abgerufen am 9. Dez. 2009). Die Thesen, die ALH etwa den Protagonisten des *Mann im Hut*, Clairville, äußern lässt, stammen von D.: „Allein nur irreale Politik ist wirkliche Politik. Realpolitik ist letzten Endes nichts als Verödung, Einschläferung und Versandung. Alles Wirkliche verwest zuletzt bei lebendigem Leibe. Nur das Unwirkliche ist schließlich stärker, es ist die Rettung der Welt" (Alexander Lernet-Holenia: *Der Mann im Hut*. Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1975, S. 238f.; vgl. hierzu Martin Werner: *Die Kälte-Metaphorik in der modernen deutschen Literatur*. Universität Düsseldorf: Diss. 2006, S. 81 FN 136). – Zu den Lesern von D.s Schriften gehörten auch Gottfried Benn (sein „Hyperboräer"-Konzept ist von D. beeinflusst, vgl. ebd., S. 82ff.) und Thomas Mann. D. war das Vorbild für den Paläozoologen Dr. Egon Unruhe in Thomas Manns *Doktor Faustus* (vgl. Peter de Mendelssohn: *Nachbemerkungen zu Thomas Mann I. Buddenbrooks – Der Zauberberg – Doktor Faustus – Der Erwählte*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1982, S. 173f.).

106) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D. [24. 12. 1941]

Brief (1 S.), blaue Tinte

Zur Datierung: Die „herrlichen Geschenke [. . .]" lassen auf den 24. Dezember 1941 schließen, zumal ALH sich auf den Besuch „am anderen Ufer" (bei Jannings) vorbereitet, wo er den Heiligabend verbringen wird (siehe nächster Brief). Zur Datierung siehe auch unten, Anm. zu *der Führer den Oberbefehl*.

die Hasen] Vgl. Kapitel 2.2.7.
ans andre Ufer] Zu Emil Jannings und Gussy Holl, vgl. folgenden Brief.
in Orel] Orjol (Орёл), Stadt in Zentralrussland.
die Jula besuchen] Jula Peter.

aus Japan] Japanpapier, eine handgeschöpfte, transparente Papierart.
der Führer den Oberbefehl] Hitler hatte am 19. Dezember 1941 den Oberbefehl über das Heer übernommen.

107) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 26. 12. 1941

Brief (2 S.), blaue Tinte

bei Jula] Jula Peter.
den Oberbefehl] Siehe S. 299, Anm. zu *der Führer den Oberbefehl*.
wir alle sind uns des Sieges sicher] Vgl. S. 62.
Von den Hasen] Vgl. Kapitel 2.2.7.

108) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 29. 12. 1941

Brief (1 S.), blaue Tinte

ein Telegramm von Podehl] Fritz Podehl (1892–1960), dt. Produzent und Drehbuchautor (u. a. *Schicksal*, Herstellungsleitung, 1941/1942; *Sommerliebe*, Herstellungsleitung, 1942; *Liebe nach Noten*, Produktionsleitung, 1944/45; *Der gebieterische Ruf*, Produktionsleitung, 1944). P. war seit 1929 Chefdramaturg der UFA und ab 1944 als Produktionsleiter für die Wien-Film tätig. In den 1950er-Jahren war er Vorsitzender der Kommission FSK (Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft).
die Welt als Willen und als Vorstellung] Anspielung auf Arthur Schopenhauers (1788–1860) Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819).
Emil] Emil Jannings.
dem Sándor und der Mi] Alexander Hartwich und eine nicht ermittelte Frau.
Aussee] Kurzform für das Ausseer Land, zu dem der Kurort Bad Aussee, das benachbarte Altaussee mit dem Altausseer See und das umliegende Land zählen. Zahlreiche Künstler und Schriftsteller verbrachten dort ihre Sommerfrische (u. a. Hugo von Hofmannsthal, Arthur Schnitzler, Friedrich Torberg) bzw. lebten überhaupt dort (u. a. Jakob Wassermann, Leopold von Andrian). Bad Aussee liegt ca. 43 km vom St. Wolfgang entfernt.

109) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 30. 12. 1941

Brief (2 S.), blaue Tinte

mit der Überfahrt] Vgl. Brief Nr. 107.

die Janningse] Emil Jannings und dessen Frau, die Schauspielerin Gussy Holl (1888–1966), in zweiter Ehe mit Jannings verheiratet (seit 1922).

zwei Bilder] Nicht überliefert.

in der Situation von „Strahlenheim"] In der 1938 bei S. Fischer erschienenen Erzählung kommt „ein amerikanischer Friedensvermittler" bei einem Sturm auf dem Wolfgangsee um.

Sándor und Mi] Alexander Hartwich und eine nicht ermittelte Frau.

man schreibt es groß] LS an ALH in einem (undatierten) Konzept aus diesen Tagen: „Jetzt sollte ich eigentlich den Brief schließen und einen neuen anfangen beginnend mit: ‚Lieber, lieber Neni, ich wünsche Dir ein gutes Neues Jahr.' (Der Peter [Otto C. Sweceny, C. D.] sagt, in diesem Fall schreibt man Neues groß.) Da ich Dir aber an jedem Tag und zu jeder Stunde immer nur Liebes und Gutes wünsche, so ganz selbstverständlich und mit aller Wärme die ich für Dich fühle, so hab ich heute zwar die Schwierigkeiten mit der Formulierung, sonst aber ist nichts neues oder ausnahmsweises dabei" (SteinFA).

Mispeln] Auch: As(ch)perln (österr.). Die birnenförmigen, bräunlichen Früchte des Mispelbaums können eingekocht oder nach einem Frost roh gegessen werden. Vielleicht meint ALH auch Misteln, die im angelsächsischen Raum in der Weihnachtszeit als Blumenschmuck verwendet werden.

110) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 1. 1. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

Sándor und Mi] Alexander Hartwich und eine nicht ermittelte Frau.

ruf die Lisa an] Anna „Lisa" Lafaire.

111) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 1. 1. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

Scharfling] Scharfling liegt am Südufer des Mondsees, ca. 6 km von St. Gilgen am Wolfgangsee entfernt (vgl. Abb. 18).

112) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 3. 1. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

113) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 4. 1. 1942

Brief (2 S.), Bleistift

den Hasen, den Du mir geschenkt hast] Nicht überliefert.
mit dem Silberstift] Vgl. Brief Nr. 108.
„Mercurus zeigte 37'2"] 37,2 Grad Celsius. Die Anspielung, die sich möglicherweise hinter den Anführungszeichen verbirgt, konnte nicht ermittelt werden. „Mercurus" steht für das Quecksilber des Fieberthermometers.

114) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Berlin], o. D. [11. 1. 1942]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: LS hat diesen Brief am linken unteren Rand datiert, wobei der 13. Januar wohl den Tag des Erhalts bezeichnet. Der Samstag, an dem ALH telefonieren wollte, dürfte der 10. Januar gewesen sein; der Brief wurde also vermutlich am 11. verfasst.
pièce de resistance] Pièce de résistance (frz.): Höhepunkt, Glanzlicht.
um einen Grad höher gestiegen] ALH ist zum „Oberleutnant" befördert worden (vgl. folgenden Brief). Ein Foto aus dem „Fotoatelier Kitty Hofmann, Wien I., Stubenring 29", zeigt ihn noch als Leutnant (vgl. Abb. 2). Blaser/Müller datieren das Bild auf 1939 (Blaser/Müller: *Alexander Lernet-Holenia 1897–1976*, S. 27), Roček auf 1942 (Roček: *Die neun Leben*, S. 240). Nachdem ALH bereits am 11. Januar 1942 Oberleutnant wurde, stimmt die Datierung auf 1942 eher nicht. In der Zeit von 1. bis 3. Januar hielt ALH sich in St. Wolfgang auf, ab 4. dann wieder in Berlin – es war also keine Gelegenheit, in Wien ein Foto machen zu lassen.
fêtiert] Gefeiert; fêter (frz.): feiern.
Wratschko] Major Erwin Wratschko (1892–?) führte u. a. Regie beim Kriegs-Dokumentarfilm *Schulter an Schulter* (1936) und zeichnete für die Militäraufnahmen des 1934 auf der Biennale in Venedig mit der Goldenen Medaille für den besten Musikfilm ausgezeichneten Bolváry-Films *Frühjahrsparade* (mit Paul Hörbiger in der Hauptrolle) verantwortlich. Seit 1941 war W. Leiter der HFS und spielte bei ALHs Abkommandierung

dorthin eine wichtige Rolle (vgl. S. 59). W. – er trug die Erkennungsmarke „-8- H. F. St.“ – war ab 5. Sept. 1939 bei der HFS; am 20. Aug. 1942 wurde er zum Oberstleutnant befördert. Die Personalpapiere W.s sind vermutlich „durch Kriegseinwirkung verloren gegangen“ (Deutsche Dienststelle: Brief an den Verf. Berlin. 14. Dez. 2011).

13. /I. 42.] Hs. Zusatz von LS.

115) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Berlin], o. D. [ca. 14. 1. 1942]

Brief (4 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Wieder ist die Datierung des Briefes der Empfängerin zu verdanken: Sie hat im rechten unteren Eck der dritten Seite vermerkt: „erhalten 17./I 42“ – man kann also davon ausgehen, dass ALH den Brief ungefähr am 14. Januar schrieb und zur Post gab. Der recht große Abstand (rund zwei Monate) zum nachfolgenden Brief vom 15. März 1942 erklärt sich durch die Italienreise, die ALH hier ankündigt. In Italien traf ALH u. a. wohl Giovacchino Forzano (siehe unten, Anm. zu *die Forzano-Sache*). Rund eine Woche (vom 2. bis 10. März) hielt sich ALH auch in Wien auf, wo er LS sah und ihr nicht zu schreiben brauchte (Hotel Imperial, vgl. Meldeunterlagen WStLA).

Lübben] Stadt in der Niederlausitz (Spreewald), ca. 84 km südlich von Berlin. ALH traf sich in Lübben vermutlich mit dem Filmproduzenten Bruno Duday, der dort ein Kriegsgefangenenlager leitete (siehe nächster Brief, Anm. zu *mit Duday*).

einen sehr groß angelegten Film] Die „Forzano-Sache“, von der im nächsten Brief die Rede ist.

dans son assiette] Ne pas être dans son assiette (frz.): Nicht auf dem Damm sein.

Rittmeister] Der Rittmeister oder Hauptmann folgte in der Hierarchie der Wehrmachts-Dienstgrade auf den Leutnant. Rittmeister war das kavalleristische Pendant des Hauptmanns.

Dieser „Nachsommer“] Der Roman Stifters (1857) gehörte zu ALHs Lektüre während des Zweiten Weltkriegs. ALH über Stifter: „das Nichtübereinstimmen des Weltbilds, das er [Stifter, C. D.] sich gemacht hatte, mit dem wirklichen, scheint mir ein Schlüssel zum Verständnis unseres eigenen Nicht-mehr-Verstehens der Umwelt zu sein [. . .]“ (zit. in: Daviau: Lernet-Holenia in seinen Briefen, S. 61). Ruthner, der diesen

undatierten Brief ALHs an Rudolf Holzer ebenfalls wiedergibt, konstatiert: „Anachronismus und Fatalismus als [. . .] letzte[s] Sinnangebot des Wertkonservativen“ (Ruthner: Fatale Geschichte[n] im „Zwischenreich“, S. 20). Bereits Hermann Bahr hatte eine Verbindung zwischen dem damals 24-jährigen ALH und dem von ihm, Bahr, wiederentdeckten Adalbert Stifter hergestellt: „Lernet hätte noch auch auf Stifter weisen können, der ganz dasselbe will mit seiner Maxime: Gestalten machen, nicht Worte!, und dem das im ‚Witiko‘ und im ‚frommen Spruch‘ durchaus gelang: hier benennt das Wort die Dinge nicht bloß, es erschafft sie“ (zit. nach Karl Kraus: Dorfkirchl schaut zu. In: *Die Fackel* 588–594 [März 1922], S. 27–30, hier S. 27).

in einem Furtwängler-Konzert] Wilhelm Furtwängler (1886–1954), dt. Dirigent, übernahm 1933 die Direktion der Berliner Staatsoper und wurde im selben Jahr Vizepräsident der Reichsmusikkammer. 1934 musste er wegen seines Protests gegen das Aufführungsverbot von Hindemiths *Mathis der Maler* zurücktreten, nahm aber 1935 seine öffentliche Tätigkeit wieder auf. F. dirigierte 1938 die ersten Salzburger Festspiele des „angeschlossenen“ Österreich. Auf der Sonderliste der drei wichtigsten Musiker der „Gottbegnadeten-Liste“ (vgl. Klee: *Kulturlexikon zum Dritten Reich*, S. 171).

erhalten 17./I 42] Hs. Zusatz von LS.

dass ich abgereist bin] Die ursprünglich freie vierte Seite des Briefbogens hat ALH später dazu genutzt, eine zweite Nachricht an LS zu schreiben, und zwar offenbar in der Abreise nach Italien begriffen. Die Handschrift dieser Zeilen ist sehr flüchtig, ALH scheint in Eile gewesen zu sein. Es liegt nahe, dass er sich noch im Januar 1942 auf dem Weg von Berlin nach Italien in Wien bei LS aufhielt und ihr diese Nachricht auf dem freien Blatt seines dort offen herumliegenden Briefes hinterließ – Anfang Februar plante er wieder in St. Wolfgang zu sein. Bei dieser Reise ging es vermutlich um das Filmprojekt, das ihn mit Giovacchino Forzano, Bruno Duday und Gerhard T. Buchholz zusammenführte (siehe folgenden Brief).

Pia] Pia von Hartungen.

Frau Engel] Die österr. Schauspielerin Olga Engl (1871–1946) spielte in *Die große Liebe* die Rolle der „alten Dame im Mietshaus“.

im Erzherzog Karl] Hotel Erzherzog Karl, Kärntner Straße 31 (heute nicht mehr existent) – hier war ALH bereits vom 16. Januar bis 1. Februar 1927 gemeldet gewesen (Meldeunterlagen WStLA). Das 1869 zum Hotel erweiterte Gasthaus war in Wien sehr beliebt und verfügte über eine

prominente Gästeschaft. 1945 wurde es durch einen Bombentreffer vollständig zerstört (Martin Putschögl: Wo Beethoven einst die Nachbarn nervte. In: *derstandard.at*, 19. Mai 2011. URL: http://derstandard.at/1304552329564/Wiener-Stadtgeschichte-Wo-Beethoven-einst-die-Nachbarn-nervte).

Astoria [...] Auto] Hs. Zusatz von LS.

116) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 15. 3. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

das Philharmoniker-Exposé] Siehe auch Brief Nr. 117, wo ALH von einem Exposé spricht, das er für Furtwängler schreibe.

die Forzano-Sache] Giovacchino Forzano (1883–1970), italienischer Dramatiker und Librettist, Sänger, Theater- und Filmregisseur, verfasste Dramen sowie Libretti für Opern (u. a. von Mascagni, Leoncavallo und Puccini). F. stand den Faschisten nahe und verfasste gemeinsam mit Benito Mussolini die Texte *Campo di Maggio* (1930), *Villafranca* (1932) und *Cesare* (1937). Die deutsche Uraufführung des Napoleon-Dramas *Campo di Maggio* (dt. Fassung: *Hundert Tage*, 1932 ausgerechnet bei Zsolnay erschienen) am 30. Januar 1932 am Weimarer Nationaltheater „wurde zu einem Politikum mit symbolischer Bedeutung für die Freundschaft zwischen Faschismus und Nationalsozialismus“ (Gaetano Biccari: *„Zuflucht des Geistes“? Konservativ-revolutionäre, faschistische und nationalsozialistische Theaterdiskurse in Deutschland und Italien 1900–1944* [Schriftenreihe Forum Modernes Theater, Bd. Bd. 28]. Tübingen: Gunter Narr Verlag 2001, S. 291). „Forzano war [...] wegen der effektvollen und äußerst bühnenwirksamen Lebendigkeit seiner Komödien erfolgreich“ (ebd., S. 300). Das deutsch-italienische Kulturabkommen vom 23. November 1938 sorgte dafür, dass „leichte[n] Komödien aus dem alliierten ‚Bel Paese‘“ (ebd., 299) auf dem Spielplan deutscher Theater standen, so auch Werke F.s. ALH und F. arbeiteten gemeinsam an einem Filmprojekt, das ALH u. a. auch nach Rom (vgl. Brief Nr. 130) und Pisa führte (vgl. Brief Nr. 124). Zu diesem Filmprojekt vgl. auch S. 63f.

mit Duday] Bruno Duday (1880–1946), dt. Filmproduzent, ab 1930 Produktionsleiter der UFA. Der Ulanenmajor des Ersten Weltkriegs nahm bei Kriegsbeginn wieder seine Offizierstätigkeit auf und wurde zum Kommandant der Kriegsgefangenenlager Lübben und Friesack bestellt (Klee: *Kulturlexikon zum Dritten Reich*, S. 122) – daher ALHs Fahrt nach

Lübben im Januar des Jahres (vgl. vorhergehenden Brief). D. produzierte 40 Filme, darunter *Zu neuen Ufern* mit Zarah Leander (1937). Er verstarb 1946 in Haft (Berlin-Tegel).

Union-Klub] Union-Club 1867, auf Initiative des Verlegers und Husaren-Reserve-Offiziers Fedor Andre gegründeter Reitclub, dem ranghohe Aristokraten angehörten (auch Bismarck war Mitglied). „An ‚Vornehmheit' übertraf keine gesellschaftliche und sportliche Vereinigung diesen Sportklub. [. . .] Daß man den Klub in der NS-Ära nicht liquidierte, war wohl nur darauf zurückzuführen, weil ihm als Mitglieder seit jeher auch die fremdländischen Botschafter und Gesandten angehörten. [. . .] Der Union-Klub war [. . .] einer der wenigen deutschen Klubs, in denen etwa wie in England ein Klubleben herrschte" (Walter F. Kleffel: Eine geschlossene Gesellschaft von Gentlemen. In: *Die Zeit*, 25. Aug. 1967). Der Klub veranstaltete Galopprennen, die der ehemalige Dragoner und passionierte Reiter ALH – im Gegensatz zu Trabrennen („ein ordinärer Sport", S. 164) – schätzte.

117) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 19. 3. [1942]

Brief (1 S.), lila Bleistift bzw. blaue Tinte (P. S.)

Dein Exemplar von den ‚Beiden Sizilien'] BS erschien 1942 bei Suhrkamp; beim hier erwähnten Exemplar handelt es sich offenbar um eine Manuskriptfassung, denn ALH schreibt am 1. Mai 1942 an LS, dass der Druck des Buches erst bewilligt worden sei (S. 193). Die letzte Umbruch-Korrektur erfolgte dann Anfang Mai 1942 (S. 194: „[. . .] ich habe das MS der Beiden Sizilien für die Drucklegung eingerichtet"), der Umbruch allerdings – wohl auch bedingt durch ALHs Italienaufenthalt im Mai/Juni – erst im September (siehe S. 318, Anm. zu *nun umgebrochen)*. LS schreibt in einem undatierten Konzept an ALH: „Die beiden Sizilien hat seinerzeit Rudi [nicht ermittelt, C. D.] an den Fischer Verlag schicken müssen in Deinem Auftrag, ich war damals nicht in Wien. Hast Du mir ein anderes Exemplar zurückgegeben? Bitte rechne es einmal nach. [. . .] Halt, die beiden Sizilien die ich hatte, hast Du doch im Sommer gewünscht und überarbeitet. Jetzt kenne ich mich gar nicht mehr aus, denn nachher wurden sie doch erst abgeschrieben. Ach Neni, Du wirst meinen ich gebe auf Deine Sachen nicht acht und gerade das tu ich. Wenn Du aber Deinem Hofnarren schenkst und nimmst, wie eben ein Fürst, wie soll er sich da auskennen."

‚Mars im Widder‘ [. . .] fertiggebunden sein] Tatsächlich war das Buch bereits seit einem knappen Jahr gedruckt, die Auslieferung wurde jedoch gestoppt (siehe S. 271, Anm. zu *‚Mars im Widder‘ [. . .] ausgedruckt*). Offenbar wusste ALH nichts vom Schicksal seines Buchs oder hoffte immer noch, der Auslieferungsstopp würde wieder aufgehoben. Die Briefstelle bekräftigt allerdings die Annahme, ALHs Aushänger-Exemplar sei das einzige Exemplar gewesen, das zumindest er selbst je in Händen hielt.

mein neues Exposé] Siehe S. 185, Anm. zu *das Philharmoniker-Exposé*.

größeres Exposé für einen Film] Nicht ermittelt. *Die große Liebe* kann es nicht gewesen sein, sie wurde im Juni 1942 bereits gespielt. An *Die Entlassung* hatte ALH bereits im Herbst des Vorjahrs gearbeitet (vgl. S. 289, Anm. zu *Bismarck-Film*).

4 Packerln Johnny] „Jonny“ [sic!], eine Zigarettenmarke der Österreichischen Tabakregie, „kam 1928 auf den Markt, als Namenspate fungierte Ernst Kreneks Oper ‚Jonny spielt auf‘. Sie wurde als ‚fein, gehaltvoll, besonders herb‘ beschrieben und bestand aus saucierten nordamerikanischen und orientalischen Tabaken. Die Packung wurde vom Architekten Oswald Haerdtl gestaltet“ (Georg Thiel: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [E-Mail]. Sammlungen JTI/Austria Tabak, Wien. 31. Mai 2010).

Raucherkarte] Sogenannte Raucherbezugskarten regelten seit 1939 die Möglichkeiten des Tabakbezugs.

Drama] Zigarettenmarke der Österreichischen Tabakregie, erhältlich als „Drama Austria“ und „Regie Drama“. „Die ‚Drama‘ war eine Sorte, die bereits im 19. Jahrhundert lanciert wurde, benannt wurde sie nach dem gleichnamigen griechischen Tabakanbaugebiet“ (ebd.).

Haupttrafik] Am Kohlmarkt 6 in Wien, in unmittelbarer Nähe der Buchhandlung Manz, existiert bis heute eine gut sortierte Tabakhandlung (österr. „Trafik“).

118) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 22. 3. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

Forzano-Sache] Siehe auch S. 304, Anm. zu *die Forzano-Sache*.

Dein Brieferl mit den Träumen] Nicht überliefert.

wieder gut [. . .] Neni] Text in drei Zeilen aufrecht am linken Blattrand.

119) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 24. 3. 1942

Brief (2 S.), blaue Tinte

Oberstleutnant K.] Nicht ermittelt.

Besprechung eines Films] Nicht ermittelt (vgl. S. 306, Anm. zu *größeres Exposé für einen Film*).

bei Benn] Gottfried Benn (vgl. auch S. 65 und S. 292, Anm. zu *mit Dr. Benn essen*).

Mallarmé] Stéphane Mallarmé (1842–1898), frz. Lyriker, Exponent des Symbolismus.

Alkaios] Griech. Dichter aus Mytilene auf Lesbos (um 630 v. Chr. – um 580 v. Chr.); gemeinsam mit Sappho ein Vertreter der äolischen Lyrik.

die „Intentions"] 1891 erschienen Wildes Essays *The decay of lying* (*Der Verfall der Lüge*, 1889), *Pen, pencil and poison* (Feder, Pinsel und Gift, 1889), *The critic as artist* (*Der Kritiker als Künstler*, 1890) und *The truth of masks* (*Die Wahrheit der Masken*, 1885) als *Intentions* bei James R. Osgood, McIlvaine & Co. in London.

Rittmeister] Vgl. S. 302, Anm. zu *Rittmeister*.

Wiener Film AG] Wien-Film GmbH, österr. Filmproduktionsgesellschaft, seit 1938 der HFS unterstellt und für die Filmproduktion der „Ostmark" zuständig. Zu den Stars des Wien-Film gehörten etwa Attila Hörbiger, Hans Moser und Paula Wessely. Sie prägte das bis heute beliebte Genre des „Wiener Films": in Wien spielende, vom Wiener Dialekt geprägte Unterhaltungsfilme zwischen Melodram, Komödie und Historienfilm.

kein Briefpapier] ALH schreibt in diesem wie auch im vorhergehenden Brief ungewöhnlich klein und eng, offenkundig aufgrund von Papiermangel. Ab „[. . .] mußte ich den ganzen Samstag und Sonntag [. . .]" ist der restliche Brieftext auf die Blattränder verteilt.

Deine Krankheit] Nicht ermittelt. LS (die 1956 mit nur 52 Jahren starb) kränkelte leicht.

valoofst Du Dich] ALH imitiert den Berliner Dialekt.

der alte Kottwitz] Hans Ernst Baron von Kottwitz („der fromme Baron"; 1757–1843) war „eine der bestimmenden Persönlichkeiten der Erweckungsbewegung in Preußen, wegen seines sozialen Engagements und seiner vorbildlichen Lebensführung hoch geschätzt" (Friedrich-Wilhelm Bautz [Hrsg.]: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon [ab Bd. III fortgeführt von Traugott Bautz]*. Bd. IV. Herzberg: Verlag Traugott Bautz 2002, Spalten 560–566).

wällisch reden] Wohl: welsch, also italienisch.
die restlichen Johnny] Zigarettenmarke, vgl. S. 306, Anm. zu *4 Packerln Johnny*.
Drama] Zigarettenmarke, vgl. S. 306, Anm. zu *Drama*.

120) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 28. 3. 1942

Brief (1 S.), lila Bleistift

Sylvia Gräfin Münster] Bei Sylvia Münster (Daten nicht ermittelt) in der Schwarzenbergstraße 3/2/1/12a war ALH ca. Mitte März 1942 gemeldet (Meldeunterlagen WStLA; vgl. auch Berger: Ein dichtender Grandseigneur, S. 102 FN 76, der fälschlicherweise „Schwarzenbergplatz" schreibt).
dem Herrn Lehner] Nicht ermittelt, wohl ein Angestellter des Hotels „Imperial".
Lisa] Anna „Lisa" Lafaire.

121) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 29. 3. [1942]

Brief (1 S.), lila Bleistift

rek. Packerln] Rekommandierte, d. h. eingeschriebene Pakete.
Johnnys] Zigarettenmarke, vgl. S. 306, Anm. zu *4 Packerln Johnny*.
Drama] Zigarettenmarke, vgl. S. 306, Anm. zu *Drama*.
das Gedichtmanuskript bei Suhrkamp] Bei diesem Manuskript handelt es sich um den für und mit Peter Suhrkamp geplanten Gedichtband, über den ALH schließlich am 30. Sept. 1942 aus St. Wolfgang an jenen schreibt: „[. . .] – was geben wir nicht wirklich ein Gedichtbuch heraus? [. . .] Nehmen wir *Die Goldene Horde*, die *Tafeln* oder vielmehr *Inschriften* aus den *Sizilien* und die *Trophae* in einen Band von 120 Seiten zusammen – und Sie werden sehr Wesentliches publiziert haben" (A. Lernet-Holenia: *Das lyrische Gesamtwerk*, S. 655). Vor allem war ALH an den 1941 erstmals in einer kleinen Ausgabe als Manuskript im Faksimiledruck veröffentlichten Gedichten *In turmae nostrae memoriam* (eben jenen *Tafeln* bzw. *Inschriften*, vgl. S. 264, Anm. zu *die Tafeln*) gelegen. Die bibliophil ausgestattete Erstauflage der *Trophae* erschien schließlich 1946 mit 600 Exemplaren im Zürcher Pegasus Verlag des Gregor Müller. An diesen schrieb ALH: „[. . .] ich hänge sehr daran. Denn meine Beschäftigung mit diesen Versen ist eine solche gewesen,

daß ich während des ganzen Krieges dazu zurückgekehrt bin und im eigentlichsten Sinne immer wieder zu mir selbst gefunden habe“ (ALH an Gregor Müller, St. Wolfgang, 17. Jan. 1946; zit. nach ebd., S. 653). Verbreitung gefunden hat die Erstauflage der *Trophae* wohl vorwiegend in Liebhaberkreisen; nur 200 von 600 Exemplaren konnten verkauft werden (ebd., S. 661; dort findet sich auf S. 661f. auch ein Pressespiegel zu dem Gedichtband).

122) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 16. 4. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

des Majors] Wohl Erwin Wratschko, Leiter der HFS.

des Obersten] Vermutl. „Oberstleutnant K.“ aus Brief Nr. 119.

des Führers] Hitlers Geburtstag war der 20. April 1889; er stand zum Zeitpunkt des Verfassens also noch bevor.

Rittmeister werden] Bereits am 24. März hatte ALH an LS geschrieben: „Wenn ich nur schon Rittmeister wäre! Eher hört der Krieg nicht auf.“

Mit der Bavaria] Bavaria Film GmbH, deutsche Film- und Fernsehproduktionsfirma in Geiselgasteig bei München, 1919 als Münchener Lichtspielkunst AG begründet, ab 1942 im Besitz der UFA-Film GmbH (Berlin). Hauptsächlicher Beweggrund ALHs für den Vertrag mit der Bavaria scheint gewesen zu sein, eine weitere Stelle zur Verfügung zu haben, die für ihn um Urlaub ansuchen konnte (siehe auch die Briefe Nr. 123 und 124 vom 22. bzw. 23. April sowie Nr. 127 vom 1. Mai 1942).

den italienischen Film] Gemeint ist das Projekt mit Giovacchino Forzano, das in mehreren Briefen anklingt (vgl. u. a. die Briefe Nr. 116–119, 122) und an dem auch Bruno Duday und Gerhard T. Buchholz beteiligt waren.

123) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 22. 4. 1942

Brief (2 S.), blaue Tinte

Hartl] Nicht ermittelt.

Der Vertrag von der Bavaria] Siehe S. 309, Anm. zu *Mit der Bavaria*.

Uk. gestellt] „Unabkömmlich gestellt“; Definition: „Stellung eines zum Wehrdienst einberufenen Arbeitnehmers, die es erlaubt, dass der Arbeitgeber die Möglichkeit erhält, diesen für begrenzte oder ausnahmsweise unbegrenzte Zeit weiterbeschäftigen zu dürfen“ (Gabler Verlag [Hrsg.]:

Gabler Wirtschaftslexikon. URL: http://wirtschaftslexikon.gabler.de/, Eintrag „Unabkömmlichstellung“, abgerufen am 28. Mai 2010). ALHs UK-Stellung erfolgte schließlich am 18. Januar 1943 (vgl. S. 315, Anm. zu *meine Beurlaubung*).

Groh] Nicht ermittelt.

124) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, Hotel Kaiserhof, 23. 4. 1942

Brief (2 S.), Bleistift

in Pisa verbringen] Im Zusammenhang mit dem Filmprojekt mit Forzano, siehe auch S. 304, Anm. zu *die Forzano-Sache*. Forzano hatte in Tirrenia in der Nähe von Pisa „ein kleines, aber ziemlich leistungsfähiges Filmatelier gebaut“ (Joseph: *Ein Tisch bei Romanoff's*, S. 181).

den Bavaria-Urlaub] Ein Vertrag mit der Bavaria Film GmbH ermöglichte diese Beurlaubung, siehe auch S. 309, Anm. zu *Mit der Bavaria* bzw. die Briefe vom 22. April (Nr. 123) und 6. Mai 1942 (Nr. 129).

125) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 28. 4. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

nach Hr.] Hochrotherd.

Eure Angelegenheiten mit dem Haus] Möglicherweise bezieht sich ALH auf den Umstand, dass LS immer wieder mit ihrem Bruder Walter Stein wegen des gemeinsamen Hauses in Hochrotherd im Streit lag.

Mussolini] Benito Mussolini (1883–1945), 1922–1943 Diktator Italiens und *Duce del Fascismo* (Führer des Faschismus).

unter dem Eindruck der Führerrede] Hitler hatte sich in seiner berüchtigten Rede vom 26. April 1942 „zum Obersten Gerichtsherren des Deutschen Volkes“ ausgerufen, weil dem „inneren Feind“ anders nicht zu begegnen sei. Umgesetzt wurden die Inhalte der Rede in einem Reichstagsbeschluss (Reichsgesetzblatt 1942 I S. 247).

126) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Berlin], o. D. [Anfang Mai 1942?]

Brief (1 S.), blaue Tinte

Zur Datierung: Die Datierung ist in diesem Fall schwierig. Am ehesten infrage kommt Anfang Mai 1942: ALH hielt sich im Zeitraum zwischen 6. Mai und 14. Juni 1942 in Italien auf, wo er schon im Januar gewesen war, wohl im Zusammenhang mit dem „Forzano-Projekt“ (vgl. S. 304, Anm. zu *die Forzano-Sache*). Im Januar hatte er auch schon im Hotel „Erzherzog Karl“ gewohnt und dort einen Dialog für eine Filmrolle hinterlegt (vgl. Brief Nr. 115) – so ließe sich die Wendung „[...] im Erzherzog Karl [...], am besten wieder 110“ erklären.

mein Kommandeur] Major Erwin Wratschko, Leiter der HFS.

1200 Mark] Nicht ermittelt.

127) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 1. 5. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

in die Friedrichstraße zur Lufthansa] Die Lufthansa unterhält auch heute noch ein „City Center Travel & Touristik“ in der Friedrichstraße 185–190. Die Friedrichstraße liegt in den Berliner Stadtteilen Mitte und Kreuzberg.

Der Druck der „Beiden Sizilien“] Im folgenden Brief schreibt ALH dann, er habe das Manuskript für den Druck eingerichtet; umbrochen wurde dann erst im September 1942 (vgl. S. 318, Anm. zu *nun umgebrochen*).

Das MS des Gedichtbuches] Manuskript; vgl. S. 308, Anm. zu *das Gedichtmanuskript bei Suhrkamp*.

die Pia] Pia von Hartungen.

Drehbuch für die Italiener] Gemeint ist das Filmprojekt mit Giovacchino Forzano, vgl. S. 304, Anm. zu *die Forzano-Sache*.

in den Grunewald] Wo ALH sich dort genau aufhält, konnte nicht ermittelt werden; auch am 6. Mai schreibt er aus der Villenkolonie Berlin-Grunewald, aus einer „arisierten Villa“ (siehe Brief Nr. 129, S. 195).

128) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 3. 5. 1942

Brief (2 S.), blaue Tinte

Deine beiden Brieflein] Nicht überliefert.

Gott ist das Unbekannte] Der genaue Bezug ist nicht nachvollziehbar. LS beschäftigte sich in ihren Briefen bzw. Konzepten an ALH sehr häufig mit Räsonnements über Gott. Eine der häufigsten Formulierungen ist: „Gott ist das Leben, nicht aber das Gute.“

Fimbul-Winter] Vgl. S. 263, Anm. zu *Fimbul-Regen.*Das apokalyptische Motiv des zu Unzeit fallenden Schnees findet sich auch in BS, an dem ALH während dieser Zeit arbeitet, und zwar in der düsteren Vision Rochonvilles: „Denn es war an der Zeit, in die Erde zurückzukehren, aus der man gekommen war. Schon hatte da und dort, nicht nur auf den Berghängen, sondern auch bis ins Hügelland, Schnee zu fallen begonnen, viel zu früh, wie es schien. Der längste Winter nämlich war es, der kam" (A. Lernet-Holenia: *Beide Sizilien*, S. 587).

bei der Dame aus Japan] Nicht ermittelt.

Die Pia] Pia von Hartungen.

das Gedichtbuch] Vgl. S. 308, Anm. zu *das Gedichtmanuskript bei Suhrkamp*.

im Juni die Reise] Nicht ermittelt. Im Brief vom 23. April 1942 (Nr. 124) hatte ALH geschrieben: „In der Zeit also, wo Du mit O. C. verreisen willst, wäre ich ohnedies nicht in Wien."

129) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 6. 5. 1942

Brief (4 S.), Bleistift

ein Telegramm] Nicht überliefert.

Fahrt nach Italien] ALH sollte im Zusammenhang mit dem Filmprojekt mit G. Forzano nach Italien reisen (siehe S. 304, Anm. zu *die Forzano-Sache*).

in der arisierten Villa] Nicht ermittelt.

die Geister der schwedischen Juden] Nicht ermittelt.

Gedichtband] Vgl. S. 308, Anm. zu *das Gedichtmanuskript bei Suhrkamp*.

Lisa] Anna „Lisa" Lafaire.

hier im Grunewald nennen] Das Wort „nennen" wurde von ALH nachträglich eingefügt.

Leute, mit denen [. . .] ein Brieflein] Text aufrecht am Blattrand.

130) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [München], o. D. [zweite Maihälfte 1942]

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Es existieren zwei datierte Briefe, die den vorliegenden umrahmen, derjenige vom 6. Mai und derjenige vom 14. Juni 1942.

ALH hatte LS im Brief vom 23. April 1942 (Nr. 124) davon in Kenntnis gesetzt, dass er sich zwischen dem 10. Mai und dem 10. Juni in Pisa aufhalten müsse. Am 6. Mai hieß es dann, die Abreise verzögere sich aus ihm „nicht weiter überblickbaren Motiven“; der Italien-Aufenthalt fand aber dann doch irgendwann zwischen 6. Mai und 14. Juni 1942 statt und führte ALH möglicherweise tatsächlich nach Pisa bzw. Tirrenia (siehe S. 310, Anm. zu *in Pisa verbringen*) und wohl auch nach Rom (siehe S. 197). Für diesen Zeitraum sind keine Briefe an LS überliefert – ALH kündigte ja an, aus Italien nicht zu schreiben. – Die Bezugnahme ALHs auf die „Zweite Schlacht bei Charkow“ (siehe unten), die zwischen dem 12. und 28. Mai 1942 stattfand, legt eine Datierung des Briefs auf die zweite Maihälfte nahe.

in München bin ich ganz gut angekommen] ALH befindet sich auf der Reise nach Rom, die ihn über München führt, wo er wohl bei der Bavaria zu tun hatte, mit der er seit ca. Mitte April 1942 (siehe Brief Nr. 123) in vertraglichen Beziehungen stand.

als in Wien] Der Vergleich legt nahe, dass ALH vor seinem München-Aufenthalt einen Stopp in Wien bei LS eingelegt hatte.

Charkow] Stadt im Nordosten der heutigen Ukraine (ukrain. Charkiw). Im Mai 1942 fand dort die „Zweite Schlacht bei Charkow“, im Zuge derer die Rote Armee die Stadt von der Wehrmacht zurückzuerobern versuchte, statt.

131) An Maria Charlotte Sweceny, St. Pölten, 14. 6. 1942

Brief (2 S.), lila Bleistift

„Holsatia“] Holsatia (lat.) = Holstein. Die Westbahnstrecke durch den Wienerwald ist von zahlreichen Villen gesäumt, die am Giebel häufig einen Namen tragen; möglicherweise ist ein Haus dieses Namens gemeint, zu dem ALH und LS einen Bezug hatten.

nach links [. . .] statt geradeaus] Nach St. Wolfgang statt nach Berlin.

„Leben eines Taugenichts“] *Aus dem Leben eines Taugenichts*, 1826 erschienene Novelle des deutschen Romantikers Josef von Eichendorff (1788–1857).

Gastein] Bad Gastein, beliebter und seinerzeit mondäner Kurort im Bezirk St. Johann im Pongau.

daß drei Jahre vorüber sind] Vgl. S. 35 FN 100.

132) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 17. 6. 1942

Brief (4 S.), Bleistift

Amstetten] Stadt im Südwesten Niederösterreichs, auf der Westbahn von Wien kommend etwa auf halben Weg zwischen St. Pölten und Linz.

Leander-Film] Die UFA-Produktion *Die große Liebe* hatte wenige Tage zuvor, am 12. Juni, im Germania-Palast an der Frankfurter Allee und im Ufa-Palast am Zoo (beide Berlin) Premiere gehabt (Regie: Rolf Hansen, Drehbuch: Rolf Hansen, Peter Groll; Darsteller: Zarah Leander als Hanna Holberg, Grethe Weiser als Zofe Käthe, Paul Hörbiger als Alexander Rudnitzky, Hans Schwarz als Alfred Vanloo, Viktor Staal als Oberleutnant Wendlandt u. a.). Die „Story" stammte von ALH, er wurde – im Gegensatz zu anderen Filmen, an denen er mitwirkte – sogar im Vorspann genannt, obwohl er beim Regime nicht gerade gut angeschrieben war (vgl. Roček: *Die neun Leben*, S. 241). Peter Pott schreibt, „ein damals sehr bekannter Drehbuchautor, Buchholz [d. i. Gerhard T. Buchholz, C. D.]" habe nach einem Entwurf ALHs die Endfassung hergestellt (Pott: *Alexander Lernet-Holenia – Gestalt, dramatisches Werk und Bühnengeschichte*, S. 130). Der Film habe „das beste Einspielergebnis aller unter Goebbels' Leitung produzierten Filme, nämlich mehr als 8,5 Millionen Reichsmark" gezeitigt (Roček: *Die neun Leben*, S. 241). Über die Höhe des finanziellen Erfolgs herrscht Uneinigkeit: Ebenfalls von 8,5 Millionen RM spricht Pott, auf den sich wohl Roček bezieht (Pott: *Alexander Lernet-Holenia – Gestalt, dramatisches Werk und Bühnengeschichte*, S. 130); von „nur" sechs Millionen Reichsmark spricht Erwin Leiser (Erwin Leiser: *„Deutschland erwache" – Propaganda im Film des Dritten Reiches*. Erweiterte Neuausgabe [21.–28. Tausend]. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 60). Von 8 Millionen, dies wiederum allerdings bereits nach zehn Monaten Laufzeit, ist bei Sommer die Rede (Sommer: Anmerkungen zu Willkür und Wohlwollen fiskalischer Organe, hier S. 184). „Bis Kriegsende sahen rund 27,8 Millionen Zuschauer den Film *Die große Liebe*" (ebd.). Die zu berühmt-berüchtigten Durchhalte-Schlagern gewordenen Lieder *Davon geht die Welt nicht unter* und *Ich weiß, es wird einmal ein Wunder gescheh'n* (Musik: Alfred Jary, Text: Bruno Balz, gesungen von Zarah Leander) stammen aus diesem Film, dem sogar Goebbels bescheinigte, „zweifellos ein sehr starker Publikumsreißer" zu sein (Tagebucheintrag vom 14. Mai 1942, zit. nach Roček: *Die neun Leben*, S. 241).

angenehm überrascht] 30 Jahre später gab ALH Anderslautendes zu Protokoll: „Nach Beendigung des Polenfeldzuges kam ich zur Heeresfilm-

stelle nach Berlin, hatte jedoch von Göbbels [sic!] gleich zu Beginn das Verbot, Filme politischen Inhalts zu schreiben. Dennoch hatte er dann später, schon gegen Ende des Krieges, auf Göbbels Befehl einen FILM zu schreiben. Der Film sollte von einer großen Liebe mitten im Kriege handeln, jedoch so, daß der HELD vor lauter Kämpfen und Schlachten nicht dazu kam, seine Zarah Leander zu heiraten, was freilich heute begreiflicher sein mag als damals. Der Film sollte ‚Die große Liebe' heissen" (Anon. Pro-memoria Besprechung mit Direktor Lorbek am 12. Juni 1972 [WienB, Handschriftensammlung, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia (M09H), ZPH 630, Mappe Bio- und bibliographisches Material]). Im Brief an LS verschweigt ALH wohlweislich, dass er in Begleitung Eva Vollbachs in der Vorstellung war: „Mit meiner Frau, die ich damals noch nicht geheiratet hatte, sah ich diesen Film und klammerte mich entsetzt an sie, so schlecht schien er mir. Als ich den gleichen Film einige Jahre später noch einmal sehen konnte, schien er mir wesentlich besser, ein Zeichen, daß die anderen Filme der Nachkriegszeit denn doch noch schlechter gewesen sein mußten" (ebd.).

meine Beurlaubung] ALH spricht hier wohl von seiner UK-Stellung, die dann am 18. Januar 1943, wohl auch unter dem Eindruck des Erfolgs von *Die große Liebe*, erfolgte. „Diesem Publikumsrenner verdankte Lernet-Holenia nicht nur ansehnliche Revenuen, er genoß seitdem auch das Wohlwollen höchster Kreise, die sich für diesen Sieg an der Propagandafront gerne erkenntlich zeigten und entsprechende Anweisungen gaben. So findet sich denn auf einer ‚Beförderungskarteikarte der Offiziere d. Reserve z.V.' unter dem Datum des ‚18. 1. 43' ein handschriftlicher ‚uk!'-Vermerk: und darunter in Klammern ‚(Dr. Goebbels)'" (Sommer: Anmerkungen zu Willkür und Wohlwollen fiskalischer Organe, S. 184). Roman Roček datiert die UK-Stellung ALHs auf den 13. Januar 1943 (Roček: *Die neun Leben*, S. 241).

nicht sehr entzückt] Vgl. S. 73.

Emil] Emil Jannings.

Bismarck-Film] *Die Entlassung*.

Benn, der [...] wohnt] Gottfried Benn wohnte vom 1. Dezember 1937 bis zu seinem Tod am 7. Juli 1956 in der Bozener Straße 20 in Berlin-Schöneberg. Eine Gedenktafel am Haus erinnert heute an ihn.

auf der Terrasse] Gemeint ist der Landsitz der Familie Sweceny/Stein in Hochrotherd, wo ALH häufig zu Gast war. Laut Auskunft von Markus Stein, LS' Neffe, gab es dort auf der Terrasse ein grünes Regenfass

(Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [E-Mail]. Wien. 6. Nov. 2009).

133) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 19. 6. 1942

Brief (2 S.), blaue Tinte

noch zu St. Pölten] Dort war ALHs Regiment stationiert.
Am Abend schweigt die Klage] Gedicht „Sommer“ des österr. Lyrikers Georg Trakl (1877–1914) (in: *Sebastian im Traum*. Leipzig: Kurt Wolff Verlag 1915). Die erste Zeile der zweiten Strophe lautet im Original „Schwarzes Gewitter droht“.
Brief, den ich mit Bleistift geschrieben habe] Brief vom 17. Juni 1942 (Nr. 132).

134) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 25. 6. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

einen Filmdialog zu verbessern] Nicht ermittelt.
einen andern Film [. . .] zu entwerfen] Nicht ermittelt.
Aufenthalt in den Bergen] in Bad Gastein, vgl. die vorhergehenden Briefe.

135) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 27. 6. 1942

Brief (2 S.), blaue Tinte

eine Dialogisierung für die „Terra“] Nicht ermittelt.
Heidi] Heidi Ebenstein (1910–1992), gebürtige Berlinerin und nachmalige zweite Frau Otto C. Swecenys. Möglich, dass Heidi Ebenstein ihre offenbar schon länger bestehende Beziehung zu Otto legitimieren wollte und in dieser Richtung Druck auf ihn ausübte. Die Scheidung von LS erfolgte jedoch erst nach dem 20. November 1945 (siehe den in Auszügen wiedergegebenen Brief Otto C. Swecenys an LS, S. 397).
Emil] Emil Jannings.
Pindar] Griech. Chorlyriker (522/518 v. Chr. – nach 446 v. Chr.). Sein Werk beeinflusste in der Neuzeit die Entstehung freier Strophenformen.
das Buch vom Wesen der Götter] Marcus Tullius Ciceros (106 v. Chr. – 43 v. Chr.) philosophisch-theologische Schrift *De natura deorum*.

136) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 29. 6. 1942

Brief (2 S.), blaue Tinte

vom Baden] LS kurte in Bad Gastein.
Heidi] Heidi Ebenstein. „Geregelt“ war möglicherweise die Stellung Heidis im Leben Otto C. Swecenys; die Heirat der beiden erfolgte erst nach 1945 (vgl. Kap. 6.6.2).
das letzte Drittel des Dialoges] Vgl. den vorhergehenden Brief, wo ALH schreibt, dass „2⁄3 [. . .] schon abgeliefert“ seien.

137) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 17. 7. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

mit Kobbe] Nicht ermittelt (evtl. Spitzname Colbatzkys).
Die Mauz] Anne Mautz.
Peterbräu] Im Besitz der Familie Peter stehender Gasthof in St. Wolfgang (vgl. S. 268, Anm. zu *Jula Peter*).

138) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 31. 8. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

Der relativ große Abstand zum vorhergehenden Brief lässt sich eventuell damit erklären, dass ALH und LS sich im August in St. Wolfgang gesehen hatten, bevor ALH wieder (per Schlafwagen) nach Berlin zurückmusste.

mit meinem Cousin] Nicht ermittelt.

139) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 1. 9. 1942

Brief (1 S.), lila Bleistift

mit D. geredet] Bruno Duday.
mein Cousin] Nicht ermittelt (vgl. den vorhergehenden Brief).

140) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 2. 9. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

überhaupt losbekommen] Es scheint, als habe letztendlich die Bavaria Film ALHs UK-Stellung erwirkt. Tatsächlich schreibt auch LS in einem

undatierten Konzept (SteinFA) von ALHs „Bavaria U-K. Stellung“, von der sie hofft, dass ALH sie in Wien verbringen werde.

mit D.] Bruno Duday.

nun umgebrochen] Recte: umbrochen. ALH hatte das Manuskript bereits Anfang Mai „für die Drucklegung eingerichtet“ (siehe S. 194 – der Umbruch verzögerte sich wohl auch aufgrund von ALHs Italienaufenthalt im Mai/Juni). Das Buch erschien immerhin noch 1942 bei Suhrkamp in Berlin.

Gusy] Gussy Holl, Jannings’ Frau.

141) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 3. 9. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

sprach ich mit D.] Bruno Duday.

der sogenannten Biennale] Seit 1932 finden im Zuge der seit 1895 bestehenden Biennale von Venedig auch die „Internationalen Filmfestspiele von Venedig“ (*Mostra Internazionale d’Arte Cinematografica di Venezia*) statt. Bei der „Sache“, von der hier die Rede ist, dürfte es sich um die „Forzano-Sache“ handeln (siehe S. 304, Anm. zu *die Forzano-Sache*), bei der auch Duday eine Rolle spielte. Die Biennale von 1942 war die letzte, die während des Kriegs stattfand; sie wurde erst 1948 wieder aufgenommen. Das Deutsche Reich war 1942 mit 16 Filmen prominent vertreten; unter den teilnehmenden und prämierten Filmen waren u. a. Veit Harlans Friedrich-der-Große-Hommage *Der große König* (er gewann die „Coppa Mussolini per il miglior film straniero“, den Vorgängerpreis des Goldenen Löwen, in diesem Fall für den besten ausländischen Film), *Der große Schatten* von Paul Verhoeven („Premio della Biennale“), *Die goldene Stadt*, ebenfalls von Veit Harlan („Coppa Volpi per la migliore interpretazione femminile“ für die Hauptdarstellerin Kristina Söderbaum), Willi Forsts *Wiener Blut* („Premio della Biennale“), und, vor allem, Rolf Hansens *Die große Liebe*, der allerdings leer ausging (La Biennale di Venezia: Archivio Storico delle Arte Contemporanee. URL: www.labiennale.org, abgerufen am 11. Dez. 2009). Die Teilnahme von *Die große Liebe* an der *Mostra* wird wohl der Grund für ALHs Anwesenheit gewesen sein – immerhin wurde er als Drehbuchautor geführt. Vermutlich nutzte ALH den Termin zur Besprechung der „Forzano-Sache“.

picke die zwei Gedichte] Picken (österr.) = kleben. Mit dem Manuskript ist vermutlich dasjenige gemeint, von dem ALH bereits am 29. März 1942 sprach (vgl. S. 308, Anm. zu *das Gedichtmanuskript bei Suhrkamp*).

142) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 6. 9. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

die zwei Gedichte] ALHs Angaben lassen den Schluss zu, dass es sich hierbei um die auf das vierteilige Titelgedicht der *Trophae* folgenden Gedichte „II. Das kann ich nicht glauben, daß die Welt" und „III. Jetzt will ich Dir auch schon schreiben, wo Du mich wiederfindest" handelt (A. Lernet-Holenia: *Das lyrische Gesamtwerk*, S. 391ff.).

143) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 8. 9. 1942

Brief (2 S.), blaue Tinte

die letzten Bogen] Der letzte Druckbogen des Umbruchs von BS.

Palast des Diocletianus zu Spalato] Kaiser Diokletian (245–313?), Augustus seit 284, ließ um 300 seinen Palast („Sacrum palatinum") an der Küste Dalmatiens bauen, aus dem das spätere Split (Spalatum) hervorging.

Welle der Nacht] In den *Gesammelten Werken* ist das Gedicht wie folgt abgedruckt (Hervorhebungen C. D.): „Welle der Nacht – Meerwidder und Delphine / mit Hyakinthos' leichtbewegter Last, / die Lorbeerrosen und die Travertine / wehn um den leeren istrischen Palast, // Welle der Nacht – Zwei Muscheln miterkoren, / die Fluten strömen sie, die Felsen her, / dann Diadem und Purpur mitverloren, / die weiße Perle rollt zurück ins Meer" (Gottfried Benn: *Gesammelte Werke. Band I: Gedichte*. Hrsg. v. Dieter Wellershoff. Frankfurt am Main: Zweitausendeins 2003, S. 198). Es ist nicht mehr nachvollziehbar, auf welcher Textgrundlage ALH das Benn-Gedicht wiedergibt. Jedenfalls eröffnet seine Niederschrift an drei Stellen interessante Lesarten zu *Welle der Nacht* (siehe Hervorhebungen). – Im 1943 als Privatdruck erschienenen Band *Zweiundzwanzig Gedichte* enthielt das Gedicht noch die Widmung „Für Alexander Lernet-Holenia" – der Widmungsträger allerdings äußerte sich offenbar nicht lobend genug über die Sammlung: „Den leersten Brief erhielt ich von Herrn Alexander L.-H., dem ich das eine Poem widmete" (Gottfried Benn: Brief an F. W. Oelze. 10. 11. 1943. In: ders.: *Briefe an F. W. Oelze 1932–1945*,

S. 346). In späteren Ausgaben hat Benn die Widmung dann wieder zurückgezogen (vgl. Roček: *Die neun Leben*, S. 302).

Die erste Strophe] In seinem Aufsatz „Probleme der Lyrik" spricht Benn von einem noch größeren zeitlichen Abstand zwischen der Entstehungszeit der beiden Strophen: „[...] beide Strophen liegen zwanzig Jahre auseinander, ich hatte die erste Strophe, sie gefiel mir, aber ich fand keine zweite, endlich dann, nach zwei Jahrzehnten des Versuchens, Übens, Prüfens und Verwerfens, gelang mir die zweite [...] – so lange muß man etwas innerlich tragen, ein so weiter Bogen umspannt manchmal ein kleines Gedicht" (Gottfried Benn: *Gesammelte Werke. Band II: Essays & Aufsätze – Reden und Vorträge – Prosa – Stücke aus dem Nachlass – Szenen*. Hrsg. v. Dieter Wellershoff. Frankfurt am Main: Zweitausendeins 2003, S. 1080).

das Dispert] Medikament, wird bei Gicht angewendet.

144) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 11. 9. 1942

Brief (2 S.), blaue Tinte

mit D. gesprochen] Bruno Duday.

den Waggerl] Der österr. Schriftsteller Karl Heinrich Waggerl (1897–1973) war wie ALH Leutnant im Ersten Weltkrieg gewesen; 1936 wurde er Mitglied des „Bundes deutscher Schriftsteller Österreichs", 1938 schließlich Mitglied der NSDAP und des NS-Lehrerbunds. Seine Werke verherrlichen das ländliche Leben und sind nicht immer frei von antisemitischen Zügen. Seit 30. Mai 1939 hatte W. zusätzlich den ehrenamtlichen Posten des „Landesobmanns für Schriftsteller" im „Gau Salzburg" inne (vgl. K. Müller: *Karl Heinrich Waggerl*, S. 222). Im Waggerl-Archiv Salzburg (Signatur H 15.897) finden sich auch Hinweise darauf, dass „Waggerl im Jahre 1942 offenbar auch bei Lernets Versuchen, als Mitarbeiter eines gerade in Errichtung befindlichen ‚Filmarchivs' eingesetzt zu werden, behilflich war" (ebd., S. 262). W. habe nach ALHs eigener Aussage auch für ihn vermittelt, dass er nicht als Soldat auf den Balkan abkommandiert würde (ebd.). Als ALH im Februar 1945 mit einer „fingierten Herzattacke in einem Lazarett in St. Wolfgang " lag, war W. dort als Sanitätsunteroffizier sein Pfleger (vgl. Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 229). ALH revanchierte sich nach Kriegsende – ebenso wie der bereits erwähnte Alfred Breidbach-Bernau – mit einer Unterstützungserklärung für W. zur Vorlage beim „Counter Intelligence Corps"

(K. Müller: *Karl Heinrich Waggerl*, S. 259). Zu W.s Siebziger schrieb ALH kokett im *Kurier* (12. Dez. 1967): „Ich wollte, ich könnte so entzückende Enten, die auf dem Badewasser schwimmen, schnitzen wie Du und Truhen bemalen und Silhouetten schneiden – dann hätte ich weitaus weniger Unsinn geschrieben" (Alexander Lernet-Holenia: Brief an die Redaktion des *Kurier* [WienB, Handschriftensammlung, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia (M09H), ZPH 630, Briefe an Redaktionen]. o. O. 12. Dez. 1967).

Grete L.] Grete Lanz (1910–1995), seit 1941 mit Waggerl befreundet, war Geschäftsführerin des gleichnamigen Salzburger Trachtenmodeherstellers (zur Person vgl. Thekla Weissengruber: *Zwischen Pflege und Kommerz. Studien zum Umgang mit Trachten in Österreich nach 1945*. Berlin et. al.: LIT Verlag 2005, S. 153ff.). Waggerl plante 1939/40 ein Volkskunstbuch, zu dem ihn der Tyrolia Verlag bereits 1936 angeregt hatte. Das Projekt hatte den Titel *Kunst, die im Volke lebt. Volkskunst, Wohnweise und und bäuerliches Brauchtum* (K. Müller: *Karl Heinrich Waggerl*, S. 230) – L. wird ihm dabei als „Trachten-Fachfrau" manch brauchbaren Hinweis geliefert haben. Über sie lernte Waggerl in Salzburg zahlreiche neue und einflussreiche Leute kennen (vgl. ebd., S. 282). Es existieren Briefe Waggerls an L. aus den Jahren 1941–1973. Seit 1938 besaß L. auch eine Wohnung im Hochhaus in der Herrengasse (vgl. Meder/Eiblmayr: *Haus Hoch*, S. 141).

jene Stelle in Salzburg] Siehe oben, Anm. zu *den Waggerl.* LS schreibt an ALH in einem undatierten Konzept: „Morgen oder übermorgen kommt die Gretl Lanz nach Wien – da werde ich ihr alles auseinandersetzen und auf die 2 Punkte besonderes Gewicht legen daß 1. Deine Stelle in Salzburg für Dich freigehalten wird und 2. im Augenblick wo Du ihn [Waggerl, C. D.] verständigst, daß Du dafür frei bist, Deine Anforderung mit Nachdruck betrieben wird."

das Regenfaß] In Hochrotherd, siehe auch S. 315, Anm. zu *auf der Terrasse*.

die Leiter] Nicht ermittelt.

Eure Sachen ein wenig verteilen] Wohl wegen der Bombengefahr zwischen der Wiener Wohnung im Herrengassen-Hochhaus und dem Landsitz in Hochrotherd. Letzterer diente den Kindern der Familie Stein in den letzten Kriegsmonaten als Versteck (vgl. Kap. 6.6.3).

hat Kleist zum Schluß gelebt] Der deutsche Dramatiker, Erzähler und Lyriker Heinrich von Kleist (1777–1811) lebte vom Herbst 1809 bis zu seinem Freitod am Wannsee in der Mauerstraße 53 (Berlin-Mitte).

Sie verläuft parallel zur Wilhelmstraße, an welcher der Wilhelmsplatz mit dem Hotel Kaiserhof lag. Auf den Einfluss Kleists auf ALH hat u. a. Müller-Widmer: *Alexander Lernet-Holenia. Grundzüge seines Prosa-Werks* hingewiesen (S. 27ff.).

145) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 15. 9. 1942

Brief (2 S.), lila Bleistift

Emils Zimmer] Emil Jannings wohnte, wenn er sich in Berlin aufhielt, ebenfalls im Hotel Kaiserhof (vgl. S. 238, Anm. zu *Emil*). ALH über diese Zeit: „Aber schon im Kaiserhof hatten Emils Beziehungen zur deutschen Nation wesentlich in Gesprächen mit dem schwulen Liftführer bestanden“ (Brief an Carl Zuckmayer. 3. März 1949, zit. nach Lernet-Holenia/Zuckmayer: *Briefwechsel*, S. 45.)

Kohlhaas-Film] Aus der Verfilmung des Kleist'schen *Michael Kohlhaas* wurde nichts. Der Dorfrichter Adam in der Verfilmung des *Zerbrochenen Krugs* (1937) war eine von Jannings' berühmtesten Rollen; verständlich, dass man mit einem Kohlhaas-Film an diesen Erfolg anzuknüpfen wünschte. Überdies erfreute sich der „unbeugsame Deutsche“ Michael Kohlhaas unter den Nationalsozialisten großer Beliebtheit. Caroline Gille, Kuratorin und wissenschaftliche Referentin der Stiftung Schloss Neuhardenberg, die 2008 die Ausstellung „‚Was für ein Kerl!‘ – Heinrich von Kleist im ‚Dritten Reich‘“ zeigte, hat darauf hingewiesen, dass das letzte Kapitel des zweiten Buchs von Hitlers *Mein Kampf* mit „Notwehr als Recht“ überschrieben sei, „und das ist ja das Kondensat der nationalsozialistischen Rezeption von ‚Michael Kohlhaas‘, das was Hitler mit Notwehr als Recht in Notsituationen formuliert“ (Marén Balkow: Der instrumentalisierte Schriftsteller. In: *DeutschlandRadio Kultur*, 14. Aug. 2008. URL: www.dradio.de/dkultur/sendungen/thema/831579/, abgerufen am 27. Nov. 2009). Der Titel der Ausstellung bezog sich auf Goebbels' Tagebucheintrag „Was für ein Kerl ist doch dieser Kleist gewesen!“ vom 19. März 1941 (ebd.). Vom Germanisten und NSDAP-Mitglied Josef Nadler wurde Kleist als „eine Stafette auf dem Wege von Kant und Goethe zu Bismarck“ in Anschlag gebracht (zit. nach Ijoma Mangold: Alles Propaganda? In: *Die Zeit*, 5. Jan. 2011, S. 40).

wohin der Hauptmann Gais] Vermutlich Jakob Geis (1890–1972), dt. Regisseur, Drehbuchautor und Dramaturg, seit 1935 Chefdramaturg für die Bavaria Film in München (vgl. Klee: *Kulturlexikon zum Dritten Reich*,

S. 175). Ursprünglich hatte ALH „wo der Hauptmann“ geschrieben und fügte das „-hin“ nachträglich ein.

drei oder vier Abläufe [. . .] herauszuholen] Neben dem „Kohlhaas-Projekt“ meint ALH wohl die Bemühungen, nach Salzburg berufen zu werden (siehe Brief Nr. 144), seine Pläne mit der Bavaria und das Duday-Forzano-Projekt (siehe S. 304, Anm. zu *die Forzano-Sache*).

in den Grunewald, um Dienst zu tun] Möglicherweise bedingte ALHs Tätigkeit für die HFS auch seine Anwesenheit an anderen Standorten als in Ruhleben. Das Villenviertel Grunewald befindet sich ca. 7 km südöstlich von Ruhleben.

an der „Regimentsmusik“] Der Film *Regimentsmusik* (Regie: Arthur Maria Rabenalt; Drehbuch: Peter Francke; Alternativtitel: *Aus Liebe schuldig*) nach einem Buch von Hans Gustl Kernmayr wurde zwar erst am 24. November 1950 uraufgeführt, entstand jedoch bereits in den 1940er-Jahren.

Max F.] Max Fellerer.

Appesbach] Ortsteil von St. Wolfgang.

Der Leander-Film] *Die große Liebe*.

146) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 16. 9. 1942

Brief (2 S.), Bleistift

heute hat Joseph mir [. . .] gebracht] Albrecht Joseph (1901–1991), Theaterregisseur, Schriftsteller und Sekretär Franz Werfels sowie letzter Ehemann Anna Mahlers.

Sylvia Münster] Dort wohnte ALH seit Mitte März 1942 in Wien zur Untermiete (vgl. S. 308, Anm. zu *Sylvia Gräfin Münster*).

sag ihr auch] Das Wort „auch“ wurde von ALH nachträglich eingefügt.

wenn ich nach Italien ginge] Gemeint sind die „Internationalen Filmfestspiele von Venedig“, die in der zweiten Septemberhälfte stattfanden und bei denen offenbar die „Forzano-Sache“ eine Rolle spielte (siehe auch S. 318, Anm. zu *der sogenannten Biennale*).

die Kohlhaas-Geschichte] Vgl. den vorhergehenden Brief.

heute bei Johnny] Nicht ermittelt.

Geis hat es geschrieben] Jakob Geis. ALH hatte ursprünglich „Gais“ geschrieben und hat das „a“ zu einem „e“ ausgebessert.

eine ganze Kiste voller Notizbücher] Gemeint sind wohl die „Taschenbücher“ Rilkes, die dieser stets mit sich führte und für Notizen, Skizzen und

dergleichen nutzte. Mit einer Ausnahme (Rainer Maria Rilke: *Tagebuch Westerwede und Paris. 1902*. Hrsg. v. Hella Sieber-Rilke. Frankfurt am Main: Insel Verlag 2000) wurden diese Taschenbücher nicht publiziert; sie befinden sich bis heute im Besitz der Familie Rilke (Rilke-Archiv Gernsbach). Die Bücher wurden für Teil II der *Gedichte* der bei Insel erschienenen Gesamtausgabe ausgewertet (ders.: *Sämtliche Werke: Gedichte. Teil 2: Verstreute und nachgelassene Gedichte aus den Jahren 1906–1926. Gedichte in französischer Sprache*. Hrsg. v. Ruth Sieber-Rilke/Ernst Zinn. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1986).

die Salzburger Frage] Die in Salzburger und Wiener konservativen Kreisen gut vernetzte Trachtenmode-Herstellerin Grete Lanz und ihr Freund Karl Heinrich Waggerl, „Landesobmann für Schriftsteller" im „Gau Salzburg", versuchten offenbar, für ALH eine Stelle in einem in Salzburg geplanten Filmarchiv zu erreichen (vgl. S. 320, Anm. zu *den Waggerl*).

Der „Bismarck"] Der Film *Die Entlassung*. Uraufführung war dann am 6. Oktober 1942 in Berlin.

Stettin] Poln. Szczecin, Kreisstadt an der unteren Oder, 25 km vor ihrer Mündung in das Stettiner Haff.

was Emil erzählen wird] Emil Jannings, der die Titelrolle spielte.

147) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 20. 9. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

der Baldrian] ALH hatte wegen Schlafproblemen um die Zusendung von Baldriantropfen gebeten (vgl. vorhergehenden Brief).

148) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 21. 9. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

Deine Mutter] Frieda Luise Stein, geb. Klinkhardt, zu diesem Zeitpunkt 64 Jahre alt, starb 1945.

nächste Woche schon fahren] Zur Biennale nach Venedig (siehe auch Brief Nr. 141, S. 318).

die Kohlhaas-Sache] Vgl. S. 322, Anm. zu *Kohlhaas-Film*.

nun wird Emil] Emil Jannings.

149) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 27. 9. 1942

Brief (2 S.), blaue Tinte

keine Packerl mehr] Das Wort „mehr“ wurde nachträglich von ALH eingefügt.

den Dialog „Lepanto“] *Lepanto* (Szene). Die Bibliografie der Werke Alexander Lernet-Holenias in Hübel/Müller/Sommer (Hrsg.): *Resignation und Rebellion* (S. 238–242) vermerkt: „entstanden 1946, nicht aufgeführt“ (ebd., S. 241), eine Datierung, die anhand des vorliegenden Briefes korrigiert werden kann. Die Szene wurde in den zweiten Band von Alexander Lernet-Holenia: *Die Trophae*. Zürich: Pegasus 1946, sowie unter dem Titel *Lepanto (1571)* in *Österreichisches Theater. 6 Theaterstücke. Mit einem Nachwort von Siegfried Melchinger*. Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg 1964 aufgenommen.

wohin Du ihn picken sollst] In das Manuskript, von dem ALH bereits in den Briefen Nr. 127 und 141 gesprochen hatte (vgl. dazu auch S. 308, Anm. zu *das Gedichtmanuskript bei Suhrkamp*).

150) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 29. 9. 1942

Brief (1 S.), blaue Tinte

Heidi] Heidi Ebenstein.

bei Johnny] Nicht ermittelt.

151) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 2. 10. 1942

Brief (1 S.) mit Kuvert, blaue Tinte

mit O. C. und Heidi] LS’ Mann Otto C. Sweceny und dessen spätere Frau Heidi Ebenstein.

bei den Wittkes] Gudrun Baudisch-Wittke (1907–1982) und Karl-Heinz Wittke (Daten nicht ermittelt). Gudrun Baudisch war Bildhauerin und Keramikerin. Die Jahre 1936–1942 verbrachte sie aufgrund zahlreicher dortiger Aufträge in Berlin, wo sie Karl-Heinz W. kennenlernte und 1940 heiratete. 1946 gründete sie eine eigene Keramikwerkstätte im oberösterreichischen Hallstatt. Von ihr stammt u. a. der keramische Raumschmuck des Großen Festspielhauses in Salzburg. Im SteinFA findet sich ein undatierter Brief B.-W.s an LS aus der Zeit nach 1945, in

dem sie diese bittet, ihr über Alexander Inngraf, der seit 1946 im Innenministerium tätig war, eine Meldebestätigung für Wien für die Jahre 1926–1938 zu verschaffen.

Bismarck-Premiere] Die Premiere des Bismarck-Films *Die Entlassung* mit Emil Jannings in der Titelrolle fand am 6. Oktober 1942 in Berlin statt (vgl. S. 289, Anm. zu *Bismarck-Film*).

Der Minister] Joseph Goebbels, Reichsminister für Volksaufklärung und Präsident der Reichskulturkammer.

Kohlhaas-Exposé] Vgl. S. 322, Anm. zu *Kohlhaas-Film*.

152) An Maria Charlotte Sweceny, Berlin, 6. 10. 1942

Brief (1 S.), lila Bleistift

Dieser Brief ist – die korrekte Datierung des folgenden Briefes vorausgesetzt – der vorletzte im SteinFA erhaltene Brief ALHs an LS. Der letzte überlieferte wurde ca. zehn Monate später, am 4. Juli 1943, verfasst. Über das Abreißen der Korrespondenz bzw. den Verlust weiterer Briefe können nur Vermutungen angestellt werden; bestärkt wird die Annahme, ein Teil der Briefe ALHs an LS sei verschollen, durch die Aussage Ročeks, LS habe im Zuge der Trennung von ALH die Briefe aus der Trennungsphase vernichtet (Roman Roček: Persönliche Mitteilung an den Verfasser. Wien. 25. Juli 2009).

Ein Gedichtblatt lege ich bei] Nicht überliefert.

der Abschluß des Bands] Gemeint ist „das Gedichtmanuskript bei Suhrkamp“ (Brief Nr. 121; vgl. auch S. 308, Anm. zu *das Gedichtmanuskript bei Suhrkamp*).

„Dodona“] Gedicht aus dem Zyklus *Die Titanen*. Veröffentlicht in Alexander Lernet-Holenia: *Die Titanen. Gedichte*. Hrsg. v. Österreichische Kulturvereinigung in der Reihe der Turm-Schriften. Wien: Amandus Edition 1945, dann in ders.: *Die Trophae [1946]*. Zuletzt in ders.: *Das lyrische Gesamtwerk*, S. 412.

„An den Atlas“] Gedicht aus dem Zyklus *Die Titanen*. Veröffentlicht in ders.: *Die Titanen*, dann in ders.: *Die Trophae [1946]*. Zuletzt in ders.: *Das lyrische Gesamtwerk*, S. 434.

in die Bismarck-Première] *Die Entlassung*.

153) An Maria Charlotte Sweceny, St. Wolfgang, 4. 7. 1943

Brief (1 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Der Brief ist von der Hand ALHs auf „d. 4. Juli 1943“ datiert. Inhaltlich würde er allerdings besser in das Jahr 1940 passen, wo im Sommer gerade die Verhandlungen zum Vorabdruck von BS unter dem Titel *Der Doppelgänger* im Gange waren (vgl. S. 236, Anm. zu *das 4te Kapitel des ‚Doppelgängers‘*). In den Briefen vom 2. und 5. Juli 1940 schreibt ALH allerdings das Datum ganz anders, nämlich „d. 2. VII.“ und „d. 5. VII.“ (jeweils ohne Jahr). Auch ist die Ziffer „3“ in der Jahreszahl sehr gut lesbar und eine Verschreibung unwahrscheinlich (vgl. auch das Faksimile auf S. 444).

„Geschichte, ungefähr“] Nicht ermittelt.

Phytia] Die Priesterin im Orakel von Delphi.

Dreispitz] Gemeint ist vermutlich der Dreifuß, auf dem die Pythia in Trance saß.

den „Doppelgänger“] *Der Doppelgänger* war der erste Titel von BS (siehe S. 236, Anm. zu *das 4te Kapitel des ‚Doppelgängers‘*), das im Herbst 1942 bei Suhrkamp erschien; es kann sich also hier – vorausgesetzt, das Briefdatum ist korrekt – nicht um BS handeln. Möglicherweise verwendete ALH den Titel für ein neues Projekt; das Doppelgängermotiv durchzieht sein gesamtes Werk (vgl. ebd.). Infrage käme etwa die Erzählung *Spangenberg*, eine Vorstufe zu *Die Inseln unter dem Winde*. Die Erzählung wurde in der *Berliner Illustrierten Zeitung* vom 16. Sept. 1943 (52. Jg. Nr. 37) vorabgedruckt (dieser Hinweis ist Franziska Mayer zu verdanken).

aber keine Hasen] Vgl. Kapitel 2.2.7.

in Hr.] Hochrotherd.

154) Von Maria Charlotte Sweceny, o. O. [Wien], o. D. [Anfang Juli 1945]

Brief (2 S.), blaue Tinte

ZUR DATIERUNG: Siehe unten, Anm. zu *meine liebe Mutter*. – Beim vorliegenden Brief handelt es sich zumindest um eine Reinschrift LS’. Ob der Brief tatsächlich abgeschickt wurde und wie er dann wieder in den Besitz LS’ gelangt wäre, war nicht zu eruieren.

Lisa und Jean] Anna „Lisa“ und Jean Lafaire.

Granatsplitter] Die Verwundung verheilte nur unzureichend und bereitete LS noch jahrelang Probleme: „Besides, my leg has been disagreeable this winter. I didn’t want to take it seriously at first, but then I

had to go and see a Doctor. I feel alright as long as I do not strain it, but after a hundred meters of walking, it stops working as it should. Doctors call it intermittent limping. [. . .] The reason may be a damaged nerve [. . .]. Now I get, once a week, injections into the arteries [. . .]" (Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an „Geeby" [SteinFA]. o. O. [Wien]. o. D. [Rechtschreibfehler stillschweigend korrigiert]).

in meinem Turm] Im Hochhaus in der Wiener Herrengasse, wo LS – unweit des Verlags Manz – eine Wohnung besaß.

genug zu essen] Dafür sorgte Liane Hudelist, die zukünftige Frau von LS' Bruder Walter Stein, die eine Feinkosthandlung besaß (vgl. S. 376).

meine liebe Mutter] Frieda Stein (geb. Klinkhardt) starb am 29. Juni 1945 in Wien an „Lungenentzündung, Myomalacie [degenerative Muskelerweichung, C. D.] und Herzschwäche" (Sterbeurkunde des Standesamts Wien Innere Stadt Mariahilf Nr. 1182/45; zit nach Catherine Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*. Universität Innsbruck: Diss. 2001, S. 194). Mutter und Tochter hatten – nach den im SteinFA erhaltenen Briefen Frieda Steins an LS zu urteilen – eine recht inniges Verhältnis zueinander.

155) An Maria Charlotte Sweceny, o. O. [St. Wolfgang], o. D.

Dieser Brief (der in der ursprünglichen Fassung dieser Arbeit nicht enthalten ist, da er erst im Nachhinein aufgetan wurde) ist in ungelenker Kurrentschrift verfasst. Möglicherweise verbirgt sich hinter der Verwendung dieser Schrift ein Seitenhieb auf den „Führer-Erlass", der die Antiqua-Schrift als „Normalschrift" festsetzte. Der Erlass wurde am 3. Januar 1941 in einem Rundschreiben Martin Bormanns kundgemacht. Dort hieß es u. a.: „Die sogenannte gotische Schrift als eine deutsche Schrift anzusehen oder zu bezeichnen ist falsch. In Wirklichkeit besteht die sogenannte gotische Schrift aus Schwabacher Judenlettern" (zit. nach Geschichte Online. URL: http://gonline.univie.ac.at/htdocs/site/browse.php?a=2266&arttyp=k, abgerufen am 10. Juni 2012).

von Hoffmann (Führichgasse)] Aus der „Naturblumenhandlung" Hoffmann in I., Führichgasse 1 (vgl. Adolph Lehmann: *Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger nebst Handels- und Gewerbe-Adreßbuch für die k.k. Reichshaupt und Residenzstadt Wien und Umgebung*. Wien: A. Hölder 1859–1942, Jahrgang 1942).

Füßlein-Fotten] „Fotten": evtl. Verballhornung von „Pfoten".

Daumenabdruck des Hasen] Über diesem Zusatz befindet sich ein – mit etwas Fantasie als Pfotenabdruck interpretierbarer – Tintenfleck.

5 Editorische Notiz

Maria Charlotte Sweceny hat 141 Briefe und zehn Postkarten Alexander Lernet-Holenias an sie aus dem Zeitraum Juli 1938 bis Juli 1943 – wohl als weitgehend vollständiges Korpus[1] – sorgfältig aufbewahrt. Sie sind im Archiv der Familie Stein in Wien (SteinFA) erhalten geblieben und werden hier erstmals und in ihrer Gesamtheit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dass in erster Linie die Briefe Lernet-Holenias überliefert sind, liegt in der Natur eines Privatarchivs. Die Überlieferung von drei, vielleicht vier[2] Briefen aus der Feder Lotte Swecenys sind dem Umstand zu verdanken, dass diese sich drei Briefe aus der Anfangszeit des Briefwechsels zurückschicken ließ (vgl. S. 31). Alle anderen Briefe Lotte Swecenys an Alexander Lernet-Holenia müssen als verschollen gelten; wahrscheinlich ist, dass Lernet sie – wie so viele andere auch[3] – vernichtet hat. Da aber Lotte Sweceny die meisten Briefe zwei-, dreimal aufsetzte, bevor sie sie ins Reine schrieb und absandte, sind rund sechzig ihrer Briefkonzepte an Lernet-Holenia erhalten, die für die Edition von großem Wert waren und in extenso in den Kommentarteil eingeflossen sind.

Die Briefe und Postkarten Alexander Lernet-Holenias sind mit einer Ausnahme (Nr. 155) in lateinischer Schreibschrift verfasst. Was der Erzähler in *Beide Sizilien* vom Brief Silverstolpes[4] an Marschall von Sera sagt, ließe sich auch auf die Briefe des Autors anwenden: „Abgefaßt war er auf mehreren kleinen Bogen [. . .] mit einem gewissen Sinn für Form und Verteilung der Schrift auf der Fläche.“[5]

---

[1] Roman Roček erwähnt, Lotte Sweceny habe die Briefe Lernet-Holenias aus der Phase ihrer Trennung, die wohl im Laufe des Jahres 1943 stattfand, vernichtet (Roman Roček: Persönliche Mitteilung an den Verfasser. Wien. 25. Juli 2009). Tatsächlich reißen die Briefe Lernet-Holenias unvermittelt ab; ein „Abschiedsbrief“ oder dergleichen ist nicht überliefert.

[2] Bei Brief Nr. 154 konnte nicht ermittelt werden, ob es sich dabei nur um eine nicht abgesandte Reinschrift handelt oder um einen wieder in den Besitz der Absenderin gelangten Brief.

[3] Darunter auch Briefe von Gottfried Benn und Rainer Maria Rilke.

[4] Wie Lernet-Holenia selbst hat auch Silverstolpe „alte Verwandte im Kärntnerischen“ (A. Lernet-Holenia: *Beide Sizilien*, S. 563); sein Vorname, Lennart, klingt nicht von ungefähr ähnlich wie Lernet.

[5] Ebd., S. 558. Lernets Freund Carl Zuckmayer lobte dessen „schöne[ ] Handschrift, die völlig der Form und dem Gehalt seiner Dichtungen entspricht“ (Zuckmayer: *Als wär’s ein Stück von mir*, S. 389).

Lernet-Holenias Poststücke sind zu ungefähr zwei Dritteln datiert (102); ein knappes Drittel (48) musste – zum Teil mit ungewissem Ergebnis – nachdatiert werden; ein Brief ist nicht datierbar (Nr. 155). Fragezeichen nach dem Datum weisen auf eine unsichere Nachdatierung hin; im Kommentar sind diesbezügliche Anmerkungen mit „ZUR DATIERUNG:“ versehen. Zwei der vier Briefe Lotte Swecenys sind undatiert.

Alle Poststücke wurden in chronologischer Folge mit einer laufenden Nummer (1–155) versehen, die sich in der Kopfzeile sowohl des Transkripts als auch des dazugehörigen Kommentars weiter hinten findet.[6] Die Beschreibung beschränkt sich auf die Art des Poststücks (etwa „Brief, hs.“, „Postkarte, hs.“), die Anzahl der Seiten und das Schreibwerkzeug (meist blaue Tinte; in den Briefen Lernet-Holenias aus Polen überwiegend Bleistift).

Die Transkripte halten sich in Schreibweise und Zeichensetzung weitgehend an die Originale. Schreibfehler bzw. heute unübliche Schreibweisen (etwa der von Lernet häufig verwendete Akkusativ in Verbindung mit „danken“ – „ich danke Dich“) wurden mit „[sic!]“ gekennzeichnet, Streichungen als solche beibehalten. Das „u“ schrieb Lernet-Holenia für gewöhnlich „ŭ“; ein noch aus der Kurrentschrift stammendes Merkmal, das zugunsten der Lesbarkeit nicht übernommen wurde. Dem Duden angepasst wurde Lernet-Holenias Setzung der Anführungszeichen (also „. . . “ statt meist “. . . ”; gelegentlich verwendete er auch ». . . «).

Die wenigen nachträglichen Einfügungen wurden aus Gründen der Lesbarkeit und der technischen Gegebenheiten im Kommentar vermerkt, Einfügungen von fremder Hand (meist von Lotte Sweceny) mit „[v. frd. Hd.:]“ markiert und in serifenloser Schrift gesetzt. Seitenumbrüche sind anhand eines Längsstrichs „|“ ersichtlich. Die Adressen auf (in nur wenigen Fällen erhaltenen) Kuverts und auf Postkarten wurden in die Transkripte aufgenommen.

Im Gegensatz zur Erstfassung dieser Edition[7] entsprechen die Zeilenumbrüche und -einzüge in den Transkripten aus satztechnischen und buchgestalterischen Gründen nicht jenen der Originale. Die häufigen

[6] Die Gestaltung des Kommentars orientiert sich im Wesentlichen an Winfried Woesler: Richtlinien der Briefkommentierung. In: Hans-Gert Roloff (Hrsg.): *Wissenschaftliche Briefeditionen und ihre Probleme. Editionswissenschaftliches Symposion*. Berlin: Weidler Buchverlag 1998, S. 87–96.

[7] Christopher Dietz: *„Ich bin wohl der Dichter mit einem der lächerlichsten Schicksale“ – Die Briefe Alexander Lernet-Holenias an Maria Charlotte Sweceny*. Universität Wien: Diss. 2011.

Postskripta, die Lernet-Holenia in der Regel in den – von ihm meist recht groß belassenen – Weißraum zwischen der letzten Briefzeile und der Ort-Datums-Zeile setzte, wurden in dieser Ausgabe an das Ende der Briefe, also nach die Unterschrift, gereiht.

In aller Regel beschloss Lernet seine Briefe mit Ort, Datum und Unterschrift, wobei Ort und Datum meist untereinander am linken Rand stehen und die Signatur auf ungefähr derselben Höhe am rechten. Aus genannten Gründen steht in den Transkripten die Unterschrift unter Ort und Datum. Eine Ausnahme bilden die Briefe, deren Schlussfloskel direkt in die Unterschrift übergeht (z. B. in Nr. 123: „Schreib recht bald wieder dem / Neni") – dort wurde die Unterschrift sinnvollerweise vorgereiht.

Alexander Lernet-Holenias Briefe sind – wie bereits angedeutet – sehr gut lesbar[8] und in formaler Hinsicht klar, ja geradezu penibel strukturiert. Die wenigen Fälle, in denen ein Wort – meist ein Name oder ein Datum – nicht mit Sicherheit entziffert werden konnte, wurden im Transkript mit spitzen Klammern hervorgehoben. Zusätze des Herausgebers sind mit eckigen Klammern versehen.

[8] Vgl. das Faksimile von Brief Nr. 153 (Abb. 19).

6 Maria Charlotte Sweceny: Versuch eines Porträts

6.1 Vorbemerkung

Ein Porträt Maria Charlotte Swecenys ist kein leichtes Unterfangen; dennoch soll es hier unternommen werden, um das wenige, das der Leser der Briefe zwischen ihr und Alexander Lernet-Holenia über sie erfährt, zu mehren. Der Intention der vorliegenden Arbeit – die in erster Linie eine Briefedition ist – und vor allem auch der mageren Quellenlage geschuldet ist dabei die Tatsache, dass die Annäherung fragmentarischen, skizzenhaften Charakter hat – „Von Quellen zu sprechen, heißt von Lücken zu sprechen."[1] Weder kann hier ein Leben in seiner Gesamtheit überblickt – geschweige denn wiedergegeben – noch ein „wahres" Bild gezeichnet werden. Wo es sinnvoll erschien, kommt die Porträtierte in ihren Briefen, Konzepten und Aufzeichnungen selbst zu Wort, vor allem dort, wo es gilt, Bezüge zu den kulturellen und historischen Hintergründen ihrer Entstehungszeit zu verdeutlichen. Der in den Fokus genommene Zeitraum beginnt mit der Geburt von Lottes Großvater Markus Stein 1845 und endet einhundert Jahre später mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs – das gleichzeitig auch das Ende des Briefwechsels zwischen Lotte Sweceny und Alexander Lernet-Holenia markiert – bzw. mit dem Tod Lotte Swecenys im Jahr 1956.

Neben den hier edierten Briefen selbst sind rund achtzig Korrespondenzstücke von Dritten[2] an Lotte Sweceny die wichtigsten Quellen, die für diese Arbeit zur Verfügung standen. In Lotte Swecenys Nachlass im Stein-Familienarchiv finden sich außerdem zahlreiche eng beschriebene Zettel mit tagebuchartigen Aufzeichnungen, Literaturexzerpten, Horoskopen, Einkaufslisten und dergleichen mehr, weiters Rechnungen, Visitkarten, diverse Werbebroschüren und Ähnliches. Die darin über-

[1] Bernhard Fetz: Der Stoff, aus dem das (Nach-)Leben ist. Zum Status biographischer Quellen. In: ders. (Hrsg.): *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Berlin–New York: Walter de Gruyter 2009, S. 103–156, S. 106.

[2] Unter den Absendern sind etwa der Bildhauer Günther Baszel von Szászkabánya (1902–1973), der bereits erwähnte Schriftsteller und Drehbuchautor Gerhard T. Buchholz (vgl. S. 284, Anm. zu *Buchholz*), der Arzt und Lernet-Freund Alexander Hartwich (vgl. S. 246, Anm. zu *Sándor*), der Architekt Hans A. Vetter (vgl. S. 257, Anm. zu *mit Hans*), der Hotelier Otto M. de Brioschi (Daten nicht ermittelt) und zahlreiche andere.

lieferte Art Lotte Swecenys zu schreiben, der kolloquiale Duktus ihrer Briefe und Konzepte, ihr sorgloser Umgang mit Grammatik und Orthografie, kurz: ihre „Stimme in der Schrift“[3] vermitteln ein lebendiges Bild ihrer Person, von der – anders als im Falle ihres berühmten Briefpartners – keine Film- oder Ton- und nur wenige Bilddokumente existieren.

Es ist nicht bekannt, ob die im Archiv der Familie Stein überlieferten Stücke den gesamten Nachlass Lotte Swecenys bilden oder nur einen Teil davon, ob in den vergangenen 55 Jahren Bestandteile eines ursprünglichen Nachlasses ausgeschieden wurden, verloren gingen etc. Zentrum des Nachlasses, wie er vorgefunden wurde, bildet – auch umfangsmäßig – das (von dritter Hand?) grob chronologisch geordnete und gebündelte Konvolut von 150 an Lotte Sweceny gerichteten Briefen (bzw. Postkarten) Alexander Lernet-Holenias. Ergänzt werden diese Quellen durch einige wichtige Stücke aus dem Besitz von Lottes Nichte Barbara Netscher.[4] Aufgrund von Lotte Swecenys frühem Tod (1956) gibt es nur wenige Zeitzeugen, die zu befragen möglich gewesen wäre.[5]

Die Literatur zu Lotte Sweceny ist schnell überblickt: Neben den Erwähnungen[6] im Zusammenhang mit Kokoschkas Skandal-Bild *Spielende Kinder*[7], das Lotte und ihren Bruder Walter zeigt, sind es vor allem die rund drei Seiten in der *Veruntreuten Geschichte*[8] Milan Dubrovic’, die das öffentliche Bild Lotte Swecenys (und jenes ihrer Familie) bis heute bestimmen. Dubrovic schrieb knapp dreißig Jahre nach deren Tod über seine „künstlerisch und literarisch interessierte[ ]“ Freundin Lotte:

> Ihr Vater [Richard Stein, C. D.], der das Verlagshaus Manz zu einem Zentrum für wissenschaftliche Publikationen aufbaute, zählte zu jener hochkultivierten Schicht des assimilierten jüdischen Bürgertums, die sich in ihrer Fortschrittsfreudigkeit für neue Impulse in

[3] Fetz: Zum Status biographischer Quellen, S. 145.

[4] Darunter etwa Lottes „Kleiner Abstammungsnachweis“, einige Fotos sowie Briefe Lottes an ihren Bruder Walter Stein.

[5] Zwei wesentliche Zeitzeugen, die Geschwister Barbara (Juliane Maria Charlotte) Netscher und Markus (Franz Florian) Stein, griffen in vielen ihrer Darstellungen auf erinnerte Aussagen ihrer Eltern Walter und Liane Stein zurück.

[6] Etwa bei Tobias Natter (Hrsg.): *Oskar Kokoschka. Das moderne Bildnis 1909 bis 1914. Im Auftrag der Neuen Galerie New York herausgegeben von Tobias G. Natter*. Köln: Dumont 2002; Werner J. Schweiger: *Der junge Kokoschka. Leben und Werk 1904–1914*. Wien–München: Edition Christian Brandstätter 1983; Johann Winkler/Katharina Erling: *Oskar Kokoschka. Die Gemälde 1906–1929*. Salzburg: Verlag Galerie Welz 1995.

[7] Vgl. dazu S. 383.

[8] Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 262–264.

> Kunst und Wissenschaft begeisterten [sic!] und schöpferische Begabungen mit Aufträgen und Ankäufen förderten [sic!]. [. . .] Das mit einem Dolch attackierte Mädchen auf dem Bild [Kokoschkas, C. D.] war inzwischen zu einer faszinierenden Dame und überaus gastfreundlichen Hausfrau in Hochrotherd herangewachsen.[9]

In Roman Ročeks Lernet-Biografie taucht Lotte Sweceny schließlich als „die mit Lernet befreundete Mitbesitzerin des Manzschen Verlagshauses“ auf.[10]

Aus den Briefen und Konzepten Maria Charlotte Swecenys an Alexander Lernet-Holenia tritt dem Leser eine bemerkenswerte Persönlichkeit entgegen: gebildet und selbstbewusst; materiell unabhängig durch Geburt und Heirat; bekannt und befreundet mit zahlreichen Exponenten des Geisteslebens der Zwischenkriegszeit. Maria Charlotte Stein, spätere Sweceny, verfügte selbst über ein beträchtliches literarisches Talent und eine Intelligenz, die ihr im Kreise ihrer Familie und ihrer Freunde und Bekannten zweifellos eine Sonderstellung verschafften.

Die Herkunft Lotte Swecenys aus einer jüdischen Unternehmerfamilie prägte ihre Persönlichkeit in beträchtlichem Maße; Werte wie Liberalismus in Denken und Handeln, Bildung als höchstes Gut, Tüchtigkeit und Verantwortungsbewusstsein bestimmten die Atmosphäre ihres Elternhauses.[11] Diese befruchtende Atmosphäre war auch das Resultat einer seit zwei Generationen andauernden – und in Lottes Generation abgeschlossenen – Assimilationsleistung von Lottes Großvater Markus und ihrem Vater Richard. In den Jahren ihrer gemeinsamen Geschäftsführung entstanden die „Manz’schen Gesetzesausgaben“ als Reihe mit Anspruch auf Vollständigkeit, waren viele der bedeutendsten Juristen der Monarchie – dann der Ersten Republik – Autoren des Verlags, entstand das Buchhandlungs-Portal von Adolf Loos, wurden Lotte Sweceny und ihr Bruder Walter von Oskar Kokoschka gemalt, wurde Richards Bruder Erwin Schüler Arnold Schönbergs.

[9] Ebd., S. 262f.

[10] Roman Roček: *Die neun Leben des Alexander Lernet-Holenia. Eine Biographie*. Wien–Köln–Weimar: Böhlau 1997, S. 223, 231, 244, 388, 389; hier S. 231. Maria Charlotte („Lotte“) Sweceny heißt hier irreführenderweise mal „Charlotte Sweceny“, mal „Charlotte Stein“. Sie habe ihm, so Roček, als (mündliche) Quelle gedient, in die Briefe Lernets aber keine Einsicht gewährt. Hierzu und zu Ročeks daraus folgender Konstruktion nicht existenter Quellen siehe S. 34, FN 97.

[11] Vgl. auch die Ausführungen zur Konversion der Familie vom Judentum zum Protestantismus auf S. 349.

Diese beiden Vorgängergenerationen – die sich einer wesentlich besseren Quellen- und Literatursituation erfreuen können – zumindest skizzenhaft zu umreißen, schien deshalb sinnvoll, weil damit der Nährboden dargestellt werden kann, auf dem Lotte Steins Existenz gedieh. Biografiewürdig[12] ist diese Existenz nicht allein in ihrer Rückbindung an den „berühmten" (männlichen) Partner Alexander Lernet-Holenia, sondern auch als Zeugnis für die Lebensbedingungen einer liberal geprägten Intellektuellen während der Zwischenkriegszeit, einer „Halbjüdin" im „Dritten Reich" und einer alleinstehenden Frau im Österreich des Wiederaufbaus. Lotte Sweceny unternahm – unter günstigen Startbedingungen[13] – den Versuch, ihr Leben weitgehend frei von äußeren Zwängen zu gestalteten. Hier wurde ein Leben nicht einfach gelebt, sondern entworfen, und dies auf weite Strecken gegen die Konvention und unter mancherlei Opfer. Einmal schreibt Lotte Sweceny an Alexander Lernet-Holenia: „Was ich mir unter dem Guten vorstelle? Zum Beispiel, daß man Dich so leben läßt wie Du es willst [. . .]" – ein Wunsch, den sie wohl auch für sich selbst hegte.

[12] Zum Thema Biografiewürdigkeit vgl. etwa Hannes Schweiger: „Biographiewürdigkeit". In: Christian Klein (Hrsg.): *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Stuttgart–Weimar: Metzler 2009, S. 32–36.

[13] Angehörigkeit zu einer privilegierten Schicht, phasenweise finanzielle Unabhängigkeit, keine vorgesehene aktive Rolle im Familienunternehmen, physische Attraktivität etc. Michel Foucault hat in *Das Leben der infamen Menschen* unterschieden zwischen Menschen, die mit der „Größe der Geburt, des Vermögens, der Heiligkeit, des Heldentums oder des Genies" ausgestattet sind – den Objekten der traditionellen Biografik – und solchen „denen es bestimmt ist, ohne Spur zu vergehen" (Michel Foucault: Das Leben der infamen Menschen [Ausschnitt]. In: Bernhard Fetz/Wilhelm Hemecker (Hrsg.): *Theorie der Biographie: Grundlagentexte und Kommentar* (De Gruyter Studium). Berlin: De Gruyter 2011, S. 257–275, hier S. 261). Das Leben Lotte Swecenys hat sich wohl irgendwo im großen Bereich zwischen diesen beiden Polen abgespielt.

6.2 „Der geborene Verleger“: Markus Stein, der Großvater

6.2.1 Lehrer in Böhmen

Markus Stein begründete die Verlegerdynastie Stein, die bis zum heutigen Tag – in mittlerweile fünfter Generation – den Verlag Manz in Wien führt und besitzt.[14] Er wurde am 3. November 1845 im südböhmischen Gabrielendorf/Gabrielka bei Kamnitz an der Linde/Kamenice nad Lipou[15] als fünfter Sohn[16] – es folgte noch eine Schwester, Henriette (1848–?) – des Landwirts Isak Selig Stein und der Anna Lustig geboren.[17] Das im Besitz der Wiener Bankiersfamilie Geymüller stehende Kamnitz verfügte vor dem Zweiten Weltkrieg über eine größere jüdische Gemeinde. Markus Stein wurde nach dem Besuch einer pädagogischen Akademie in Prag[18] Volksschullehrer im ca. 200 km östlich zwischen Brünn/Brno und Olmütz/Olomouc gelegenen Proßnitz/Prostějov. Zusätzlich zu seiner Lehrtätigkeit war Markus Autor einer Deutsch-Grammatik für Volksschulen.[19]

In dieser Eigenschaft weckte er die Aufmerksamkeit des Verlegers Robert Klinkhardt, der in Leipzig erfolgreich einen vorwiegend pädagogisch ausgerichteten Verlag führte und plante, auch den österreichischen Markt zu bedienen. Markus Steins Konzept einer Adaption der bereits

[14] Zu Markus Stein vgl. auch den Wikipedia-Eintrag des Verfassers unter http://de.wikipedia.org/wiki/Markus_Stein_(Verleger).

[15] Catherine Mumelter, die 2001 an der Universität Innsbruck eine Geschichte des Verlags Manz vorgelegt hat, in der zahlreiche Quellen aus dem SteinFA erstmals ausgewertet wurden, schreibt – nicht ganz korrekt – „Gabrielsdorf“ und „Kamenitz“ (Siehe Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 94). Gabrielka ist heute ein eingemeindeter Ortsteil von Kamenice.

[16] Die vier älteren Brüder hießen Emanuel (1839–?), Joseph (1841–?), Wolfgang (1842–?) und Jacob (1844–?). Einen – naturgemäß unvollständigen – Stammbaum der Familie Stein bietet Thomas Brezinka im Anhang seiner Biografie von Markus Steins Sohn Erwin Stein: Thomas Brezinka: *Erwin Stein. Ein Musiker in Wien und London*. Wien–Köln–Weimar: Böhlau 2005 (S. 242f.) – u. a. auf die von Brezinka erhobenen Daten stützt sich auch die vorliegende Arbeit.

[17] Markus’ Vater Isak heiratete nach dem Tod seiner Frau Anna (2. Okt. 1848) ein zweites Mal. Mit Sara Khon hatte er weitere sieben Kinder (vgl. ebd.).

[18] Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 94.

[19] *Die Deutsche Sprachschule. Grammatik, Orthographie und Stil* von Markus Stein, B. Weiner und W. Wrany „gab es für österreichische allgemeine Volksschulen, für österreichische Bürgerschulen, für ein- bis vierklassige Schulen sowie für ungarische Volksschulen“ (ebd., S. 232, FN 566).

bei Klinkhardt erscheinenden Sprachschule *Die Muttersprache*[20] für österreichische Bedürfnisse überzeugte Klinkhardt von der Eignung Markus Steins:

> Umso mehr war ich erfreut über Ihre Druckschrift, die mir die Bedürfnisse der österreichischen Volksschule noch spezieller bezeichnet und mir den Weg welchen ich zu gehen habe noch genauer vorschreibt, die mir ferner in Ihnen eine Persönlichkeit erkennen läßt, welche die Ausführung meines Planes energisch und mit vollem Verständnis in die Hand nehmen und mir mit Rath und That zur Seite stehen würde.[21]

Robert und Bruno Klinkhardt, die das Leipziger Haus seit 1870 führten,[22] planten die Gründung einer Filiale in Wien, das damals neben Leipzig eines der Zentren des deutschsprachigen (Verlags-)Buchhandels war. Im bereits erwähnten Brief schrieb Robert Klinkhardt weiter:

> Über die Bedingungen unter denen Sie die Filiale übernehmen, würden wir uns sicher leicht einigen und dürfen Sie sich meiner Coulanz versichert halten. [. . .] In der angenehmen Hoffnung, daß nun der Anfang zu einer langjährigen angenehmen und lohnenden Verbindung zwischen uns gemacht ist sehe [erg.: ich, C. D.] gefälliger Rückäußerung entgegen [. . .].[23]

Mitunter heißt es, Markus Stein sei sogar ursächlich an der Gründung der Wiener Dependance beteiligt gewesen[24] – wie dem auch sei, hier dürften sich zwei Bedürfnisse (nämlich jenes des Leipziger Verlags nach

[20] „Aus der Verlagsthätigkeit der siebziger Jahre ist besonders das Erscheinen der in der Lehrerwelt epochenmachenden, von den Schulmännern Baron, Junghanns und Schindler bearbeiteten, und nach und nach in vierzehn verschiedenen Ausgaben erschienenen ‚Deutschen Sprachschule in Uebungsbeispielen' zu erwähnen, der, durch dieselben Autoren bearbeitet, die ‚Muttersprache', in einer acht-, fünf- und dreiteiligen Ausgabe folgte" (Rudolf Schmidt: *Deutsche Buchhändler. Deutsche Buchdrucker. Beiträge zu einer Firmengeschichte des deutschen Buchgewerbes*. Bd. 3. Berlin: Verlag der Buchdruckerei Franz Weber 1902, S. 550).

[21] Robert Klinkhardt: Brief an Markus Stein. Leipzig. 26. Okt. 1876 (zit. nach Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 94 FN 277).

[22] Zur Geschichte des Verlags Julius Klinkhardt siehe Uwe Sandfuchs/Jörg-W. Link/Andreas Klinkhardt (Hrsg.): *Verlag Julius Klinkhardt 1834–2009*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt 2009.

[23] Zit. nach Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 95 (FN 278).

[24] So ebd., S. 95, aber auch bei Robert Stein: „Mit 31 Jahren hatte Herr Markus Stein im Jahre 1877 den Anstoß zur Gründung der Firma Julius Klinkhardt in Wien gegeben [. . .]" (Robert Stein: Festrede anläßlich der Betriebsfeier zum 100jährigen Firmenjubiläum

einem Standbein in Österreich und jenes Markus Steins nach einer Berufstätigkeit in der Hauptstadt) glücklich begegnet sein.

6.2.2 In die Hauptstadt

Im Jahr 1876 war es dann so weit: Die Firma Julius Klinkhardt wurde in der Wiener Hegelgasse[25] gegründet. Das Gründungs-Zirkular der Firma „Julius Klinkhardt & Comp.“ vom 1. Juni 1877 wies Markus Stein bereits als Prokuristen aus. Im selben Jahr war Stein mit seiner Familie nach Wien übersiedelt. Kurz zuvor, 1874 und 1876, galt es noch, zwei Schicksalsschläge zu verschmerzen: das zweite Kind, Rosa, und das dritte, Anna, verstarben kurz nach ihrer Geburt.[26] Der Erstgeborene, Richard, war 1871 noch im mährischen Proßnitz[27], wo Markus als Lehrer tätig gewesen war, zur Welt gekommen.

Geheiratet hatte Markus Stein am Dreikönigstag des Jahres 1869 die aus dem böhmischen Hotzenplotz/Osoblaha gebürtige Nanette Reik, Tochter des Gabriel Reik und der Fanny Hirsch.[28] Dem Bräutigam selbst sind einige Details darüber zu verdanken, wie er seine Braut, „ein graziöses Kind, schnippisch und voll Lachlust und heiterer Laune“[29], kennenlernte, er selbst ein „junger Mann von zwanzig Jahren, mit einem Gesicht, das

der Manzschen Verlags- und Universitätsbuchhandlung am 25. Mai 1949. In: *Festreden anläßlich der Betriebsfeiern zum 100jährigen, bzw. 125jährigen Firmenjubiläum der Manzschen Verlags und Universitätsbuchhandlung*. o. O. [Wien]: Manz’sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung o. D. [1974], S. 1–20, hier S. 3).

[25] „[. . .] in einem kleinen Büro in der Hegelgasse begann Herr Stein seine Tätigkeit, und diese stützte sich auf seine Freunde und früheren Kollegen in der österreichischen Lehrerschaft [. . .]“ (ebd., S. 5). Zufällig befindet sich heute ganz in der Nähe in der Johannesgasse 23 (ebenfalls in Wien I.) das heutige Verlagsbüro des Verlags Manz.

[26] Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz* erwähnt die beiden Töchter nicht; das Wissen um ihre – kurze – Existenz ist den Recherchen Thomas Brezinkas zu verdanken, der sie in seinem sehr hilfreichen Stammbaum der Familie Stein anführt (Brezinka: *Erwin Stein*, S. 242).

[27] Und nicht etwa in Wien, wie Mumelter meint (Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 153).

[28] Der Vorname ist ungewiss: Einmal ist „Jenny“ (Übertrittsprotokoll [ÜbProt] der evang. Gemeinde H.B. 1886/006), einmal „Fanni“ (Geburtenbuch der Israelitischen Kultusgemeinde 1878/G1979) zu lesen (siehe Anna Staudacher: *Jüdisch-protestantische Konvertiten in Wien 1782–1914. Teil 2*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 2004, S. 695, FN 681 bzw. 683).

[29] Markus Stein: *„Unser Roman beginnt ...“ (Rede anlässlich der goldenen Hochzeit von Markus und Nanette Stein am 6. 1. 1919)*. o. O. [Wien]: Manz’sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung o. D. [1919], S. [1].

sich Mühe gibt, Respekt einzuflößen und einige Jahre älter zu scheinen als er wirklich ist“[30]: Man begegnete sich 1865 auf einem „ländlichen Tanzboden“, tanzte miteinander, promenierte, Markus rezitierte „seinen damaligen Lieblingsdichter Heine“ („Du bist wie eine Blume“), Nanette stimmte in das Gedicht ein, und die Verbindung war hergestellt. Die Liebesleute erleben das Kriegsjahr 1866 und die damit verbundenen Einquartierungen, können sich am 3. November 1868 endlich verloben und heirateten schließlich am 6. Januar des Folgejahres – eine Liebesheirat, im Gegensatz etwa zur ersten Verbindung, die Markus’ Sohn Richard eingehen würde. „Es folgen“, so Markus selbst, „acht Jahre stillen Glücks in Freude und Leid. Dann wird der Schauplatz zu eng und Wien, die langersehnte Stadt öffnet uns ihre Arme.“[31] Man bezog eine Wohnung in der Reisnerstraße, damals wie heute eine großbürgerliche Wohnlage in der Nähe des Schlosses Belvedere. Die Rede des goldenen Hochzeiters schweigt sich über die Mühen, die mit der Übersiedlung nach Wien einhergegangen sein müssen, aus. Im neuen Domizil wurden die Töchter Paula (1878–1952), Emma (genannt „Emmy“, 1882–1969) und Helene (1884–1945) geboren. Der Jüngste, Erwin (1885–1958), erblickte in der nächsten, größeren Wohnung in der Lagergasse[32] das Licht der Welt.

In Wien ging es für Markus Stein nach seiner Ankunft im Jahre 1877 steil bergauf: Er begründete bis zu seinem Tod 1935 den Erfolg des Verlags Manz und das Ansehen der Familie Stein und entwickelte sich – in einer zwar paradigmatischen, aber dennoch beeindruckenden Konsequenz – vom „Sohn eines kleinen Landwirtes“[33] zum angesehenen Mitglied jener kulturtragenden, großbürgerlichen Gesellschaftsschicht des Kaiserreichs, die zu einem großen Teil aus assimilierten Juden bestand.

---

[30] M. Stein: *„Unser Roman beginnt …“* S. [1].

[31] Ebd. Das „Leid“, von dem Markus Stein spricht, bezieht sich wohl u. a. auf den frühen Tod der beiden Töchter Rosa und Anna, s.o.

[32] Die Lagergasse im III. Bezirk verbindet in unmittelbarer Nähe des – damals noch nicht bestehenden – Konzerthauses die Ötzeltgasse mit dem Heumarkt. Interessanterweise wohnten im III. Bezirk weniger Juden als vielmehr „nichtjüdische Tschechen des Mittelstands“ (Marsha L. Rozenblit: *Die Juden Wiens 1867–1914. Assimilation und Identität* [Forschungen zur Geschichte des Donauraumes, Bd. Bd. 11]. Wien–Köln–Graz: Böhlau 1989, S. 103) – möglicherweise bildete Markus’ und Nanettes Wahl ihrer Wiener Wohnadresse einen bewusst gesetzten Assimilationsschritt.

[33] K[arl] V[ölker]: Markus Stein †. In: Karl Völker (Hrsg.): *Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus im ehemaligen und im neuen Österreich 1936. 57. Jahrgang*. Wien und Leipzig: Manz’sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung 1936, S. 167–168, hier S. 168.

6.2.3 Konversion zum Protestantismus

In seinem Bestreben, die ländlich-jüdischen Wurzeln möglichst bald hinter sich zu lassen, glich Markus Stein der überwiegenden Mehrzahl der vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus den Kronländern der Monarchie in die Hauptstadt ziehenden Juden. Den letzten Schritt zur vollständigen Assimilation, die Ehe mit einer nichtjüdischen Partnerin, vollzog jedoch erst sein Sohn Richard.[34]

Markus Stein war zu einem Zeitpunkt nach Wien gekommen, da die Voraussetzungen für Zuwanderer aus dem ländlichen Raum, jüdische zumal, besser waren denn je: 1848 waren die Wohn- und Ansiedlungsbe-

[34] Die „Mischehe“ markiert in der Assimilations-Theorie Milton M. Gordons (*Assimilation in American Life*, 1964) – auf die sich auch Rozenblit bezieht – die dritte und letzte, die „strukturelle“ Stufe der Assimilation (nach der kulturellen und der sozialen); eine Stufe, die, so lautet eine der Hauptaussagen Rozenblits, durch die Herausbildung von Gruppenzugehörigkeitsgefühlen der jüdischen Zuwanderer untereinander eine Begrenzung erfuhr. Diese Tatsache wurde auch vom Zionismus kritisiert: „Das Ghetto besteht innerlich fort“, schrieb Theodor Herzl 1896 in seinem *Judenstaat* (zit. nach Rozenblit: *Die Juden Wiens 1867–1914*, S. 15). Es blieb also in den meisten Fällen bei der Akkulturation (die etwa der ersten Stufe der Assimilation nach Gordon entspräche). Die besondere Bildungsaffinität jüdischer Zuwanderer, die doch – mit Heinrich Heine – das „Entreebillet zur Europäischen Kultur“ (in *Gedanken und Einfälle 1845–1856*; unter der gleichen Überschrift, „Verehrung für Rom“, nennt Heine Judäa ein „protestantisches Ägypten“) sichern sollte, wurde so in einer unerwarteten dialektischen Wendung zur Assimilationsbremse: „Weltliches Wissen zu erlangen, stellte eine jüdische Gruppenaktivität dar, und die Gruppennatur dieser Erfahrung modifizierte und verminderte Assimilation“ (ebd., S. 132). Dass der Begriff der Assimilation problematisch ist, weil er „sich auf soziale, kulturelle und psychische Prozesse [bezieht], als ob sie ein und dasselbe wären“, hat u. a. Shulamit Volkov thematisiert – „zweitens tendiert er dazu, die diesen Prozessen innewohnenden Wechselwirkungen zu verschleiern; und drittens bezeichnet er zugleich einen Prozeß und seine Ergebnisse“ (Shulamit Volkov: *Antisemitismus als kultureller Code. Zehn Essays*. 2., durch ein Register erw. Aufl. München: C. H. Beck 2000, S. 132). Für die Juden selbst hatte der umgangssprachlich verwendete Begriff „Assimilation“ jedoch im ausgehenden 19. Jahrhundert positive Bedeutung (ebd.). (Assimilation als Angleichung einer ethnischen Gruppe an eine andere – so das zeitgenössische Begriffsverständnis – führt gerade in Bezug auf das ethnisch inhomogene Judentum der Wiener Jahrhundertwende von vornherein in die Irre.) Die „kulturelle Angleichung“ – oder eben Akkulturation – war für jüdische Bürger leichter zu bewerkstelligen als die soziale Integration: Nicht selten waren sie bereits „akkulturiert“ nach Wien gekommen bzw. hatte sie ihre an ihren ländlichen oder kleinstädtischen Geburts- und Ausbildungsorten bereits erfolgte Akkulturation dazu bewogen, nach Wien zu ziehen. Jedenfalls: Die Juden Wiens „waren bestrebt, sowohl eine jüdische als auch eine europäische Identität herauszubilden, und sie waren ehrlich davon überzeugt, daß ihnen dies schließlich auch gelingen würde. Die Gegebenheiten im Österreich dieser Ära mögen nicht dazu angetan gewesen sein, dieses Ziel zu erreichen, doch das konnten die Juden Wiens nicht wissen“ (Rozenblit: *Die Juden Wiens 1867–1914*, S. 195).

schränkungen für Juden aufgehoben worden, was einen starken Zustrom nach Wien zur Folge hatte. 1914, gegen Ende der Monarchie, besaß Wien mit ca. 200.000 Mitgliedern die größte jüdische Gemeinde West- und Mitteleuropas.[35] Wie Markus Stein identifizierten sich die meisten dieser Zuwanderer in hohem Maße mit der deutschen Kultur. Markus' Enkel Robert Stein schrieb rund ein dreiviertel Jahrhundert, nachdem Markus Stein sich in Wien niedergelassen hatte, über den Großvater:

> Aus dem Lehrerstand hervorgegangen, war er von vielseitigem Wissen. Grillparzer war sein Lieblingsdichter. [...] Der Geist, der aus Grillparzers Dichtung zu uns spricht, war der Geist, den Markus Stein in seinen entscheidenden Bildungsjahren in sich aufgenommen hatte. [...] Ich glaube, daß Sinn für Schönheit und ernstes Streben einerseits, Ablehnung jeder leichtlebigen Hingabe an Impulse des Augenblickes schon damals charakteristische Züge seines Wesens waren. Kein Freund vieler Worte, verstand er es um so besser, anderen Gehör zu schenken, wenn sie ihm Wesentliches zu sagen hatten. Daß er der geborene Verleger war, voller Ideen, aber auch mit der Fähigkeit begabt, verlegerische Möglichkeiten auf ihre praktische Durchführbarkeit zu beurteilen, versteht sich von selbst.[36]

Das Klima im Hause Markus Steins beschreibt der Biograf seines Sohnes Erwin, der Muskwissenschaftler Thomas Brezinka, folgendermaßen: Markus Stein war „nicht nur Unternehmer, sondern auch Ästhet, was sich zum Beispiel darin äußerte, daß er die musikalischen Ambitionen seines Sohnes unterstützte, Gründungsmitglied der Wiener Konzerthausgesellschaft war und sicherlich auf Initiative Erwins oftmals Geld für Arnold Schönberg spendete [...]".

Die Kindergeneration wuchs also

> an einer „ersten Adresse" des Wiens der Jahrhundertwende auf: in einer reichen, großbürgerlichen, liberalen Familie jüdischen Ursprungs mit weitem geistigen Horizont. Pflichtbewusstsein, „Dienst an der Sache", Fleiß und Ausdauer, aber auch Kultur, waren die höchsten Erziehungsideale. Ein Teil der geistigen Elite des Landes –

[35] Vgl. Rozenblit: *Die Juden Wiens 1867–1914*, S. 12.

[36] R. Stein: Festrede 100 Jahre Manz, S. 3. Bezeichnenderweise gilt nun nicht mehr der unverträgliche Jude Heine als Lieblingsdichter Markus', sondern Franz Grillparzer, der Apologet des alten Österreich.

> vor allem Wirtschafts- und Rechtswissenschaftler – ging im Haus der Eltern aus und ein.[37]

Der „Ausgleich“ von 1867 hatte nicht nur die „Doppelmonarchie“ Österreich-Ungarn geschaffen, sondern auch den Beginn der Emanzipation der Juden markiert: Sie erhielten, zumindest *de lege*, die gleichen Bürger-, politischen und religiösen Rechte wie alle übrigen Bürger der Monarchie.[38]

Marsha Rozenblit hat die demografischen Folgen der jüdischen Landflucht minutiös herausgearbeitet: „Die Verstädterung bildet den springenden Punkt der demographischen Veränderung der jüdischen Bevölkerung der Doppelmonarchie im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert.“[39] 1910 lebten bereits 23,3 % aller österreichischen Juden in den zehn größten Städten der Monarchie; 1910 lebten 13 % allein in Wien (1857, zu Beginn der ersten Zuwanderungswelle, war es nur ein 1 % gewesen).[40] Ein großer Teil der Zuwanderer (Juden wie Nichtjuden) stammten aus Böhmen und Mähren (30 % aller Wiener und 50 % aller Zuwanderer)[41], ja 70 % der Böhmen in Wien (einschließlich Juden) stammten aus Südböhmen[42], der Heimat Markus Steins. Die Beweggründe für die Abwanderung waren vielfältig: Häufig waren es der wirtschaftliche Niedergang in den Herkunftsgebieten und antijüdische Boykottmaßnahmen des dortigen Mittelstands[43]; für böhmische und mährische Juden trat die antideutsche (Juden wurden meist als prodeutsch eingestuft) Stimmung des tschechischen Bürgertums hinzu, die etwa in Prag häufig zu Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung führte.

Den meisten neuen Wienern war gemein, dass sie sich von der Aufgabe ihres alten Lebens ein neues, besseres versprachen:

> Wie auch alle übrigen Zuwanderer kamen Juden aus einer Vielzahl positiver und negativer wirtschaftlicher, politischer und psycho-

[37] Brezinka: *Erwin Stein*, S. 16f.

[38] „Entscheidend für die Gleichberechtigung der Juden in Österreich war der Artikel 2 des Staatsgrundgesetzes – es waren nur sieben Worte, um die Jahrzehnte lang gerungen worden war: ‚Artikel 2. Vor dem Gesetze sind alle Staatsbürger gleich.‘“ (Staudacher: *Jüdisch-protestantische Konvertiten in Wien 1782–1914. Teil 2*, S. 62). Von der gehobenen Bürokratie, von den Führungsetagen der Armee und vom diplomatischen Dienst blieben sie freilich weiterhin ausgeschlossen.

[39] Rozenblit: *Die Juden Wiens 1867–1914*, S. 23.

[40] Ebd.

[41] Ebd., S. 26.

[42] Ebd., S. 33. Ein Viertel der Wiener Judenheit war in Böhmen und Mähren geboren.

[43] Ebd., S. 39.

> logischer Gründe nach Wien. Die Juden aber, die sich in Wien ansiedeln wollten, faßten diesen Plan meist aus Gründen, die für das österreichisch-ungarische Judentum spezifisch [. . .] waren. Sicherlich bot Wien ihnen größere wirtschaftliche, kulturelle und bildungsmäßige Chancen und darüber hinaus auch noch größeres Prestige und Status. Auch bildete es einen Zufluchtsort vor provinziellem Antisemitismus, der sich oft in wirtschaftlichem Druck auf jüdische Kaufleute und Händler äußerte und deren Verarmung zur Folge hatte. Doch war auch Wien selbst die Bühne antisemitischer Demagogie, aber die tschechischen, polnischen und ungarischen Juden fühlten sich dieser Stadt auf so vielfältige Weise sprachlich, kulturell und ideologisch verbunden, daß für sie neben dieser mächtigen Anziehungskraft die Drohung des Antisemitismus völlig verblaßte.[44]

Die zuwandernden Juden identifizierten die Hauptstadt mit den fortschrittlichen Strömungen, die ihnen im Jahr 1867 die Emanzipation gebracht hatten – das meinte wohl auch Markus Stein, wenn er sagte: „[. . .] die langersehnte Stadt öffnet uns ihre Arme."[45] Die Juden dieser ersten Einwanderungswelle[46] waren in aller Regel am deutschen Kulturgut orientiert, gut ausgebildet und verfügten zum Teil – wie der Lehrer und Buchautor Markus Stein – auch schon über einen gewissen, meist bescheidenen Wohlstand.

Über Markus Steins Verbundenheit mit dem Judentum ist nicht viel bekannt. Er dürfte es jedoch mit der Religion seiner Väter nicht allzu streng genommen haben. Sein Beruf als Angestellter war immerhin mit Samstagsarbeit verbunden, die gläubigen Juden verboten ist. Rozenblit hat gezeigt, dass „Angestellter bei einer Privatfirma [. . .] zu einem jüdischen Beruf"[47] wurde: Hier waren die vergleichsweise gute Bildung und die (meist klein-, aber doch immerhin) städtische Prägung, die viele Juden – im Gegensatz zu nichtjüdischen Zuwanderern aus ländlichen, vom Analphabetismus geprägten Gegenden – mitbrachten, gut einsetzbar.

[44] Rozenblit: *Die Juden Wiens 1867–1914*, S. 35.
[45] M. Stein: *„Unser Roman beginnt ..."* S. [1].
[46] Rozenblit unterscheidet drei große Einwanderungswellen: 1.) tschechische Juden in den 1850er- und 1860er-Jahren, 2.) ungarische Juden bis in die 1880er-Jahre und 3.) Juden aus Galizien von ca. 1895–1914 (vgl. Rozenblit: *Die Juden Wiens 1867–1914*, S. 29).
[47] Ebd., S. 77.

Einen weiteren wichtigen Assimilationsschritt vollzog Markus bereits, nachdem er nach Wien gekommen war: Er gab seinen jüdischen Glauben auf und konvertierte. Am 24. September 1885 trat er gemeinsam mit seiner Tochter Paula zum evangelischen Glauben H. B. über.[48] Ihm vorangegangen war sein damals vierzehnjähriger Sohn Richard (7. September), nach weiteren vier Monaten folgten Nanette und die Kinder Helene, Emma und Erwin.[49] Warum Richard sich als Erster hatte taufen lassen, ist nicht bekannt. Es kann gemutmaßt werden, dass er es war, dem die Konversion am erstrebenswertesten erschien. Markus Stein hatte sein Judentum wohl stets mehr zur Kenntnis genommen als thematisiert; als Angestellter eines Leipziger Verlegers waren ihm bei seiner Ansiedlung in Wien wohl auch keine nennenswerten Hindernisse entgegengestanden. Der zwar noch in Böhmen geborene, seit seinem sechsten Lebensjahr jedoch ganz in Wien sozialisierte, ehrgeizige „Obergymnasiast“[50] Richard hingegen mag seine jüdische Abstammung als Makel und es daher als erstrebenswert empfunden haben, sie durch den Übertritt gleichsam abzulegen – und das zum frühestmöglichen Zeitpunkt.[51] War es sein Assimilationseifer, der die restliche Familie „mitzog“? Oder erfolgte seine frühe Konversion in Vorbereitung des nächsten großen familienpolitischen Schritts, seiner Heirat mit einer Deutschen? Taufpate Richards war jedenfalls Robert Julius Klinkhardt, der Vater seiner späteren (evangelischen) Frau Frieda und „Chef“ seines Vaters Markus.[52] Für eine angestrebte Verfestigung der Bindungen zum Leipziger Mutterhaus spräche auch, dass die Familie Stein nicht etwa – wie rund die Hälfte aller jüdischen Konvertiten Wiens – den katholischen Glauben

[48] Taufmatriken (im Weiteren: TM) HB Stadt 1885/09/24, zit. nach Staudacher: *Jüdisch-protestantische Konvertiten in Wien 1782–1914. Teil 2*, S. 96.

[49] „Obergymnasiast‘ (ÜbProt HB Stadt 1885/071) und TM HB Stadt 1885/09/07: Richard Stein; TM HB Stadt 1885/09/24: Markus Stein (Vater), mit seiner Tochter Paula; TM HB Stadt 1886/01/19: Nanette Stein, geb. Reik (Mutter), mit ihren drei Kindern Erwin, Helene und Emma“ (ebd., S. 96 FN 172). Taufpate Nanettes und der drei Kinder war ein Dr. Karl Frühwald, „Landesgerichtsadjunkt“ (siehe ebd., S. 695 FN 686).

[50] Richard besuchte (wie auch sein Sohn Robert) das nahe der elterlichen Wohnung am Beethovenplatz gelegene, liberal geprägte „Akademische Gymnasium“, das u. a. auch Arthur Schnitzler, Peter Altenberg, Hugo von Hofmannsthal und Otto Wagner zu seinen Absolventen zählt.

[51] Gemäß der interkonfessionellen Gesetze war ein Religionswechsel zwischen dem 7. und dem 14. Lebensjahr nicht möglich (vgl. Staudacher: *Jüdisch-protestantische Konvertiten in Wien 1782–1914. Teil 2*, S. 94). Kinder unter sieben Jahren folgten daher den Eltern; ab 14 war die freie Entscheidung möglich.

[52] ÜbProt HB Stadt 1885/071 (zit. nach ebd., S. 96 FN 172).

annahm, sondern – wie ca. ein Viertel – den evangelischen.[53] Es mögen bei der Wahl der Konfession aber auch grundsätzlichere Beweggründe ein Rolle gespielt haben: „Im zivilgesellschaftlichen Bereich war der Protestantismus eine Art ‚säkularisierte Schutzmantelmadonna' für politisch Verfolgte, Geschiedene, Ausgegrenzte aller Art und für emanzipatorische Strömungen."[54]

Die Konversion – ein Schritt, der dem Konvertiten die Kritik sowohl der Zionisten als auch die der deutschen Nationalisten einbrachte – war jedenfalls in ihrer Bedeutung für die Selbstwahrnehmung der „Übertretenden" nicht zu überschätzen:

> Indem er bewußt und tatkräftig das Judentum ablehnte, brach der Konvertit – jedenfalls seiner Meinung nach – mit dem jüdischen Volk, seinen Erinnerungen und Hoffnungen. Der jüdische Abtrünnige erwartete, durch Verleugnen des Judentums und Annehmen des Christentums ein voll akzeptiertes Mitglied der Mehrheit zu werden. Im allgemeinen war diese Erwartung realistisch [. . .] bis rassischer Antisemitismus ein fast unüberwindliches Hindernis für die jüdische Assimilation schuf.[55]

Rozenblit nennt denn auch als Motive der Konversion die Sicherung des beruflichen Erfolgs und den Wunsch nach vollständiger Assimilation.

> Aus der Tatsache, dass die meisten Konvertiten [so auch Richard Stein, C. D.] jung und ledig waren, daher in einer Lage, schwerwiegende Entscheidungen bezüglich Karriere und Leben zu treffen, schlossen Beobachter, daß Juden zum Taufbecken schritten, um ihre Karriere voranzutreiben, Nichtjuden zu heiraten und ihre Identität als Juden zu verlieren.[56]

---

[53] Rozenblit: *Die Juden Wiens 1867–1914*, S. 142. Das verbleibende Viertel zog die Konfessionslosigkeit vor.

[54] Monika Salzer/Peter Karner: *Vom Christbaum zur Ringstraße. Evangelisches Wien*. 2., verb. Aufl. Wien: Picus Verlag 2009, S. 15.

[55] Rozenblit: *Die Juden Wiens 1867–1914*, S. 133. Berühmte jüdische Konvertiten waren z. B. Gustav Mahler, Arnold Schönberg, Karl Kraus, Otto Weininger und Viktor Adler.

[56] Ebd., S. 138. Mitunter ist sogar von „Konversionsdruck" die Rede: „Der Assimilations- bzw. Konversionsdruck auf die jüdische Bevölkerung intensivierte sich folglich massiv, so dass in Wien zwischen 1868 und 1903 mehr als 9.000 Übertritte zum christlichen Glauben – und damit mehr als in jeder anderen Stadt der Monarchie – stattfanden" (Ilse Reiter-Zatloukal: Die österreichische Rechtsanwaltschaft 1918 bis 1938. In: Verein zur Erforschung der anwaltlichen Berufsgeschichte der zwischen 1938 und 1945 dis-

Der vierzehnjährige Konvertit Richard Stein handelte dabei durchaus repräsentativ: „Die meisten männlichen Apostaten stammten aus Häusern des oberen Mittelstandes [. . .].“[57] In den Charakterisierungen Markus und Richard Steins klingt auch etwas an, was man in Anlehnung an Max Weber „protestantische Ethik“ nennen könnte – Werte, an denen man sich innerhalb des die Geschäfte führenden Familienzweigs orientierte: „Ablehnung jeder leichtlebigen Hingabe an Impulse des Augenblickes“[58] wird Markus Stein von seinem Enkel Robert attestiert, „unermüdlich vorwärtsstrebendes Wirken“ (Markus) und „rastlose Pflichterfüllung“ (Richard) charakterisieren die Verstorbenen in der öffentlichen Traueranzeige.[59] Noch Robert Stein, Markus’ Enkel, wird über seine Familie schreiben: „Es ist [. . .] bei uns Tradition, Äußerlichkeiten abhold zu sein und keine Ehren zu suchen, sondern Befriedigung vor allem im Dienste an der Sache zu finden [. . .].“[60]

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass in

> [. . .] kaum einer Berufssparte [. . .] die Evangelischen so zahlreich vertreten [waren] wie im Buchhandel bzw. Verlagsbuchhandel – Aufklärung und Bildung sind gewissermaßen die Schwestern des evangelischen Glaubens. [. . .] Protestanten gründeten die Verlage Holzhausen, Jasper, Gerold, Konegen, Manz, Deuticke, Gräffer, Last, Müller, Amalthea, Hartleben u. a. [. . .].[61]

Wie wichtig Markus Stein seine neue Rolle als Angehöriger der evangelischen Gemeinde Wiens nahm, lässt sich auch aus der Tatsache ersehen, dass er bald nach seiner Übersiedlung in die Reichshauptstadt aktives Mitglied der 1879 gegründeten „Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich“ war. Die Wiener Klinkhardt-Filiale führte bereits seit 1880 das Jahrbuch der Gesellschaft im Verlagsprogramm.[62] Seit 1893 erschien das Jahrbuch dann in der Manz’schen Verlags- und Universitätsbuchhandlung, die Markus Stein am 1. Januar 1883 in seiner

kreditierten Mitglieder der österreichischen Rechtsanwaltskammern (Hrsg.): *Advokaten 1938. Das Schicksal der in den Jahren 1938 bis 1945 verfolgten österreichischen Rechtsanwältinnen und Rechtsanwälte*. Wien: Manz’sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung 2010, S. 1–72, hier S. 5).

[57] Rozenblit: *Die Juden Wiens 1867–1914*, S. 142.

[58] R. Stein: Festrede 100 Jahre Manz, S. 3.

[59] Partezettel-Archiv der Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft „Adler“, Wien.

[60] R. Stein: Festrede 100 Jahre Manz, S. 1.

[61] Salzer/Karner: *Vom Christbaum zur Ringstraße*, S. 189.

[62] V[ölker]: Markus Stein †, S. 167.

Eigenschaft als Prokurist des Wiener Verlags „Julius Klinkhardt & Co." von Hermann Manz gekauft hatte.[63]

> So war Markus Stein von allem Anfang des Bestehens unserer „Gesellschaft" an ihrem Aufstieg unmittelbar beteiligt. [...] Der Erforschung der Geschichte des österreichischen Protestantismus galt Steins unvermindertes Interesse. [...] In seiner umfassenden Verlagsarbeit erblickte er zugleich eine Kulturmission, die er Österreich und dem deutschen Volkstum gegenüber zu erfüllen hatte.[64]

Markus' Enkelin Marion schreibt über die Rolle der Religion in ihrer Familie:

> I have no recollection of my father's [Erwin, C. D.] family being consciously aware of their Jewish origins. His father [Markus, C. D.] converted, as I understand it, for practical reasons when he set up the Manz Verlag in Vienna. All of his offspring married Non-Jews. My father was in name, though not in practice, a Calvinist Protestant. [...] Religion as such was never discussed, but Christmas and Easter were celebrated the usual Austrian way – Advent, das Christkinderl, der Weihnachtsbaum, der Osterhase and the annual ritual of visiting my grandparent's grave on Christmas eve, followed by supper of Karpfen. I believe that my Austrian family was totally integrated.[65]

6.2.4 Vom Geschäftsführer zum Teilhaber

Seit 1883 hieß die Wiener Filiale also nun „Manz'sche k. u. k. Verlags- und Universitätsbuchhandlung (Julius Klinkhardt & Co.)". Markus Stein wurde vom Geschäftsführer zum Teilhaber und setzte (unter teilweiser Fortführung des Manz'schen Verlagsprogramms) die vorwiegend pädagogische Verlagslinie des protestantisch geprägten Leipziger Mutterhauses fort – kein leichtes Unterfangen, waren doch in Wien mit den Häusern Hölder und Tempsky bereits Verlage auf diesem Gebiet tätig. Dabei half ihm die freundschaftliche Verbindung zu namhaften Pädagogen seiner Zeit, darunter Friedrich Dittes (1829–1896). Seine

[63] Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 84.
[64] V[ölker]: Markus Stein †, S. 167f.
[65] Brezinka: *Erwin Stein*, S. 138 (Brief Marion Steins an Thomas Brezinka vom 25. März 2003).

eigene Autorentätigkeit legte Markus Stein nun nieder: „Daß er dabei auf Honorareinkünfte verzichten mußte, störte ihn nicht. Er wußte, daß er dem Buch nunmehr in seiner neuen Eigenschaft als Verleger viel mehr nützen würde, wenn er die Bearbeitung neuen, berufenen Händen anvertraute.“[66] Aus diesem Projekt ging die lange und weit verbreitete *Willomitzer'sche Sprachlehre*[67] hervor, die über Jahrzehnte fester Bestandteil des Manz'schen Verlagsprogramms sein sollte.[68]

Markus Stein übersiedelte von der Hegelgasse an den Kohlmarkt 7,[69] wo sich die Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung befand, und führte von dort aus die Geschäfte des prosperierenden Hauses. Für sein verlegerisches Geschick spricht, dass er die bereits in zwanzig Bänden vorliegende Manz'sche Taschenausgabe der österreichischen Gesetze weiterführte und wesentlich verbesserte, indem er für jeden Band (und jedes Rechtsgebiet) Spezialisten als Autoren gewann.[70] Aber auch literarische Werke nahm der der Dichtung zugeneigte Verleger in sein Programm auf, darunter Hofmannsthals viel gerühmten Erstling *Gestern*,[71] Daniel Spitzers Feuilletonsammlung *Wiener Spaziergänge*[72] und die Theater-Schriften des Juristen und Burgtheater-Direktors Max Burckhardt.[73]

Die Geschäfte liefen so gut, dass Markus Stein am Kohlmarkt 20 (heute 16) ein noch ganz im Historismus gehaltenes Stadthaus beauftragen konnte, in dessen Erdgeschoss die Verlagsbuchhandlung residieren soll-

[66] R. Stein: Festrede 100 Jahre Manz, S. 6.

[67] „Es wurden dazu namhafte österreichische Schulmänner wie Willomitzer, Bechtel, Pennerstorfer, Kummer, Stejskal u. a. gewonnen“ (Schmidt: *Deutsche Buchhändler. Deutsche Buchdrucker*, S. 550).

[68] „Der erste, ganz große Verlagserfolg war die noch heute, nach fast 80 Jahren bestehende Willomitzersche Sprachlehre für Mittelschulen“ (R. Stein: Festrede 100 Jahre Manz, S. 5).

[69] Heute Kohlmarkt 6, an der Ecke zur Wallnerstraße.

[70] Zu ihnen zählten u. a. Josef Krainz (1821–1875), Leopold Pfaff (1837–1914), Armin Ehrenzweig (1864–1935), Julius Glaser (1831–1885), Joseph Unger (1828–1913) und Franz Klein (1854–1926), vgl. Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, Anhang 7: „Auswahl bekannter Verlagsautoren unter Markus Stein“ (S. 234ff.).

[71] Die „Studie in einem Akt“ erschien 1891 unter dem Pseudonym Theophil Morren bereits in der *Modernen Rundschau*, 1892 dann bei Manz (vgl. auch J. Mentschl: Eintrag „Stein Markus, Verleger“. In: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950*. Bd. 13 [60. Lieferung: Staudigl–Stich (2008)]. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2003–2009, S. 154–155, hier S. 154.)

[72] 1869–86, zuerst bei Klinkhardt in Leipzig, dann bei Manz.

[73] *Theater*. 2 Bände (Kritiken, Vorträge und Aufsätze). Wien: Manz [o. J.]. Ein großer Teil des juristischen Werks Burckhardts erschien ebenfalls bei Manz.

te. Die renommierten Baumeister Kupka & Orglmeister[74] errichteten 1892/93 das fünfstöckige, von zwei Kuppeltürmchen gekrönte Haus für den Preis von 123.850 Gulden.[75]

In den folgenden Jahren baute Markus Stein den Verlag weiter aus. Der wirtschaftliche Erfolg und der Rang, den die in seinem Verlag publizierenden Autoren in Wissenschaft und Gesellschaft einnahmen, dürfte das Bedürfnis, die Firma alleine und auf eigene Rechnung zu führen, noch verstärkt haben. Mit der herannahenden Jahrhundertwende häuften sich die Konflikte mit dem Leipziger Mutterhaus – 1898 trat Markus' erstgeborener Sohn Richard als zweiter Gesellschafter in die Firma ein.[76] Vater und Sohn begannen nun, die Loslösung von Leipzig zu betreiben. Ein immer wiederkehrender Streitpunkt war, dass die Steins, anstatt die weit entfernte Infrastruktur der Leipziger zu nutzen, in Wien eine eigene Druckerei aufbauen wollten. Bei Klinkhardt befürchtete man zu Recht einen Rückgang des Druckvolumens und zieh die Leiter der Wiener Filiale überdies des Undanks:

> Die Ursache für deren Auseinandersetzungen lag nicht nur in der Druckerei, sondern vielmehr auch in dem Umstand, daß Klinkhardts der Ansicht waren, das von ihnen in die Firma gesteckte Kapital sei die Grundlage für den Firmenerfolg, während Steins fanden, daß dieser vornehmlich aufgrund ihrer Tüchtigkeit zustandekam. [. . .] Klinkhardt ging sogar so weit, daß er erklärte, Manz nur um des Markus Stein willen erworben zu haben, damit dieser seine Fähigkeiten entfalten könnte und mehr verdienen würde.[77]

Markus und Richard Stein setzten sich durch: 1902/03 erbaute man unter Leitung des Juniorchefs – der „sich den bei dem Bau der Druckerei auftauchenden Problemen bis in die letzten Einzelheiten widmete"[78] und

[74] Zu Kupka & Orglmeister vgl. den unlängst erschienenen Band Erika Sieder/Dieter Klein: *. . . tout Vienne! Gustav Orglmeister 1861–1953. Der letzte Wiener k. u. k. Hofbaumeister* (Architektur der Provinz. Künstler um 1900 im Wechselgebiet II). Weitra: Bibliothek der Provinz 2011.

[75] Für die „fix und fertige Herstellung des Gebäudes samt allen in dem Kostenüberschlage angeführten Arbeiten bis zur schlüsselreinen Übergabe desselben [. . .]" (Bauvertrag vom September 1891, SteinFA). Der Betrag entspricht nach Wechselkurs der Statistik Austria ca. 1.445.266 Euro (Stand Juni 2010).

[76] Im Sommer laut Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 155; Hall spricht vom 1. Januar (Murray G. Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte 1918–1938*. Bd. I: Geschichte des österreichischen Verlagswesens. Wien–Köln–Graz: Hermann Böhlaus Nachf. 1985, S. 63f.).

[77] Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 113f.

[78] R. Stein: Festrede 100 Jahre Manz, S. 11.

dabei zweifellos von seiner Leipziger Lehrzeit profitierte – eine Druckerei in der Lustkandlgasse 32 (Wien IX).[79] Die Manz’sche Offizin entwickelte sich bis zum Ersten Weltkrieg zu einer der wichtigsten Druckereien in Wien und sicherte ihren Betreibern auch in Krisenzeiten Umsätze, die durch das Verlags- und Buchhandelsgeschäft alleine nicht zu erreichen gewesen wären.

Als am 6. März 1908 Robert Julius Klinkhardt starb, schied die Familie Klinkhardt aus dem Wiener Verlagshaus aus.[80] Es kam erwartungsgemäß zu Testamentsstreitigkeiten zwischen Frieda Stein (geb. Klinkhardt) und ihrem Bruder Wilhelm Julius, bei denen Richard Stein die Position seiner Frau bezog, was zu weiterer Missstimmung zwischen den beiden Häusern führte. Im April 1909 einigte man sich schließlich auf eine Abfindungssumme von insgesamt 1.682.000 Mark – Markus und Richard Stein waren nun alleinige Eigentümer der „Manz’schen k. u. k. Verlags- und Universitätsbuchhandlung“.[81] In der Kontorsetage über der Buchhandlung residierte der Juniorchef Dr. Richard Stein; der Senior Markus „in einem kleinen Abteil des Ladengeschäftes“[82].

In diesen Tagen, am 14. März 1910, kam das vierte Kind Richards, Edith Helene, zur Welt. Lotte, die Drittgeborene, war zu diesem Zeitpunkt knapp sechs Jahre alt. Für die beiden Töchter waren – mehr noch als für die Brüder Robert und Walter – die Mühen der Anfangsjahre in Wien bereits Vergangenheit. Die Familie war ganz in Wien angekommen; sie verkehrte beruflich und privat mit der geistigen und künstlerischen Elite der Hauptstadt und führte – und besaß – eines der wichtigsten und erfolgreichsten Verlagshäuser der k. u. k. Monarchie, ohne dessen

[79] Zu den Konflikten zwischen den Familien Stein und Klinkhardt rund um die Druckerei hat Mumelter viel Material zusammengetragen (Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 119ff.). „Mit *Klinkhardts* war um die Jahrhundertwende ein kleiner Kampf zu führen, der die Gründung unserer Druckerei betraf“, so Robert Stein aus der historischen Distanz (R. Stein: Festrede 100 Jahre Manz, S. 11).

[80] Hierzu und zum Folgenden vgl. Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 115ff.

[81] „Das Handelsgericht Wien bewilligte und verordnete mit Beschluß vom 25. Februar 1910 die Löschung des Gesellschafters Robert Julius Klinkhardt über Ableben“ (ebd., S. 117).

[82] Friederike Luchesi: Rede anläßlich ihrer 65jährigen Zugehörigkeit zum Verlag Manz, gehalten bei der 125-Jahrfeier der Firma, im Dezember 1974. In: *Festreden anläßlich der Betriebsfeiern zum 100jährigen, bzw. 125jährigen Firmenjubiläum der Manzschen Verlags und Universitätsbuchhandlung*. o. O. [Wien]: Manz’sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung o. D. [1974], S. 27–31, hier S. 30.

Erzeugnisse kaum ein Jurist bestehen konnte: „Die Manz'sche Sammlung der österreichischen Gesetze steht vielleicht einzig in der Welt da. Die handlichen schwarzen Bände sind die steten Begleiter aller Juristen und Verwaltungsbeamten und haben fast überall die officiellen Gesetzesausgaben verdrängt."[83]

[83] Carl Junker: Der österreichische Buchhandel. In: Murray G. Hall (Hrsg.): *Zum Buchwesen in Österreich. Gesammelte Schriften 1896–1927*. Wien: Edition Praesens 2001, S. 142–150, hier S. 146.

6.3 „Rastlose Pflichterfüllung“: Richard Stein, der Vater

6.3.1 Dragoner, Jurist und Geschäftsmann

Man hat Richard Stein als den „Nüchternen“, den „Praktiker“ beschrieben, der, im Schatten seines kunstsinnigen Vaters stehend, sich mit diesem bestens und zum Wohl der Firma ergänzt habe.[84] Tatsächlich führte Richard die Geschäfte immer gemeinsam mit dem Seniorchef Markus Stein – bis zu seinem frühen Tod: Richard starb am 6. Oktober 1932, rund zweieinhalb Jahre vor seinem Vater.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass Richard Stein großen Wert darauf legte, die Assimilationsbestrebungen seines Vaters weiterzuführen, ja zu vollenden. Der junge Mann nahm zum frühestmöglichen Zeitpunkt den evangelischen Glauben an, besuchte in Wien das renommierte „Akademische Gymnasium“[85] und schlug nach Absolvierung der Matura die militärische Laufbahn ein; ein Schritt, der für Juden – gerade auch im durch die berüchtigte Dreyfus-Affäre verschärften Klima des ausgehenden 19. Jahrhunderts – meist mit zusätzlichen antisemitischen Anfeindungen verbunden war.[86] Richard Stein trat als

[84] Siehe Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 158.

[85] „Das bevorzugte Gymnasium der aufgeklärten Liberalen – und der Juden – war das Akademische Gymnasium“ (Carl E. Schorske: *Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de siècle*. München–Zürich: Piper 1994, S. 128).

[86] Arthur Schnitzler hat in seiner Autobiografie das Schimpfwort „Mosesdragonertum“, mit dem etwa junge Militärärzte häufig konfrontiert waren, überliefert (Arthur Schnitzler: *Jugend in Wien*. Frankfurt am Main: Fischer 1994, S. 137, 145). Eine „‚reinliche Scheidung‘ zwischen christlichen und jüdischen [. . .] Elementen“ habe, so Schnitzler, selbst jüdischer Militäreleve, „beinahe in allen Freiwilligenabteilungen“ gegolten (ebd., S. 155). Seine Erfahrungen mit dem Antisemitismus in der k. u. k. Armee ließ Schnitzler in seine berühmte Novelle *Leutnant Gustl* (1900) einfließen. Der darauf folgende Skandal hatte bekanntlich die Degradierung des Offiziers Schnitzler zum gemeinen Sanitätssoldaten zur Folge. Schnitzler war im Übrigen mit Richard Stein bekannt: „[22. Nov. 1920] Zu Tisch Hotel Imperial mit Marcel Dunan, Dr. Stein (Manz Verlag), Hr. Goldschmidt (Gilhofer und Ranschburg). Handelte es sich um eine Bibl. – franc.-autrich., die ich entweder mit Novellen oder Dramen eröffnen soll. Mit Dr. Stein, den ich erst vor seinem Büro als die Hauptperson agnoscirte, durch die Stadt fort. –“ (ders.: *Tagebuch 1920–1922*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1993, S. 109 – Dank an Gerhard Strejcek für diesen Hinweis). 1920 rief Richard Stein die *Collection Manz*, in der französische Klassiker des 18. und 19. Jahrhunderts für den französischen Markt (!) neu aufgelegt wurden, ins Leben (vgl. S. 361). Möglich, dass es sich bei der zwischen Stein und Schnitzler besprochenen „Bibliothèque franco-autrichienne“ um eine Vorstufe dazu handelte.

„Einjährig-Freiwilliger“[87] in das noble Böhmische Dragoner-Regiment Nr. 13 „Eugen Prinz von Savoyen“ ein, ein Kavallerie-Regiment, zu dem in der Regel nur die Söhne adliger und vermögender Häuser Zutritt hatten; schon allein deshalb, weil es ein Pferd (oder mehrere) anzuschaffen und zu erhalten galt, außerdem einen Burschen.

Es folgte ab 1890 das Studium der Rechte an der Wiener Universität,[88] aus dem Richard Stein als „ausgezeichneter Jurist durch Neigung und natürliche Begabung“[89] hervorging.[90]

6.3.2 Ehe mit Frieda Klinkhardt

Dafür, dass die akademische Bildung entsprechend ergänzt und für den Betrieb nutzbar gemacht würde, sorgte schließlich noch eine zusätzliche Lehre als Buchdrucker, die Richard Stein bei Klinkhardt in Leipzig absol-

[87] Die Institution eines „einjährig-freiwilligen“ Militärdienstes sollte Wehrpflichtigen, die eine akademische Laufbahn anstrebten, die normalerweise dreijährige Präsenzdienstzeit verkürzen. „Einjährig-Freiwillige“, die in der Regel die bestandene Matura vorweisen mussten, rückten nach Ableistung ihres Wehrdiensts in den Rang eines Leutnants in Reserve auf und verpflichteten sich zur Teilnahme an sechs- bis achtwöchigen Waffenübungen einmal jährlich (vgl. Alfons von Wrede: *Geschichte der k. u. k. Wehrmacht. Die Regimenter, Corps, Branchen und Anstalten von 1618 bis Ende des 19. Jahrhunderts [3 Bände]*. Bd. 1. Wien: L. W. Seidel und Sohn 1898ff. S. 91f.).

[88] Vgl. Ch. Gruber/J. Mentschl: Eintrag „Stein Richard, Verleger“. In: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950*. Bd. 13 (60. Lieferung: Staudigl–Stich [2008]). Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 2003–2009, S. 153–154, hier S. 155.

[89] R. Hermann: Nachruf auf Dr. Richard Stein (Kopie im SteinFA). In: *Gerichts-Zeitung [?]* o. D. [1932]. Im SteinFA ist Richards „Rigorosen-Zeugnis der Juristischen Fakultät vom 11. 11. 1896 über die Prüfung am 6. 11. 1896“, Note „Ausgezeichnet“, erhalten.

[90] „Die Hochschulbildung“, schreibt Rozenblit, „dünkte den Juden ein Weg, bei Nichtjuden vielleicht leichter und besser Akzeptanz zu finden als in der Welt des Geschäftslebens“ (Rozenblit: *Die Juden Wiens 1867–1914*, S. 117). Dazu Stefan Zweig, aus dessen *Welt von Gestern* auch Rozenblit zitiert: „Aber nur die sogenannte akademische Bildung, die zur Universität führte, verlieh in jenen Zeiten des aufgeklärten Liberalismus vollen Wert; darum gehörte es zum Ehrgeiz jeder guten Familie, daß wenigstens einer ihrer Söhne vor dem Namen irgendeinen Doktortitel trug“ (ebd., S. 106). In den Jahren 1901–1904 lag der Anteil jüdischer Studenten an der Wiener Universität bei 24 % (Steven Beller: Soziale Schicht, Kultur und die Wiener Juden um die Jahrhundertwende. In: Gerhard Botz u. a. (Hrsg.): *Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert*. 2., neu bearb. und erw. Aufl. Wien: Czernin Verlag 2002, S. 67–83, hier S. 43). „In Österreich“, schreibt Carl E. Schorske in seinem Standardwerk, „wo die höhere Bildung von der liberalen städtischen Mittelschicht so stark als Statussymbol geschätzt wurde, teilten die Juden dieser Schicht lediglich die geltenden Werte oder achteten sie vielleicht noch höher, da der Makel des Händlertums ihr Leben tiefer eingefärbt hatte“ (Schorske: *Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de siècle*, S. 140).

vierte. Dort lernte der junge Mann die Tochter des Hauses, Frieda Luise (1878–1945), kennen. Ihr widmete der 23-Jährige ein Foto, das ihn in seiner Dragoner-Uniform zeigt: „Meiner kleinen Freundin Frieda zu freundl. Andenken.“[91] Drei Jahre später trat er als Gesellschafter in die Firma ein und heiratete wenige Wochen später, am 17. September 1898, in Leipzig seine „kleine Freundin Frieda“, Tochter einer protestantischen reichsdeutschen Verlegerfamilie.

Fast genau neun Monate nach der Trauung, am 30. Juni 1899, wurde das erste Kind geboren: der Stammhalter Robert. Es folgte nach etwas mehr als zwei Jahren der zweite Sohn Walter (2. November 1901), knapp drei Jahre später die Tochter Maria Charlotte (6. Juni 1904) und schließlich, am 14. März 1910, das vierte und letzte Kind, Edith.

Offenbar war die Geburt Ediths „sehr schwer und für die Gattin mit bleibenden Folgen verbunden und von ärztlicher Seite wurde es für ausgeschlossen erklärt, dass sie sich noch einmal der Gefahr eines Wochenbettes aussetzen dürfe [. . .]“[92], woraufhin Richard, so sein Anwalt, die Ehe mit Frieda nicht mehr möglich gewesen sei und er sich anderweitig orientieren habe müssen – „die Folge waren peinliche Auftritte und Auseinandersetzungen“.[93]

Diese Auseinandersetzungen und eine generelle Verschiedenheit der Charaktere (seine Frau sei „als Norddeutsche kühl und zurückhaltend“, er selbst hingegen „durch und durch Wiener“[94]) führten zur Entzweiung der Ehepartner und schließlich zur Scheidung, die am 3. November 1921 „wegen beiderseitiger unüberwindlicher Abneigung“[95], wie das Landesgericht Wien vermerkte, erfolgte. Die strategische Motivation der Eheschließung dürfte die emotionale Seite der Beziehung zwischen Frieda und Richard Stein überwogen haben.

Keinen Hehl machte Richard Stein aus seiner Beziehung zu der aus einer verarmten polnischen Adelsfamilie stammenden Maria Luise („Mitzi“) von Newlinsky (1888–1945), aus der am 24. Juli 1919 – also noch während Richards Ehe mit Frieda – ein Sohn namens Otto Richard her-

[91] Fotosammlung des SteinFA, Wien.
[92] Urteil Cg 1178/2 1 des Landesgerichts Wien, zitiert nach Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 156 FN 423.
[93] Ebd.
[94] Ebd.
[95] Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*.

vorging.[96] Richard Stein legitimierte die Verbindung am 28. Mai 1922.[97] Trauzeuge war neben einem Verwaltungsrat namens Joseph Kraus – der als Jurist wohl eher vonseiten des Bräutigams in die Zeremonie eingebracht wurde – der Hofschauspieler und Regisseur Otto Tressler (eigentlich Otto Mayer, 1871–1965),[98] wohl ein Freund der Familie Newlinsky.[99] Vater Maria von Newlinskys war der ehemalige Botschafter, Journalist, Zionist und Herzl-Mitarbeiter Philipp Michael von Newlinsky (1841–1899).[100]

Die Sphäre, der Maria Luise von Newlinsky entstammte, mag für Richard Stein, „der eine gewisse Vorliebe für einen möglichst bunten Kreis hatte, in dem auch die Kunst und Theaterwelt nicht fehlen sollten“,[101] einen erstrebenswerten Kontrast zur kaufmännisch-bürgerlichen Herkunft seiner ersten Frau Frieda gebildet haben. Unter seinen Kindern brachte ihm diese zweite Ehe mitunter Kritik ein; auch Vater Markus, der sich der Familie Klinkhardt aus begreiflichen Gründen verpflichtet fühlte, war von der illegitimen Verbindung, dem unehelichen Enkel Otto und schließlich der Scheidung seines Sohnes von Frieda Klinkhardt nicht eben angetan.

[96] Da die Mutter römisch-katholischen Glaubens war, wurde der gemeinsame Sohn am 29. Oktober 1919 ebenfalls römisch-katholisch getauft (Röm.-kath. Pfarramt St. Joseph: Geburts- und Taufschein Otto Stein, 1919/49/140 [SteinFA]. Wien V. 29. Okt. 1919).

[97] Trauungsschein Dr. Richard Stein/Maria Luise von Newlinsky, Evang. H. B. 1922/49/94 (SteinFA). 28. Mai 1922. Auch für Maria Luise von Newlinsky war es die zweite Ehe: Sie war zuvor mit einem Herrn Reizes verheiratet gewesen (ebd.).

[98] Trauungsschein evang H.B. 1922/49/94, SteinFA. Tresslers Karriere sollte noch einige Glanzlichter aufzuweisen haben: Unter anderem spielte er den Feldmarschall Radetzky in Ernst Marischkas „Sissi“-Filmen der 1950er-Jahre, aber auch Rollen in Verfilmungen von Büchern Lernet-Holenias (u. a. den Grafen Lubenski in *Abenteuer eines jungen Herrn in Polen* und den Richter in *Maresi)*. Möglich, dass Tressler dem Paar auch bei der Namensgebung für den gemeinsamen Sohn Otto Pate gestanden hatte. Am Burgtheater spielte Tressler insgesamt 383 Rollen; er galt als einer der souveränsten „Schwimmer“ (Textvergesser) des Hauses (AEIOU Österreich-Lexikon. URL: http://austria-lexikon.at/af/AEIOU, Eintrag „Tressler, Otto“, abgerufen am 19. Februar 2011). Tressler bewohnte in den 1930er-Jahren eine Garçonnière im Herrengassen-Hochhaus, wo auch Richards Kinder Walter und Lotte Stein mit ihren Familien lebten.

[99] Ein Michael von Newlinsky (1891–1964), vielleicht Marias Bruder, spielte in den 1930er-Jahren gemeinsam mit Tressler in Erich Engels *Gefährliches Spiel* (1937).

[100] Zu Newlinsky vgl. Martha Keil: Eintrag „Newlinski, Philipp Michael von“. In: *Neue Deutsche Biographie* 19 (1998), S. 194. URL: www.deutsche-biographie.de/pnd138232547.html. Laut *Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger* war Newlinsky außerdem Herausgeber der *Correspondance de l'Est* sowie Träger zahlreicher Auszeichnungen.

[101] Urteil Cg 1178/2 1 des Landesgerichts Wien, zitiert nach Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 156 FN 423.

6.3.3 Exkurs: Auftraggeber von Adolf Loos

In seinem Lebensstil war Richard Stein darauf bedacht, Geschmack und Kunstverstand an den Tag zu legen: 1913 ließ er in der Pfarrhofgasse 16 (Wien III) für seine Familie eine neue Wohnung einrichten[102] und beauftragte dafür niemand Geringeren als Adolf Loos (1870–1933).[103] Mit ihm hatte der junge Verleger gute Erfahrungen gemacht: Bereits im Sommer 1909 war Loos mit der Neugestaltung des Portals zur „Manz’schen k. u. k. Verlags- und Universitätsbuchhandlung“ und der Räume der Geschäftsführung in der Kontorsetage betraut worden.[104] 1912 führte Loos den Auftrag aus; Portal[105] und Kontorsräume sind bis heute erhalten. Bei der Gestaltung des Eingangsbereichs hatte Loos Überlegungen angewandt, die bis heute zum Vokabular der Shop-Architektur gehören: Der vom Gehsteig zurückversetzte Eingang bildet eine zusätzliche, gleichsam einen Sog auf die Passanten ausübende Einbuchtung, die – nicht zuletzt durch die intensive indirekte Beleuchtung – zugleich die Schaufenster- und Präsentationsfläche erhöht.[106]

---

[102] Seit seinem Auszug aus dem elterlichen Wohnsitz war Richard Stein mit seiner Familie an folgenden Wiener Adressen gemeldet gewesen: I., Schulerstraße 18 (1899–1901); XVIII., Sternwartestraße 46 (1902–1907); I., Bartensteingasse 16 (1908–1909); III., Reisnerstraße 30 (1910–1914); vgl. Lehmann: *Lehmann’s Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger*. Bezogen haben die Steins die neue Wohnung offenbar erst 1915.

[103] Burkhard Rukschcio/Roland Schachel: *Adolf Loos. Leben und Werk*. Salzburg: Residenz 1982, verzeichnen die heute nicht mehr existente „Wohnung Dr. Robert [recte: Richard] Stein“ in ihrem Loos-Werkekatalog unter Nummer W.218.13 (S. 508 mit Abb.): „Es handelt sich um die Zusammenlegung zweier großer Wohnungen. Der zweite Eingang wurde als Kindereingang beibehalten. Vorzimmer mit Sitzbänken (Hartholz, weiße Sitze), Empfangszimmer in dunkler Eiche mit eingelassenen Bildern, Marmorkamin (nicht funktionsfähig). Ein Halcyone-Vorhang an einer Messingstange mit quadratischem Querschnitt trennte diesen Raum vom Speisezimmer mit altdeutscher Einrichtung. Von diesem aus Zugang zum Musikzimmer (Eckzimmer) mit Mahagonitäfelung an allen Wänden. Im 5/8 Erker eine umlaufende halbrunde Sitzbank. Anschließend lag das Herrenzimmer mit einem Mahagonilambris, kräftigem Gesims, darüber Silbertapete. Im anschließenden Kinderwohnzimmer war ein Fries von Gipsabdrücken antiker Reliefs angebracht. Im Eltern- und Tochter-Schlafzimmer weiße Kästen.“

[104] Vgl. hierzu auch die jüngst erschienenen Publikationen Christopher Dietz/Burkhardt Rukschcio (Hrsg.): *100 Jahre Loos-Portal der Buchhandlung Manz*. Manz’sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung 2012 und Christopher Dietz: „Absolut nichts Verrücktes . . . “ In: *Der Standard [Album]*, 18. Aug. 2012.

[105] Werkinv. L. 84.12 nach Rukschcio/Schachel: *Adolf Loos. Leben und Werk*, S. 496, bzw. Nr. L.88.12 nach Ralf Bock: *Adolf Loos. Works and Projects*. Milano: Skira 2007, S. 174.

[106] Von diesem architektonischen Kniff ließ sich etwa der 1938 in die USA emigrierte Architekt und Städteplaner Victor Gruen (eigentl. Victor David Grünbaum, 1903–1980), der als Erfinder der Shopping Mall gilt, inspirieren (vgl. etwa Robert Günther/Ulrich

Loos war zu diesem Zeitpunkt nicht nur einer der bedeutendsten, sondern auch einer der umstrittensten Architekten. Im selben Zeitraum (1909–1911) baute er das „Haus am Michaelerplatz“ für den Herrenausstatter Goldman & Salatsch,[107] das nach seiner Fertigstellung mit dem – für an den ornamentfreudigen Historismus Gewöhnte wenig schmeichelhaften – Namen „Haus ohne Augenbrauen“[108] bedacht wurde; mit seiner Philippika *Ornament und Verbrechen* (1908) hatte er sich in seinem Metier – und insbesondere in der Wiener Werkstätte, deren Bestreben, Kunst und Alltag zu vereinen, ihm grundverkehrt schien – wenig Freunde gemacht. Umso bemerkenswerter war die Entscheidung der Steins, den Urheber solch streitbarer Theorien und Bauwerke bei der Neugestaltung ihres Geschäftsportals heranzuziehen. Es dürfte Markus Stein gewesen sein, der in diesem Fall – gegen das anfängliche Zögern seines Sohnes Richard – eine Lanze für die architektonische Avantgarde brach. Einlenkend schreibt Richard am 8. Juli 1909 an den Vater: „Uebrigens wird Herr Architekt Loos in den nächsten Tagen bereits eine Skizze liefern; ich habe das Gefühl, dass Deine Idee, ihn zu nehmen, eine sehr gute war und dass er absolut nichts verrücktes machen wird [. . .].“[109]

Tragatschnig: Das Einkaufszentrum – Betrachtungen zu aktuellen und historischen Problemlagen. In: Zweintopf [Hrsg.]: *Imagineering. Shoppingwelten als Performanceraum. Konstruierte Bilder über Scheinöffentlichkeit.* Graz: Forum Stadtpark 2009, S. 10). „Trotz der geringen Portalbreite von nur 6 Metern gelang es Loos durch die Schaffung einer tiefen, zum Eingang führenden Passage, eine Auslagenlänge von 11 Metern zu erreichen. Die flächige Gestaltung in Form einer symmetrischen Toranlage wird durch die mittige, breite Passage und die flankierenden Vitrinen gebildet. Zum weißgeäderten schwarzen Marmor [. . .] kontrastieren die mit Messingbuchstaben beschrifteten Milchglastafeln, welche die Bedeutung eines Architravs erhalten. Die Rückwände der seitlichen Vitrinen vertäfelte Loos mit Mahagoni. Besonders prätentiös und kontrastierend wirken die aufwendig verzierten, vergoldeten Buchstaben des Firmenschriftzuges auf dem schwarzen Marmor. [. . .] Die beleuchtete, mit zarten Quadersprossen aus Mahagoni kassettierte Milchglasdecke der Passage erzeugt die Atmosphäre eines Innenraums bereits im äußeren Lokalbereich, die potentielle Kunden zum Verweilen und Eintreten einlädt“ (Bertha Blaschke/Luise Lipschitz: *Architektur in Wien 1850 bis 1930. Historismus – Jugendstil – Sachlichkeit*. Wien: Springer 2002, S. 162f.).

[107] Zahlreiche Rechnungen im SteinFA belegen, dass Markus und Richard Stein gute Kunden des benachbarten Herrenausstatters waren – sie bezogen ihre Kleidung dort „im Abonnement“.

[108] Zur Rezeptionsgeschichte des Gebäudes vgl. u. a. Ursula Muscheler: *Haus ohne Augenbrauen. Architekturgeschichten aus dem 20. Jahrhundert* (Beck’sche Reihe 1773). München: C. H. Beck 2007, S. 47f.

[109] Zit. nach Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 118.

6.3.4 Der Erste Weltkrieg

Zum Engagement der Verlegerfamilie in den Sphären der schönen Künste passte gut, dass sich der Verlag am Vorabend des Ersten Weltkriegs auch den *belles lettres* zuwandte – freilich mit pädagogischem Hintergrund: Die Reihe „Neuere Dichter für die studierende Jugend“ der Herausgeber Alois Bernt und Johann Tschinkel führte Werke von Anzengruber, Eichendorff, Grillparzer, Hebbel, Ibsen, Kleist, Mörike, Stifter und anderen im Programm. Der Verlag war nun in den Bereichen Pädagogik, Recht und Literatur eine der ersten Adressen der Monarchie.

Der Erste Weltkrieg stürzte dann die Verlagsbranche im allgemeinen und den Verlag Manz im besonderen in eine schwere Krise.[110] Es mangelte an nahezu allen Materialien, vor allem an Papier; außerdem entzogen die Einberufungen den Betrieben das Personal. Die Lage war katastrophal, auch bei Manz. Was sich in den bisherigen Jahrzehnten als günstig für die wirtschaftliche Entwicklung des Hauses erwiesen hatte, nämlich seine dominante Rolle im juristischen Bereich, wurde dem Verlag nun beinahe zum Verhängnis: Die politischen Veränderungen im Zuge der Auflösung der Monarchie und der Errichtung der Republik, die zwangsläufig auch eine Neuordnung von Staat und Rechtssystem mit sich brachten, machten große Teile des Verlagsprogramms – und damit des Lagers – zu Makulatur, darunter etwa die ebenso bedeutende wie einträgliche *Sammlung zivilrechtlicher Entscheidungen des Obersten Gerichtshofes* von Julius Glaser und Joseph Unger.[111] „Auf juristischem Gebiete war Manz zweifellos in Österreich führend. Naturgemäß hat der Umsturz und die Auflösung des Reiches daher diesen Verlag auch am unmittelbarsten berührt“,[112] schreibt Carl Junker (1864–1928), Chronist des österreichischen Buchhandels. Die Schrumpfung der Doppelmonarchie zu einer kleinen Republik bedeutete auch für die Schulbuchsparte einen empfindlichen Verlust an Absatzgebieten.

Eine der Strategien, die exorbitanten Verluste zu kompensieren, bestand darin, den für Österreich günstigen Valutenkurs und die dadurch vergleichsweise billigen Herstellungskosten auszunutzen. 1920 gründeten die Steins die „Edition Manz-AG“ mit dem Verwaltungsratspräsiden-

[110] Vgl. hierzu v. a. Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte I*, S. 47ff.
[111] Vgl. R. Stein: Festrede 100 Jahre Manz, S. 8.
[112] Carl Junker: Der Verlagsbuchhandel in der Republik Österreich. Betrachtungen anläßlich der ersten Wiener Buchmesse. In: Murray G. Hall (Hrsg.): *Zum Buchwesen in Österreich. Gesammelte Schriften 1896–1927*. Wien: Edition Praesens 2001, S. 180–192, hier S. 184.

ten Richard Stein und schufen unter deren Dach die „Collection Manz". In dieser Reihe wurden Werke der französischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts in Neuausgaben aufgelegt und – zu erheblich günstigeren Preisen als dort – in den frankophonen Raum verkauft; darunter Werke von Balzac, Baudelaire, Flaubert, Hugo, Stendhal und anderen.[113] Eine weitere Edition mit dem Namen „Larousse" legte zeitgenössische französische Schriftsteller auf.[114] Aber auch dem Kunstbuch-Sektor hatte man sich zugewandt: Unter der Ägide Oskar von Sax', des Ehemanns von Emmy Stein, entstanden ein *Neues allgemeines Künstler-Lexikon* sowie Bände mit hochwertigen Reproduktion der Werke von Moritz Michael Daffinger, Jean-Auguste-Dominique Ingres, Albrecht Dürer, Tizian usf.[115] Die Erfahrung des mittlerweile über 70-jährigen Seniorchefs und der kaufmännische Innovationsgeist des Juniors brachten die Firma heil über Krieg, Ende der Monarchie und Weltwirtschaftskrise. 1926, als die Absätze der „Collection Manz" rückläufig waren, konnte man die Reihe guten Gewissens wieder einstellen. Um 1930 begannen sich dann bei Richard Stein gesundheitliche Probleme bemerkbar zu machen. Sein Sohn Robert berichtet, dass der für seine Strenge und Umsicht bekannte Vater begann, berufliche Verpflichtungen an ihn zu delegieren.[116] Von „langem schwerem Leiden" ist im Nachruf in der *Neuen Freien Presse*[117] die Rede; von einem „lange[n] Leiden [. . .], über dessen Natur sich die Ärzte lange nicht klar werden konnten", schreibt Mumelter.[118] Am 6. Oktober 1932 stirbt Richard Stein im Alter von nur 61 Jahren im Wiener Sanatorium Himmelhof an „Herzlähmung".[119] „Wir verlieren",

[113] Siehe hierzu Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte I*, S. 64, wo auch die Verlagswerbung wiedergegeben wird: „Sorgfältig erlesene Auswahl für alle Gebildeten des In- und Auslandes. Ungekürzte, literarisch sorgfältig geprüfte Texte beliebtester Autoren. Gediegene, einheitliche geschlossene Ausstattung: Schöner, leicht lesbarer Druck. Gutes Papier. Handliches Format. Den heimischen Verhältnissen und dem Bedürfnis des Gebildeten angepaßte erschwingl. Ladenpreise!", sowie Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 145ff, die im Wesentlichen Halls Ausführungen wiederholt.

[114] Marcel Prevost, Paul Bourget, Alfred Capus u. a., vgl. Junker: Der Verlagsbuchhandel in der Republik Österreich, S. 184.

[115] Reste dieser Auflagen sind noch heute im Lager des Manz Verlags erhalten.

[116] R. Stein: Festrede 100 Jahre Manz, S. 10.

[117] 7. Oktober 1932.

[118] Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 158. Markus Stein, Richards Enkel, überliefert die Aussage seiner Mutter Liane, Richard Stein sei an Magen- oder Darmkrebs gestorben (Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [Tonbandprotokoll]. Wien. 16. Juli 2009).

[119] Toten-Schein, Auszug aus dem Totenbuche der evang. Pfarrgemeinde H.B. Wien-West; Band 1932, Seite 6, Zahl 21 (SteinFA).

so der Verlag in der bereits erwähnten Todesanzeige, „einen Führer von seltener Umsicht und Tatkraft, der sein Leben in aufopferungsvoller Arbeit ganz in den Dienst unseres Unternehmens gestellt hat.“ Die Belegschaft ergänzte in einer eigenen Mitteilung: „Wir verlieren in dem allzufrüh Verblichenen einen Chef voll wärmsten sozialen Empfindens, einen Freund gütigen Herzens, dessen rastlose Pflichterfüllung unserer Arbeit stets Vorbild sein wird.“

Der Verlust zwar zweifellos groß. Besonders schmerzlich muss ihn der Vater Markus empfunden haben (Richards Mutter Nanette war bereits am 5. Juni 1930[120] verstorben). Als er im hohen Alter von 89 Jahren am 29. Mai 1935 selbst starb, hatte er seinen Erstgeborenen um zweieinhalb Jahre überlebt. Im Branchenblatt war über Markus Stein zu lesen: „Der Verblichene war einer der bedeutendsten Buchhändler Österreichs, eine Zierde seines Standes; er genoß die Verehrung Aller, die mit ihm bekannt wurden.“[121] Die „Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus im ehemaligen und im neuen Österreich“, der Markus Stein seit 1909 als Schatzmeister angehört hatte, ergänzte: „Ungeachtet der bedeutsamen Erfolge, die er erzielte, und des erstaunlichen Wissens, das er sich aneignete, blieb er für seine Person in vornehmer Gesinnung bescheiden und zurückhaltend.“[122]

Das Zweiergespann hatte dem Verlag eine hervorragende Stellung erarbeitet. In den 1920er- und 1930er-Jahren war Manz erfolgreich in den Sparten Literatur, Kunst, Pädagogik und, vor allem, Recht tätig.[123] Richard hatte die von Markus begründeten „Manz’schen Gesetzesausgaben“ vervollständigt und den Verlag mit „Kreativität, Konsequenz, Motivationstalent und Sparsamkeit“[124] durch die schwierigen Jahre während des und nach dem Ersten Weltkrieg gelenkt. Die nächste, für den Verlag womöglich noch existenzgefährdendere Krise, die sich durch den „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich ergab, musste weder Markus noch Richard miterleben.

---

120 Sterbematrikel HB 1930/027, zit. nach Staudacher: *Jüdisch-protestantische Konvertiten in Wien 1782–1914. Teil 2*, S. 695 FN 681.

121 Anon.: o. T. [Nachruf Markus Stein]. In: *Anzeiger für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel* 14 (Juni 1935), S. 73.

122 V[ölker]: Markus Stein †, S. 168.

123 Auf dem Kopf des Firmenbriefpapiers hieß es in diesen Jahren: „Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung: Rechts- und Staatswissenschaft – Volkswirtschaft – Pädagogik – Kunst und Schöne Literatur – Collection Manz“ (SteinFA).

124 Manz GmbH (Hrsg.): *150 Jahre Manz*. Manz’sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung 1999, S. 16.

6.3.5 Paula, Emma, Helene und Erwin Stein

Von der Mehrzahl der jüngeren Geschwister Richards ist keine aktive Beteiligung am Verlag bekannt; sie ergriffen überwiegend – wohl mit mentaler wie finanzieller Unterstützung ihres Vaters Markus – Berufe in Kunst und Kultur. Vor allem den Schwestern Richards (und Tanten Lottes) sollen im Weiteren – soweit es die recht spärliche Quellenlage zulässt – einige Zeilen gewidmet werden. In den Lebensläufen Paula und Helene Steins klingt bereits das stark ausgeprägte Streben nach Unabhängigkeit an, das auch Maria Charlotte Stein auszeichnete.

Nur wenig ist bekannt über die am 11. Dezember 1878 in Wien geborene Paula Stein. Sie heiratete den Drechslerwarenfabrikanten Hermann Kemperling, mit dem sie einen Sohn namens Norman hatte (1904–1946).[125] Spätestens seit 5. Mai 1938, also wenige Wochen nach dem „Anschluss“, lebte Paula getrennt von ihrem Ehemann wieder am Kohlmarkt 16[126] – dass ihre jüdische Abstammung bei der Trennung eine Rolle gespielt hat, kann hier nur vermutet werden. Am 29. Januar 1939 jedenfalls meldete sich die in der Frauenrechtsbewegung engagierte[127] Theosophin Paula Kemperling, geborene Stein, aus Wien ab und übersiedelte nach London.[128] Den Entschluss dazu hatte sie spätestens im November 1938 gefasst.[129] Von London aus reiste sie nach Sri Lanka

[125] Der *Lehmann*, das damalige Wiener Adressbuch, verzeichnet für diesen Zeitraum nur zwei Einträge mit dem Namen Kemperling: „H. Kemperling, pFa., Drechslerwr.Fabrk., XV., Tanneng. 3. T. B-36-0-71“ und „Normann, Kaufm., I. Kohlmarkt 20, s. H. Kemperling“. Norman Kemperling verstarb bereits am 23. März 1946 in Wien (vgl. Meldeunterlagen WStLA).

[126] Meldeunterlagen WStLA. Im SteinFA existiert der Grundrissplan einer „Wohnungsteilung und Adaptierung“ für die ehemalige Wohnung Markus Steins im 4. Stock des Hauses am Kohlmarkt 16 (damals 20), Bauwerber Helene Winger und Paula Kemperling, sowie der positive Genehmigungsbescheid des Wiener Magistrats (M.Abt.38/2622/38). Offenbar planten die Schwestern, in Nachbarschaft zu wohnen. Zum Haushalt Helene Wingers gehörten auch ihre beiden Söhne Richard jun. und Wolfgang.

[127] Paula Kemperling schrieb u. a. für *Das Wort der Frau – Unabhängiges Sonntagsblatt für die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Interessen der Frau* den Artikel „Unser Betrieb“ (1. Jg. Nr. 22, 2. August 1931).

[128] Meldeunterlagen WStLA.

[129] Robert Stein schreibt Ende Nov. 1938 in einem Brief an sie: „Bezugnehmend auf Deinen Besuch am Montag den 28.ds.M., bei dem Du mir mitteiltest, dass Du nunmehr definitiv die Absicht und auch die Möglichkeit hast nach auswärts zu übersiedeln [. . .]“ (Robert Stein: Brief an Paula Kemperling [SteinFA]. Wien. 30. Nov. 1938).

weiter, wo sie u. a. an der buddhistischen Mädchenschule Sanghamitta in Galle unterrichtete.[130]

Die Lehrtätigkeit in Sri Lanka ist die letzte Spur, die Paula Kemperling hinterlassen hat. Weder im Hauptquartier der Theosophical Society in Indien noch in den österreichischen und englischen Zweigstellen waren Informationen zu ihrem weiteren Leben zu eruieren. Paula Kemperling starb 73-jährig am 22. März 1952,[131] der Ort ihrer Bestattung ist unbekannt. Auf dem Wiener Zentralfriedhof begraben sind lediglich ihr (geschiedener) Mann Hermann und ihr Sohn Norman.

Die am 1. Mai 1882 geborene Emma Stein, genannt „Emmy“, war die einzige der jüngeren Geschwister Richards, die zeit ihres Lebens im Familienunternehmen arbeitete: „Sie führte bis ins hohe Alter die Debitorenkonten der Auslieferung.“[132] Dort versah sie „[...] ihre Obliegenheiten [...] mit unermüdlicher Ausdauer und größtem Pflichteifer“.[133] Ihr Mann, Oskar Adrian von Sax (1877–1950), war ebenfalls für Manz tätig: Er betreute die Kunstbuch-Sparte.[134] In jungen Jahren war Emma sehr sportlich, sie segelte sogar[135] – zur Jahrhundertwende eine für Frauen durchaus unübliche Betätigung.

Emmas Neffe Robert Stein hat seiner Tante anlässlich ihres Todes ein im SteinFA erhaltenes „Gedenkblatt“ gewidmet, das nicht nur hinsichtlich der Porträtierten, sondern auch hinsichtlich der Rollenverteilungen innerhalb der Familie aufschlussreich ist: Emmy, so Robert Stein, sei die Hüterin des Geistes gewesen, den ihr Vater Markus verkörpert habe.

[130] Vgl. C. Jinarajadasa: Services of Colonel Olcott for Buddhism. In: *Theosophist Magazine* Feb. 1951–Oct. 1951, S. 385–393, hier S. 393, und Kumari Jayawardena: *The White Woman's Other Burden: Western Women and South Asia During British Colonial Rule*. New York–London: Routledge 1995, S. 290 FN 6: „Some of the Jewish women included a theosophist, Paula Kemperling, née Stein, a refugee from Vienna who came to Sri Lanka around 1940 and taught in a Buddhist girl school [...].“

[131] Brezinka: *Erwin Stein*, S. 243.

[132] Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 97.

[133] R. Stein: Festrede 100 Jahre Manz, S. 19.

[134] Vgl. Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 97, 150. Oskar von Sax war außerdem „ein begeisterter Geigenspieler von feinster musikalischer Bildung“, so Robert Stein (Robert Stein: Gedenkblatt für Frau Emmy von Sax [1. Mai 1882 – 23. Dezember 1969] [SteinFA]. o. D. [1969], S. 3.) und ergänzte sich in dieser Hinsicht gut mit seiner Frau Emma, „die eine gute Klavierspielerin gewesen sein muß“ und „wohl auch gesungen haben [dürfte], denn ihre Kenntnis der Liedliteratur war erstaunlich“ (ebd., S. 3f.).

[135] Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Wien. 16. Juli 2009.

> Von ihrem Vater [Markus Stein, C. D.] hatte sie sehr viel übernommen, so die Abneigung gegen das Zeigen von Gefühlen, obwohl diese Gefühle stark in ihr vorhanden waren. [...] Depressionen zu zeigen, war aber nicht ihre Sache [...]. Ihre Selbstbeherrschung und Willenskraft haben großen Eindruck auf uns gemacht.[136]

Wen Robert Stein mit „uns" meint, geht aus dem Folgenden hervor: Emmy sei „ihrer Mutter die allerbeste Tochter" gewesen, ja mehr noch, diejenige, „die den Geist des 4. Stockes [wo Markus Stein wohnte, C. D.] im guten Sinne des Wortes hütete und damit unhörbar und unsichtbar, aber faktisch eine Art Opposition gegen jene Geschwister bildete, die diesen Geist durch ihre Lebenshaltung verletzten".[137] Mit dieser deutlichen Spitze gegen die Geschwister Emmys, allen voran wohl die beiden anderen Töchter Helene und Paula, teilt der Stammhalter die Familie in zwei Parteien: die vom Ethos des „Dienstes an der Sache" Getragenen einer- (zu denen Robert Stein neben seinem Großvater Markus und seinem Vater Richard wohl auch sich selbst zählte) und die auf Eigennutz Bedachten andererseits (eine Gruppe, der wohl auch Maria Charlotte Stein zugerechnet wurde).

Aus der Ehe Emma Steins mit Oskar von Sax ging die Tochter Ulrike Maria (genannt „Ully" oder „Mary" bzw. „Marie") hervor (Geburtsdatum ca. 1907, Sterbedatum nicht ermittelt), die 1938 H. T. Young heiratete.[138]

Als ihre Schwester Paula und ihr Bruder Erwin nach dem „Anschluss" Österreichs an das Deutsche Reich emigrierten, entschieden sich Emmy von Sax und ihre Schwester Helene (siehe unten) für den Verbleib in Wien. Als „Volljüdin" überaus gefährdet, gelang es Emmy von Sax dennoch, die Nazizeit unbeschadet zu überstehen. Ihre Tätigkeit für den Verlag, der seit 1938 pro forma von „arischen" Familien- bzw. Firmenangehörigen geführt wurde[139] und als Vertriebsstelle für Reichsgesetzblatt und Reichssteuerblatt – zumindest zeitweise – „kriegswichtig"[140] war,

[136] R. Stein: Gedenkblatt Emmy v. Sax, S. 1.

[137] Ebd., S. 2f.

[138] Ein „phantastisch reicher Engländer aus sehr guter Familie" laut Lotte Sweceny (in einem undatierten Konzept an Alexander Lernet-Holenia, SteinFA).

[139] Siehe unten Kap. 6.5.

[140] „Auf Grund der Ermächtigung des Präsidenten der Reichskulturkammer und Generalbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz habe ich die Fortsetzung Ihrer Verlagsarbeit als kriegswichtig anerkannt" (Präsident der Reichsschrifttumskammer [Hanns Johst]: Brief an Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung [SteinFA]. Berlin. 26. Sep. 1944).

dürfte ihr dabei ebenso geholfen haben wie die Tatsache, dass sie während der Kriegsjahre ihre Wohnung nur verließ, wenn es unbedingt nötig war.[141]

Emmy von Sax führte nach dem Krieg ihre Tätigkeit als Debitoren-Buchhalterin im Verlag Manz fort und verstarb 87-jährig am 23. Dezember 1969.

Helene Stein, die Viertgeborene,[142] kam am 18. März 1884 in Wien zur Welt. Als knapp Zweijährige wurde sie gemeinsam mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern Erwin und Emma ebenfalls auf das evangelische Bekenntnis H. B. getauft.[143]

Da Helene nicht im Verlag arbeitete, sondern Malerin wurde, sind im Familienarchiv wenige Daten über sie überliefert. Eine der wenigen Quellen zu Helene Winger-Stein ist ein Internetprojekt der Kunsthistorikerin Tamara Loitfellner, *Österreichs vergessene Malerinnen*[144], wo nachzulesen ist, dass über Helene Wingers „Ausbildung und ihren künstlerischen Werdegang [. . .] bis dato nichts bekannt“ sei. Die Autoren des Eintrags zu Richard Stein im *Österreichischen Biographischen Lexikon 1815–1950* vermuten, dass Helene bei ihrer Berufswahl „durch den Kontakt zu zahlreichen Künstlern im Kunstsalon ihrer Familie inspiriert“[145] wurde (darunter Oskar Kokoschka, siehe S. 383).

Über die Kunst Helene Steins schreibt Loitfellner:

> In dem von heller, lichter Farbgebung geprägten Werk Helene Winger-Steins ist der Einfluss der französischen Fauvisten zu erkennen. Sie stellt zwischen 1913 und 1919 mehrmals in der Wiener Secession und im Künstlerhaus aus. Ihre Werke sind in wenigen Ausstellungen der Vereinigung bildender Künstlerinnen vertreten.

[141] Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Wien. 16. Juli 2009. Eine Gesellschafterin, so Stein, habe die Besorgungen etc. gemacht. Emmy habe während der letzten Monate des Kriegs einen Schenkelhalsbruch erlitten und den Bruch mit absoluter Bettruhe auskuriert (Barbara Netscher: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [E-Mail]. Ronneburg. 1. Apr. 2011).

[142] Bezieht man die beiden früh verstorbenen Töchter Rosa und Anna nicht mit in die Zählung ein (vgl. S. 341).

[143] Staudacher: *Jüdisch-protestantische Konvertiten in Wien 1782–1914. Teil 2* S. 96, FN 172. Taufpatin war Gertrud Neurath, „Professorsgattin“, siehe ebd. S. 695 FN 685.

[144] Tamara Loitfellner: Österreichs vergessene Malerinnen. URL: www.frauenkunst.at, abgerufen am 10. Sept. 2010.

[145] Gruber/Mentschl: Richard Stein, S. 156.

> Über den Umfang ihrer künstlerischen Tätigkeit ist nichts mehr bekannt.[146]

Die Künstlerin, die der erwähnten „Vereinigung bildender Künstlerinnen Österreichs“ angehörte, stellte auch in der Stockholmer Kunsthalle (1917) und im Wiener Künstlerhaus (1919) aus.[147] Die Titel ihrer Werke lauten etwa „Landschaft aus Spanien“, „Netzflickerinnen“ oder „Äpfelverkäuferin“.[148] Eines ihrer Gemälde stellt ein ca. neun- bis zehnjähriges Mädchen mit blauen Augen und blonden Haaren dar: ein Porträt ihrer Nichte Lotte (um 1914, vgl. Abb. 5).

Für damalige Verhältnisse spät, nämlich um 1920,[149] heiratete Helene Stein, die es als Malerin offenbar zu einiger Anerkennung gebracht hat,[150] rund 36-jährig den elf Jahre älteren, aus Hamburg stammenden Offizier Richard Johann Winger (1873–1924).[151] Ist das Hochzeitsdatum 1920 korrekt, so existierte zu diesem Zeitpunkt bereits ein Sohn, Richard (* 11. August 1919) – der Gedanke an eine Legitimationsheirat liegt nahe, kann aber nicht durch Quellen untermauert werden. Loitfellner jedenfalls vermutet – wohl nicht zu Unrecht –, dass der Status einer „Oberstenwitwe“ die Jüdin Helene Winger später „vor der Deportation durch die Nationalsozialisten“ schützte.[152] Fest steht, dass sie während des NS-Regimes in Wien und, nachdem sie ihr Vermögen ihren beiden

[146] Loitfellner: Österreichs vergessene Malerinnen. Loitfellner hat auf einem von Helene Winger gemalten Bild mit dem Titel „Netzflickerinnen“ („Las Hilanderas“) Hinweise darauf entdeckt, dass diese sich um 1910 in Paris aufhielt und dort auch malte und ausstellte.

[147] Gruber/Mentschl: Richard Stein.

[148] Sie malt „vorwiegend Landschaften, Genres und Stilleben“ (ebd.).

[149] Loitfellner: Österreichs vergessene Malerinnen. Das *Österreichische Biographische Lexikon 1815–1950* nennt 1919 als das Jahr der Heirat (Gruber/Mentschl: Richard Stein, S. 156).

[150] Vgl. die Stimmen der zeitgenössischen Kritik bei Loitfellner: Österreichs vergessene Malerinnen.

[151] Die hier wiedergegebenen Lebensdaten Richard Johann Wingers entstammen den Meldeunterlagen des WStLA – das *Österreichische Biographische Lexikon 1815–1950* und Loitfellner (Letztere vermutlich in Bezug auf Ersteres) nennen 1929 als Todesjahr Richard Wingers. Unstimmigkeit herrscht auch bei den Geburtsdaten der beiden Söhne Helenes und Richards: Richard wird 1919 geboren, Wolfgang 1921 (ebenfalls Meldeunterlagen des WStLA; bei Loitfellner: 1920 bzw. 1922). Zu den beiden Söhnen existiert in der Familie Stein eine umfangreiche mündliche Überlieferung, die hier nicht weiter von Interesse ist; erwähnt sei immerhin, dass der Ältere, Richard, es nach seiner Auswanderung nach Kolumbien im Jahr 1960 als Fabrikant von Essbesteck und Macheten zu großem Reichtum brachte (Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [Tonbandprotokoll]. Wien. 16. Juli 2009).

[152] Loitfellner: Österreichs vergessene Malerinnen.

Söhnen, „Mischlingen I. Grades“, überschrieben hatte,[153] zumindest an Leib und Leben verschont blieb.

So wenig auch über den im November 1924 im ungarischen Dáka unter nicht ermittelten Umständen verstorbenen[154] Richard Johann Winger bekannt ist: Seine Heirat mit Helene Stein könnte das erste Glied einer Kette von Ereignissen und Begegnungen gewesen sein, die schließlich die Nichte Helenes, Maria Charlotte Sweceny, und Alexander Lernet-Holenia zueinander führte. Richard Johann Winger, der den Ersten Weltkrieg als Kavallerie-Leutnant in der Reserve mit zahlreichen Dekorationen verließ,[155] gehörte dem Dragoner-Regiment Nr. 9 „Erzherzog Albrecht“ an – just jenem Regiment, bei dem im September 1915 auch der 18-jährige Alexander Lernet als Einjährig-Freiwilliger seinen Dienst antrat.[156] Dass Alexander Lernet als junger Mann im Regiment die eine oder andere Vaterfigur suchte und fand, ist bekannt.[157] Winger war 24 Jahre älter als Lernet – gut möglich, dass die beiden sich begegneten und auch nach dem Krieg Kontakt hielten. Beweise gibt es dafür allerdings keine. Eine durch Regimentskameradschaft sich ergebende Verbindung zwischen Alexander Lernet-Holenia und Lotte Sweceny muss also Spekulation bleiben.

Über das Leben der Malerin Helene Winger war im Rahmen dieser Arbeit nicht mehr zu ermitteln. Sie verstarb 61-jährig am 31. März

[153] Bereits am 8. August 1938 wurde Helene Winger, die im Familienhaus am Kohlmarkt 16 wohnte – oder doch gemeldet war –, von der „Vermögensverkehrsstelle“ aufgefordert, ihre „bei der Vermögensmeldung [. . .] angemeldeten ausländischen Wertpapiere“ der „zuständigen Reichsbankstelle“ zum Kauf anzubieten (eine Kopie des Schreibens befindet sich im Besitz von Tamara Loitfellner, Mödling, der an dieser Stelle für wertvolle Hinweise zu Helene Winger-Stein gedankt sei). Einen Immobilienbesitz in Wien Alsergrund schenkte sie ihrem Sohn Richard (Schenkung bestätigt in Vermögensverkehrsstelle des Reichsgaues Wien: Schreiben an Ernst Geutebrück [Kopie im Besitz Tamara Loitfellner, Mödling]. Wien. 7. März 1940).

[154] Im Vermögensverzeichnis, das Helene Winger nach dem „Anschluss“ ausfüllen musste, schrieb sie, ihr Mann Richard sei „an den Folgen einer in 4jährigem Frontdienst zugezogenen Krankheit“ verstorben (Helene Winger: Verzeichnis über das Vermögen von Juden nach dem Stand vom 27. April 1938 [Kopie im Besitz Tamara Loitfellner, Mödling]. Wien. 28. Juni 1938).

[155] Darunter der Orden der Eisernen Krone der 3. Klasse mit der Kriegsdekoration und das Militärverdienstkreuz 3. Klasse mit der Kriegsdekoration (*Ranglisten des kaiserlichen und königlichen Heeres 1918. Abgeschlossen mit Personalverordnungsblatt Nr 40/18*. Wien: K. k. Hof- und Staatsdruckerei 1918, S. 959).

[156] Ebd., S. 939, 960. Einem Dragoner-Regiment gehörten zwischen 1.000 und 1.500 Reiter an.

[157] So etwa Karl Anton Klammer, vgl. Roček: *Die neun Leben*, S. 61f.

1945. Barbara Netscher, die Tochter Walter Steins, berichtet von einer Erzählung Richard Wingers, Helenes Sohn, nach der dieser nach dem Tod seiner Mutter gemeinsam mit seinem Bruder Wolfgang – am 1. April 1945, also während der letzten Kriegstage, als kein Bestattungsinstitut mehr arbeitete – irgendwie einen Sarg organisierte und die Leiche der Mutter mit einem Handkarren auf den Döblinger Friedhof transportiere und im Grab der Eltern Markus und Nanette Stein beisetzte.[158] Lotte Sweceny schreibt in einem Brief über den Tod ihrer Tante: „Tante Helen [sic!] ist Samstag gestorben. Ich bin doch sehr traurig darüber. Sicher war man nicht genug nett zu ihr, besonders ich, das heißt ich war halt gar nicht.“[159]

Erwin Stein, das jüngste Kind Markus und Nanette Steins, wurde am 7. November 1885 in Wien geboren. Er ist der einzige Stein, dem bereits eine Biografie gewidmet wurde: Thomas Brezinkas 2005 erschienenes Werk *Erwin Stein*. Sein Biograf beschreibt den Komponisten, Dirigenten und Musiktheoretiker Erwin Stein als „geborene[n] Assistent[en]‘ mit einer Art ‚Begabung für die Freundschaft‘, die sein ganzes Leben bestimmt hat“, einen Menschen von großer „[. . .] Musikalität, Bescheidenheit, Konzilianz und Freundlichkeit, verbunden mit Fleiß, einer ‚unermüdlichen Mitteilsamkeit‘ und bedingungslosen Treue gegenüber denen, die er liebte und verehrte“.[160]

Zu seinem Vater Markus unterhielt Erwin zeit seines Lebens ein gutes Verhältnis,[161] ebenso zu seinen Schwestern, wobei Emmy den Status der Lieblingsschwester einnahm.[162] Weniger gut kam der Jüngste mit dem Erstgeborenen Richard zurecht,[163] dessen Geschäftssinn die finanzielle Unterstützung, die Erwin seinem Lehrer Arnold Schönberg angedeihen ließ – etwa in Form von über die Verlagsbuchhandlung bestellten und bezahlten Noten[164] – ein Dorn im Auge war.

---

[158] Barbara Netscher: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Ronneburg. 22. Feb. 2010. Das Grab befindet sich am Friedhof Wien-Döbling, Gruppe 23, Reihe 8, Nr. 165.

[159] Maria Charlotte Sweceny: Brief an Robert und Walter Stein (Besitz Barbara Netscher, Ronneburg). Hochrotherd. 2. Apr. 1945. Der Samstag war der 31. März; Loitfellner nennt den 1. April als Todestag.

[160] Brezinka: *Erwin Stein*, S. 9.

[161] Vgl. ebd., S. 15.

[162] Vgl. ebd., S. 16.

[163] Ebd.

[164] „Der eigentliche Mäzen war natürlich Steins Vater [Markus, C.D.], denn alle Spenden für Schönberg, die in den Jahren 1909 bis 1917 von Erwin Stein kamen, stammten von dessen Vater“ (ebd., S. 24).

Brezinka zeichnet einen Menschen, der sich ganz in den Dienst seiner Mission stellte: der Kunst eines Arnold Schönberg und später eines Benjamin Britten zu jener Geltung zu verhelfen, die ihr seiner Ansicht nach gebührte. Die Eigenschaften, die ihm dabei halfen, waren dieselben, die auch schon sein Vater an den Tag gelegt hatte: Begeisterungsfähigkeit, Fleiß, Toleranz, Pragmatismus. Trotz seines Engagements für die musikalische Avantgarde seiner Zeit war Erwin Stein „– geprägt durch seine großbürgerliche Herkunft – bürgerlich, konservativ und patriotisch eingestellt. Auch die moderne Musik, die er vertrat, galt ihm nicht als ‚revolutionär‘, sondern als ‚bürgerliche Avantgarde‘.“[165]

Bei seinem Tod am 17. Juli 1958 im zur Heimat gewordenen Londoner Exil hinterließ Erwin Stein zwölf Lieder, vier Klavierwerke und ein Scherzo für Streichquartett, Bearbeitungen von Werken Gustav Mahlers, Alban Bergs, Anton Bruckners sowie fünf Bücher und mehr als 170 musiktheoretische Aufsätze.[166]

[165] Ebd., S. 122.

[166] Ebd., S. 220–230 (Werkverzeichnis). Vgl. auch den Wikipedia-Artikel des Verfassers (http://de.wikipedia.org/wiki/Erwin_Stein_(Musiker).)

6.4 Die Geschwister

6.4.1 Robert Stein

Seit Mitte der 1930er Jahre, nach dem frühen Tod seines Vaters Richard (1932) und dem seines Großvaters Markus (1935), führte Robert Stein die Geschäfte des Verlags. Vieles in seinem Werdegang wiederholte die blendende Karriere, die sein Vater gemacht hatte: Militärdienst bei der k. u. k. Armee, Studium der Rechte mit Promotion, buchhändlerische Ausbildung, Ämter in den einschlägigen Branchenvertretungen. Ähnlich wie Richard Stein dürfte Robert sich des großen Schattens seines Vaters stets bewusst gewesen sein. Zahlreiche im Familienarchiv erhaltene Briefe[167] geben über das Verhältnis der beiden Auskunft und zeichnen das Bild eines einflussreichen, strengen bis manipulativen Vaters und eines Anerkennung heischenden, zur Übererfüllung der väterlichen Erwartungen neigenden Sohnes.

Gleichwohl gelang es Robert Stein, den Verlag mithilfe seiner Mitarbeiter nicht nur einigermaßen unbeschadet über das „Dritte Reich" zu bringen (vgl. Kap. 6.5), sondern auch, ihn nach 1945 binnen Kurzem zu seiner Bedeutung für die österreichische Rechtswelt zurückzuführen. Auch an der Neuordnung des österreichischen Buchhandels nach 1945 war er maßgeblich beteiligt.[168]

Robert Kurt Stein wurde am 30. Juni 1899 in Wien geboren. Der neue Stammhalter kam genau neun Monate nach der Hochzeit zwischen seinem Vater Richard und der Leipziger Verlegerstochter Frieda Klinkhardt (vgl. Kap. 6.3.2) als erstes von insgesamt fünf Kindern zur Welt. Schulzeugnisse im Familienarchiv zeigen, dass Robert am Akademischen Gymnasium – im Gegensatz zu seinem Vater – ein eher durchschnittlicher Schüler war.[169] Ob dies auch in der Familie so empfunden wurde, ist nicht bekannt, es ist aber wahrscheinlich, dass die Zensuren des Sohnes dem ehrgeizigen Vater Anlass zu Kritik gaben.

1917, im vorletzten Kriegsjahr, rückte Robert – im selben Alter wie zwei Jahre zuvor der um zwei Jahre ältere Alexander Lernet – als

[167] Viele davon hat Mumelter dokumentiert (Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 169ff.).

[168] Vgl. Schriftleitung der Österreichischen Juristen-Zeitung: Dr. Robert Stein [Nachruf]. In: *Österreichische Juristen-Zeitung* 16 (1970), S. 1, beinahe wortgleich Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 205.

[169] Vgl. ebd., S. 169.

„Einjährig-Freiwilliger" mit dem k. u. k. Gebirgsartillerieregiment Nr. 2[170] ein und kämpfte in Südtirol. Die Monate an der Front werden begleitet von den Briefen des Vaters, der ihn zum „Durchhalten" anhält, dem 18-Jährigen jegliche Korrespondenz (diejenige mit ihm ausgenommen) verbietet, um Ablenkung von ihm fernzuhalten, dessen Lektüre auswählt[171] und überhaupt seine Besorgnis um den Sohn in Ermahnungen und Ratschläge aller Art – bis hin zur Kritik an dessen Briefstil und Orthografie – kleidet. Roberts Bruder Walter sorgt dafür, dass er nicht – wie der Vater meint – mit seiner Zigaretten-Ration auskommen muss, Schwester Lotte versorgt ihn mit Lektüre. Stellvertretend – und durchaus bezeichnend – für die zahlreichen bei Mumelter wiedergegebenen Briefe Richards an Robert sei folgende Stelle wiedergegeben: „Kränke Dich nicht, wenn ich Dir in diesem Brief auch unangenehme Dinge sagen muß, aber nur so handle ich in Deinem Interesse, die Liebe musst Du dahinter fühlen [. . .]".[172]

Zurück aus dem Krieg, nahm Robert Stein – auch hier seinem Vater folgend, der freilich keinen Frontdienst hatte verrichten müssen[173] – das Studium der Rechte an der Universität Wien auf, das er ebenfalls mit der Promotion abschloss. Es folgte die praktische Seite der Ausbildung als Buchhändler- und Buchdruckerlehrling, u. a. in Leipzig bei Philipp Reclam jun., bei Bruckmann in München und F. Rieder & Cie in Paris.[174]

Als Richard Stein 1932 starb, war Robert 33 Jahre alt, hervorragend ausgebildet und bestens vorbereitet für die Übernahme des Familienunternehmens – die freilich unter schwierigen Bedingungen erfolgte,

[170] Möglicherweise verwehrten dem jungen Mann seine Zensuren den Eintritt in die „noblere" Kavallerie, bei der auch sein Vater Dienst getan hatte. Das 1908 errichtete k. u. k. Gebirgsartillerieregiment Nr. 2 hatte seinen Stab in Brixen. Regimentskommandant war Heinrich Paulgerg (vgl. M. Lorenz: Österreich-Ungarns bewaffnete Macht 1900–1914. URL: www.mlorenz.at, abgerufen am 25. Februar 2011).

[171] „Strindberg zu lesen halte ich für viel zu früh [. . .]" (Richard Stein: Brief an Robert Stein. Wien. 16. Aug. 1918 [zit. nach Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 174 FN 472].)

[172] Richard Stein: Brief an Robert Stein. Wien. 13. Juli 1917 (zit. nach ebd., S. 175 FN 476). Gegenüber seiner Mutter kann Robert Stein sein Visier ein wenig öffnen und von seinem „nicht sehr feste[n] Selbstvertrauen" sprechen und davon, dass er ein Bild von ihr und seiner kleinen Schwester „Lottel" neben dem Kopfkissen hat (siehe ebd., S. 172 FN 463f.).

[173] Als Leutnant der Reserve versah der zu Kriegsbeginn 43-jährige Richard Stein Dienst an der „Heimatfront", u. a. als Militärischer Leiter der Gruppe „Kriegsliteratur" der Kriegsausstellung Wien 1916 (Permanenzkarte Nr. 320 für Herrn Leutnant Dr. Richard Stein, SteinFA).

[174] Vgl. dazu Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 176ff.

schließlich litt das Haus noch immer unter dem Wegfall der Absatzgebiete nach Auflösung der Monarchie und der damit einhergegangenen Schrumpfung des Verlagsprogramms. Auch die Editionen französischer Klassiker, mit denen sein Vater den Verlag in den zwanziger Jahren über die Wirtschaftskrise gebracht hatte, stagnierten im Absatz. Als Roberts Großvater Markus im Mai 1935 seinem Sohn Richard in den Tod folgte, wurde Robert Stein Alleingeschäftsführer. Ihm blieben knappe drei Jahre, den Verlag zu leiten, bis er nach dem „Anschluss" als „Mischling 1. Grades" gezwungen wurde, seine Tätigkeit zumindest offiziell niederzulegen.[175]

Am 5. September 1937[176] heiratete Robert Stein im niederösterreichischen Naßwald (heute Schwarzau im Gebirge) die aus der Steiermark stammende Maria Teichmann (1905–1990). Der Ehe entsprangen die Kinder Elfi (1938–1953), Christine (*1939) und Franz Richard (1944–2005).

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm Robert Stein gemeinsam mit seinem Bruder Walter und den verbliebenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern den Wiederaufbau des Verlags in Angriff.[177] Einer der ersten – und anhaltendsten, die Zeitschrift existiert noch heute – Verlagserfolge war die *Österreichische Juristen-Zeitung*, kurz ÖJZ. Bereits im Mai 1945 führte Robert Stein die ersten Gespräche und gewann schließlich Franz Hohenecker als Schriftleiter.[178] Eine gewisse Genugtuung mag die Eigentümerfamilie, die selbst von Berufsverboten und Arisierungspolitik der Nationalsozialisten betroffen gewesen war, bei Publikation der Werke *Gesetz über die Erfassung arisierter und anderer entzogener Vermögenschaften* (Heller/Rauscher/Baumann 1946) und *Wiedergutmachung in Arisierungsangelegenheiten* (Loeb 1946)[179] empfunden haben.[180]

---

175 Vgl. Kap. 6.5.

176 Barbara Netscher: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Ronneburg. 26. Apr. 2011.

177 In seiner Festrede zum 100. Firmenjubiläum am 25. Mai 1949 würdigte Robert Stein seine Mitarbeiter und blickte vorsichtig optimistisch in die Zukunft: „Wir alle wünschen uns eine bessere Zukunft. Nicht der Überfluß aus jener sagenhaften Backhendlzeit ist es, nach dem wir uns alle sehnen, sondern jenes Mindestmaß von Sicherheit, Freiheit und eigenstaatlicher Ordnung, das die Voraussetzung dafür ist, daß uns unsere Arbeit sinnvoll erscheint" (R. Stein: Festrede 100 Jahre Manz, S. 20).

178 Vgl. Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 198.

179 Vgl. Manz GmbH (Hrsg.): *150 Jahre Manz*, S. 23.

180 Zu Roberts Steins Bedeutung für den Verlag nach 1945 vgl. Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 196ff.

Robert Stein starb am 27. Juli 1970 während einer Bergtour – wie sie sowohl er als auch sein Bruder Walter häufig und gerne unternahmen – an einem Herzinfarkt.

6.4.2 Walter Stein

Walter Wilhelm Otto Stein wurde am 2. November 1901 in Wien geboren. Der zweite Sohn Frieda und Richard Steins fügte sich weniger leicht als Bruder Robert den Erwartungen seines Vaters, dem u. a. die schlechten Schulnoten des Zweitgeborenen Kopfzerbrechen bereiteten.[181] Walter wiederum hielt – zumindest zeitweise – die Zusammenarbeit mit dem Vater „aus psychologischen Gründen für unmöglich“.[182] Mit einer frühen Heirat – Walter hatte am 6. Januar 1924 23-jährig Gisela Margarethe Holzer (1904–?) geehelicht und mit ihr den 1925 geborenen Werner[183] gezeugt – hatte Walter jedenfalls seine Eigenständigkeit (oder, je nach Sichtweise, seinen Leichtsinn) demonstriert.[184]

In den 1920er-Jahren hielt sich Walter – nach der Matura 1920 – fern des Familienbetriebs mit unterschiedlichen Tätigkeiten über Wasser, u. a. mit dem Verkauf von Türschlössern.[185] Zuvor hatte er eine Bankprüfung oder einen Abiturientenkurs an der Handelsakademie absolviert und bei der Union-Bank gearbeitet.[186] 1923 arbeitete er für die „Bank-

[181] Robert gegenüber erwähnt Richard die schlechten Noten von dessen Bruder Walter: „Walter hat uns nicht viel Freude gemacht; er war doch in Griechisch getadelt, Latein, Deutsch und Geschichte ermahnt. Sein Schlusszeugnis hat Nachprüfungen in Geschichte und Geographie; das ist doch zu blöd, sich so seinen Sommer zu ruinieren, wenn er sich auch natürlich in seinem herrlichen Leichtsinn darüber keine grauen Haare wachsen lässt [. . .] (Richard Stein: Brief an Robert Stein. 28. Juli 1917 [SteinFA], zit. nach ebd., S. 176 FN 478).

[182] Robert Stein: Brief an Walter Stein. 9. Apr. 1925 (zit. nach ebd., S. 176 FN 479).

[183] Werner Wolfgang Otto Dither fiel im Februar 1945 in Königsberg; die Familie erfuhr erst zehn Jahre später von seinem Tod (Barbara Netscher: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [E-Mail]. Ronneburg. 28. Feb. 2011).

[184] Die Ehe wurde „wohl nur bedingt mit der Zustimmung des Vaters, die Walter aber in verschiedenen Briefen zu erlangen suchte, geschlossen“, so Walters Tochter Barbara Netscher (ebd.). Die Ehe wurde am 7. Mai 1933 geschieden; die Scheidung wurde aus unbekannten Gründen erst am 14. April 1946 rechtskräftig.

[185] Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Wien. 1. März 2011.

[186] Barbara Netscher: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Ronneburg. 28. Feb. 2011. Aus der Stellung bei der Bank wurde Walter im Januar 1922 gekündigt, da er sich längere Zeit wegen einer Lungenerkrankung in einem Sanatorium in Gmunden aufhalten musste.

Kommanditgesellschaft Ullmann & Co“ in Wien, wurde aber auch dort Ende Juli 1924 „abgebaut“.[187]

Nach diesen eher wechselhaften Berufsanfängen nahm Walter schließlich eine Buchdrucker-Lehre auf, die es ihm ermöglichen sollte, in den väterlichen Betrieb einzusteigen. Nach absolvierter Gesellenprüfung arbeitete er schließlich spätestens seit August 1927 bei Manz.[188] 1928 verbrachte er ein Volontärsjahr bei der Druckerei Preuß in Berlin.

Das Sommerhaus in Hochrotherd, das Walter Stein 1938 gemeinsam mit seiner Schwester Lotte erwarb, bildete das integrative Zentrum des bereits erwähnten Kreises, dem zahlreiche dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstehende Freunde angehörten.[189]

Sein Sohn Markus Stein beschreibt Walter Stein als „ein[en] – bei hohem Pflichtbewusstsein – lebenslustige[n], intelligente[n] Draufgänger“[190]. Seine umfassende Bildung habe sich Walter, der ja keine Universität besucht hatte, in den sieben Kriegsjahren, in denen er zwangsläufig nur wenig arbeitete, durch Lektüre angeeignet.[191] In mancher Hinsicht habe der leichtlebigere, humorvolle Walter das Gegenstück zu seinem pflichtbewussten, dem Vater Richard gegenüber gehorsamen Bruder Robert gebildet. So verschieden die beiden Brüder auch gewesen sein mögen: sie waren es, die den Verlag nach dem Tod ihres Großvaters Markus gemeinsam erfolgreich über den Zweiten Weltkrieg und das Nazi-Regime brachten und ihn nach 1945 wieder aufbauten.

1946 heiratete der seit 1933 von seiner ersten Frau geschiedene Walter Juliane Hudelist, genannt Liane (1910–2004), mit der er bereits seit 1943 einen Sohn, Markus Franz Florian, hatte. 1948 kam eine Tochter, Barbara Juliane Maria Charlotte, hinzu. Liane war Besitzerin einer Feinkosthandlung auf der Freyung (Wien I.) und bekannt als „die schönste Greißlerin Wiens“[192]. Ihr Zugang zu Lebensmitteln erleichterte zahlreichen Mitgliedern der Familie Stein die Kriegsjahre enorm. In ihrer und Walters Obhut verbrachte Frieda Stein ihre letzten Tage.

Nach dem Krieg baute Walter Stein die durch Bombenschäden, vor allem aber auch aufgrund von Materialknappheit darniederliegende

[187] So Walter in einem Brief an seinen Vater (Besitz Barbara Netscher).

[188] Barbara Netscher: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Ronneburg. 28. Feb. 2011. Dort hatte er bereits von März bis Juli 1921 und von März bis Juni 1923 gearbeitet.

[189] Vgl. Kap. 6.6.3.

[190] Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Wien. 1. März 2011.

[191] Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Wien. 16. Juli 2009.

[192] Meder/Eiblmayr: *Haus Hoch*, S. 129 (mit Abb.).

Druckerei wieder auf. Er wurde u. a. Bundes- und Landesinnungsmeister der Drucker und Präsident des Hauptverbandes der graphischen Unternehmungen Österreichs. Seit 1958 führte er den Titel Kommerzialrat. Mit zahlreichen Auszeichnungen versehen, verstarb Walter Stein am 19. Januar 1979 „plötzlich und unerwartet“[193]. Er wurde 77 Jahre alt.

6.4.3 Edith Stein (verh. Hilscher)

Das jüngste Kind Frieda und Richard Steins, Edith Helene, genannt „Didl“, wurde am 14. März 1910 geboren. Wie auch bei ihrer Schwester Lotte ist nur wenig über Jugend, Schul- und Ausbildung bekannt.

Am 4. Mai 1935, dem 44. Geburtstag ihres um 19 Jahre älteren Bräutigams, heiratete Edith den Zivilarchitekten Hanns Hilscher (1891–1975). Man lebte in der Wohnung Hanns Hilschers in Wien IV., Wiedner Hauptstraße 18[194], wo schon zuvor Robert, Maria und Walter Stein bei Atelierfesten zu Gast gewesen waren.[195] Das Paar brachte zwei Söhne zur Welt: Hanns Thomas (*1940) und Anton Christoph (*1943). Um 1967 zogen Hanns und Edith Hilscher nach Sulz im Wienerwald.[196]

Ebenso wie ihre Schwester Lotte war Edith Stein Gesellschafterin des Manz Verlags und musste nach dem „Anschluss“ ihre Anteile abgeben (vgl. Kap. 6.5). Nach 1945 kehrte sie als „stille Gesellschafterin“ in den Verlag zurück. Edith Hilscher starb am 28. September 1985.

[193] Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 203 FN 548.

[194] Siehe *Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger*. Diese Atelier-Dachwohnung hatte Hanns Hilscher ca. 1920 gemeinsam mit dem Maler Herbert Boeckl (1894–1966) bezogen (Anton C. Hilscher: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [Tonbandprotokoll]. Wien. 30. März 2011).

[195] Ebd.

[196] Ebd.

6.5 Nach dem „Anschluss"

Ein weiterer Grund für die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, in denen sich die österreichischen Verlage – so auch Manz – in den 1930er-Jahren befanden, war das Buchdumping, das die reichsdeutschen Verlage betrieben. Ab dem 9. September 1935 trat im Deutschen Reich eine Verordnung zur Buchexportförderung in Kraft, welche die Senkung der Preise um 25 % zur Folge hatte.[197] Im Nachbarland, wo man die politischen Entwicklungen im Reich mit Besorgnis verfolgte, war man wenig begeistert: „Der Geist der Verteidigung manifestierte sich in der vehementen Ablehnung des deutschen Buchdumpings."[198] Die österreichische Standesvertretung „Verein der österreichischen Buch-, Kunst- und Musikalienhändler", dessen Vorstand auch Robert Stein angehörte, reagierte mit dem sogenannten „Verlagsförderungsgesetz"[199], das am 1. Januar 1936 in Kraft trat und die Arbeit inländischer Verleger bezuschussen sollte. Ein eigens eingerichteter Fonds sollte durch eine Kommission verwaltet werden. Auf der Vorschlagsliste zu den Mitgliedern dieser Kommission fand sich auch der verdiente Funktionär Robert Stein; gewählt wurde er letztendlich nicht, ebenso wenig wie der – ebenfalls jüdische – Paul Zsolnay.[200] Bereits 1936 begann auch die Einschleusung von Nationalsozialisten in die österreichische Verlagslandschaft,[201] bevor dann im Zuge des „Anschlusses" am 12. März 1938 die rasante „Arisierung" des österreichischen Buchhandels- und Verlagswesens in Angriff genommen wurde.

Dass die „Volljüdinnen"[202] Emmy von Sax und Helene Winger Kommanditistinnen waren, stellte den Verlag nach der Nazi-Okkupation Österreichs vor Probleme. Am 22. März, zehn Tage nach dem „Anschluss", schrieb Helenes Bruder Robert Stein an seinen Anwalt Dr. Hans Haider:

> Bezugnehmend auf unsere gestrige Unterredung erlaube ich mir mitzuteilen, dass wir im Einvernehmen mit allen Kommanditisten das eheste Ausscheiden der Kommanditistinnen unserer Firma Frau

[197] Vgl. Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte I*, S. 146ff. („Das reichsdeutsche Buchdumping").

[198] Ebd., S. 152.

[199] BGBl. 1935, Stück 134 v. 27. 12. 1935, Nr. 497/35 (vgl. ebd., S. 207).

[200] Vgl. ebd., S. 210–212. Dass Robert Steins jüdische Herkunft dabei eine Rolle spielte, ist nicht erwiesen, kann aber angenommen werden.

[201] Vgl. ebd., S. 262ff.

[202] Siehe dazu die Begriffsklärungen in FN 248.

> Emmy v. Sax und Frau Helene Winger geborene Stein in die Wege zu leiten beschlossen haben. – Eine definitive finanzielle Auseinandersetzung ist zum mindesten [. . .] im gegenwärtigen Augenblick, wo die wirtschaftlichen Auswirkungen des Umbruchs auf unsere Firma noch nicht zu übersehen sind, naturgemäss nicht möglich. – Wir beabsichtigen daher die Lösung dieser Frage meritorisch einem späteren Zeitpunkt vorzubehalten.[203]

Zwei Tage später, als – wie sich später herausstellt, irrtümlicherweise[204] – davon ausgegangen werden muss, dass auch Roberts Halbbruder Otto „Volljude“ ist, schreibt Robert Stein an Haider:

> Jedenfalls müssen wir sobald als irgend möglich so weit kommen, dass wir bei den immer wieder an uns herantretenden Anfragen über die Konstruktion unserer Firma das Ausscheiden sämtlicher nach den Nürnberger Gesetzen jüdischer Teilhaber als tatsächlich in vollem Zuge befindlich wahrheitsgemäss angeben können.[205]

Ziel musste es nun also sein, die noch an der Firma beteiligten „volljüdischen“ Geschwister Emmy und Helene auszubezahlen bzw. aus dem Register zu löschen: „Die Inhabung der Firma würde dann aus einer vollarischen Mutter mit ihren 4 nach Nürnberger Gesetzen halbarischen Kindern bestehen.“[206] Erwin und Paula waren bereits nach dem Tode ihres Vaters Markus (1935) ausbezahlt worden. Als Gesellschafterin aufgenommen werden sollte hingegen die Mutter Frieda Stein-Klinkhardt, nach den „Nürnberger Gesetzen“ eine „Arierin“. Die frühe Scheidung von ihrem Mann Richard Stein wirke sich in diesem Zusammenhang sogar günstig aus, hoffte Robert Stein:

> Bemerkt sei, dass meine Mutter nach den Nürnberger Gesetzen heute den Vorzug hat von unserem Vater bereits im Jahre 1920 rechtsgültig getrennt zu sein. – Dies hat ihr gewissermassen ihr 100%iges Vollariertum bis in die frühesten Jahrhunderte trotz ihrer Ehe nach den Nürnberger Gesetzen zurückgegeben.[207]

[203] Robert Stein: Brief an Hans Haider (SteinFA). Wien. 22. März 1938.

[204] Ein Brief Robert Steins an den Rechtsanwalt Ernst Geutebrück enthält die Bemerkung, dass Otto Stein in der Zwischenzeit „arisiert“ worden sei; ders.: Brief an Ernst Geutebrück (SteinFA). Wien. 24. Nov. 1941.

[205] Ders.: Brief an Hans Haider (SteinFA). Wien. 24. März 1938. Otto Stein, der Halbbruder, wurde schließlich ausbezahlt.

[206] Ebd.

[207] Ebd.

Der Anwalt der Familie, Hans Haider, hatte bereits am 21. März das „ergebene Ersuchen“ an den Staatssekretär für Propaganda Dr. Kajetan Mühlmann gerichtet, dieser möge der Firma Manz, wiewohl „die Gestattung der Bezeichung ‚arisches Geschäft‘ kaum zulässig sein“ werde, die „Verwendung von Flaggen mit dem Hoheitsabzeichen“ gestatten und die „Einsetzung einer kommissarischen Verwaltung“ verhindern, da die Familie bereit sei, „jede notwendige Änderung im Gesellschaftsverhältnisse bereits in der nächsten Zeit eintreten zu lassen“.[208] Im April 1938 erhielten auch Emmy und Helene ihren Anteil und wurden aus dem Handelsregister gelöscht. Gesellschafter waren nun die – von Robert Stein euphemistisch „halbarisch“ genannten – Geschwister Robert, Walter, Lotte und Edith Stein.

Diese Konstruktion hielt ein gutes Jahr; dann mussten auch die vier Geschwister ihre Gesellschaftsanteile abgeben. Alleinige Gesellschafter des Verlags waren von diesem Zeitpunkt bis zum Ende des Kriegs (bzw. in Falle Frieda Steins bis zu ihrem Tod) Frieda Stein, die Prokuristin Bertha Pohl (1893–1966) und der Buchhändler Anton Bernhard (1861–1945).[209]

Am 1. Juli 1945 schließlich waren dank der Treue und Loyalität der Mitarbeiter Pohl, Bernhard[210] und Gießauf die ursprünglichen Besitz-

[208] Hans Haider: Brief an Kajetan Mühlmann (SteinFA). Wien. 21. März 1938.

[209] Es existiert ein – zwar nicht beglaubigter, aber von allen beteiligten Personen unterschriebener – Gesellschaftsvertrag der Manz’schen Verlagsbuchhandlung (Julius Klinkhardt & Co) vom 14. Januar 1944, dessen Absatz 1 lautet: „Die Gesellschafter der obigen Firma ändern den am 16. August 1939 geschlossenen Gesellschaftsvertrag nunmehr in der nachstehenden Weise ab, wobei gleichzeitig von den beiden bisherigen Gesellschaftern Frau Frieda Stein geb. Klinkhardt und Herrn Anton Bernhard Fräulein Bertha Pohl als neue Firmengesellschafterin aufgenommen wird. Frl. Bertha Pohl hat aus dem 90%-igen Firmenanteil der Frau Frieda Stein geb. Klinkhardt 1/9 = 10% des Firmenvermögens zum Buchwert von RM 1.333,33 erworben“ (Besitz Barbara Netscher, Ronneburg). Die Druckerei wurde von Ernst Gießauf geleitet, der zu diesem Zweck in Absprache mit seinem Chef Walter Stein eigens eine NSDAP-Mitgliedschaft angenommen hatte (vgl. Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 189f.). Im Dezember 1940 hatte der Verlag um Aufnahme von Frieda Stein und Anton Bernhard in die Reichsschrifttumskammer angesucht. Bereits am 16. Juli 1938 war Robert Stein von der Reichsschrifttumskammer aufgefordert worden, seine „buchhändlerische Tätigkeit“ bis zum 30. September 1938 niederzulegen (Präsident der Reichsschrifttumskammer [Hanns Johst]: Brief an Dr. Robert Stein [SteinFA]. Berlin. 16. Juli 1938).

[210] „Die Selbstverständlichkeit, mit der er in der schwierigen Situation jener Tage in die Bresche sprang, wird mir stets unvergesslich sein“, schreibt Robert Stein am 22. Oktober 1945 anlässlich von Bernhards Tod und schlug für die Parte u. a. folgenden Satz vor: „Er war wohl ein ganz seltener Mensch und verdient gewiss einen Ehrenplatz in der Geschichte des österreichischen Buchhandels“ (Robert Stein: Brief an Heinrich Weiss-

strukturen wiederhergestellt und die Geschwister öffentliche Gesellschafter.[211] Einzeln zeichnungs- und vertretungsbefugt waren jedoch nur Robert und Walter Stein sowie weiterhin Bertha Pohl,[212] Charlotte Sweceny und Edith Hilscher waren „stille Gesellschafterinnen“.[213]

An seinen im schweizerischen Prangins lebenden Freund Albert Rosenberg schreibt Robert Stein im November 1945 aus dem zerbombten Wien: „Es bleibt uns also nicht Anderes übrig als uns darüber zu freuen, dass wir von den Nazi's befreit sind, das ist gewiss sehr viel, ja sogar unendlich viel, denn wahrscheinlich hätten sie mich ja doch eines schönen Tages, wenn es anders gekommen wäre, in ein besseres Jenseits befördert.“[214]

happel, Geschäftsführer der Korporation der Wiener Buch-, Kunst- u. Musikalienhändler [SteinFA]. Wien. 22. Okt. 1945).

211 Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 194.
212 Bertha Pohl erhielt außerdem eine zehnprozentige Gewinnbeteiligung.
213 Mumelter: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*, S. 195.
214 Robert Stein: Brief an Albert Rosenberg (SteinFA). Wien. 20. Nov. 1945.

6.6 Maria Charlotte Stein (verh. Sweceny)

6.6.1 Eine Kindheit in der Wiener Moderne

Maria Charlotte Sophie Nanette Felicitas Stein, gerufen „Lotte“, wurde am 6. Juni 1904 in der elterlichen Wohnung in Wien XVIII., Sternwartestraße 46, geboren und am 9. Oktober im evangelischen Bekenntnis H. B. getauft. Als Kind erlebte Lotte Stein den enormen Aufschwung des Verlags, der Reichshauptstadt Wien, ja, der k. u. k. Monarchie, der um die und nach der Jahrhundertwende nicht zuletzt aufgrund des Patriotismus vieler jüdischer Bürger – konvertiert oder nicht – und ihrer Verbundenheit mit der deutschen Kultur eine letzte Blüte beschert war. In der „Wiener Moderne“ zwischen 1890 und 1910 kulminierten die „politischen, sozialen und kulturellen Veränderungen, die 1848 begonnen hatten und deren Ausläufer dann bis 1938 in Wien spürbar blieben [. . .]“.[215] Nicht von ungefähr umspannen diese beiden Jahre auch den Zeitraum von der Gründung des Manz Verlags (1849 im Fahrwasser der Revolution) bis hin zu seiner bislang schwersten Krise nach dem „Anschluss“ Österreichs.

Gleichzeitig hatte jedoch der Liberalismus seit den 1880er-Jahren in seiner Bedeutung abgenommen; mit den Separationstendenzen der Kronländer, den aufkeimenden Nationalismen der Mitglieder des habsburgischen Vielvölkerstaats und den sozialen Problemen, die der wirtschaftliche Aufschwung und die rasante Industrialisierung vor allem im städtischen Raum mit sich brachten, gewannen radikalere politische Strömungen an Bedeutung, etwa der Pangermanismus Georg von Schönerers (1842–1921) oder der mit Antisemitismus durchsetzte christliche Sozialismus Karl Luegers (1844–1910).[216]

In Lotte Steins Kinderjahren ging nun also das „lange 19. Jahrhundert“[217] seinem Ende zu. Dem Verlag Manz ging es am Vorabend des Ersten Weltkriegs allerdings besser denn je. Seine Eigentümer verbanden

[215] Jacques Le Rider: *Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität*. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1990, S. 15.

[216] Vgl. v. a. das Kapitel „Ein neuer Ton in der Politik: Ein österreichisches Trio“ in Schorske: *Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de siècle*, S. 111–168. Brigitte Hamann hat die Einflüsse dieser beiden (und anderer) auf den erfolglosen Kunstmaler Adolf Hitler, der sich zwischen 1907 und 1913 in Wien aufhielt, aufgezeigt (Hamann: *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*).

[217] Von Eric Hobsbawm in seiner Trilogie *The Age of Revolution: 1789–1848*, *The Age of Capital: 1848–1875* und *The Age of Empire 1875–1914* geprägter Begriff für die Zeitspanne von 1789 bis 1914.

im bester liberaler Tradition wirtschaftliche Tüchtigkeit mit kulturellem Engagement und beauftragten bzw. förderten führende Künstler ihrer Zeit. Es war bereits davon die Rede, dass Arnold Schönberg nicht nur von der mentalen Unterstützung seines Schülers Erwin Stein profitierte, sondern auch von des Buchhändlersohns leichtem Zugang zu Notenmaterial (vgl. Kap. 6.3.5); Adolf Loos, der in diesen Jahren in der Wiener Innenstadt einige seiner wichtigsten Werke[218] schuf, wurde mit einem Geschäftsportal für die Buchhandlung im Erdgeschoss des 1892/93 erbauten Stadthauses beauftragt.[219]

Ein „Nebeneffekt" der Beschäftigung Loos' als Architekt war wohl die Beauftragung eines weiteren, ebenfalls notorischen Künstlers dieser Jahre, Oskar Kokoschka (1886–1980). 1909 ließ Richard Stein sowohl sich selbst als auch seine beiden jüngeren Kinder Walter und Lotte (damals acht bzw. fünf Jahre alt) von Kokoschka malen. Mit dem Ergebnis dürfte Richard Stein nicht recht zufrieden gewesen sein: Die Familienüberlieferung besagt, dass die Bilder nicht aufgehängt wurden.[220] Überhaupt dürften die beiden Aufträge eher durch Vermittlung als durch eigene Neigung zustande gekommen sein: 1909 hatte Adolf Loos den jungen Oskar Kokoschka unter seine Fittiche genommen und damit begonnen, ihm Aufträge aus dem Kreis seiner Freunde und Geschäftspartner zu vermitteln.[221] „Das Porträt von Dr. Robert [recte: Richard] Stein, dem Inhaber der Universitätsbuchhandlung Manz, der Loos mehrmals mit Aufträgen bedachte, und das Bildnis seiner Kinder entstanden damals [. . .]."[222] Die ersten Aufträge dieser Art kamen im Sommer 1909 zustande;[223] die Stein-Bildnisse zählten also wohl zu den ersten Aufträgen, die Loos seinem Schützling verschaffte.[224]

---

[218] Wohn- und Geschäftshaus Goldman & Salatsch, Michaelerplatz 3 (1910–1911), Schneidersalon Knize, Am Graben 13 (1913).

[219] Vgl. auch Kap. 6.3.3.

[220] Susanne Stein-Dichtl: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Mitschrift). Wien. 16. Juli 2009.

[221] Vgl. W. J. Schweiger: *Der junge Kokoschka*, S. 118.

[222] Rukschcio/Schachel: *Adolf Loos. Leben und Werk*, S. 143.

[223] Vgl. W. J. Schweiger: *Der junge Kokoschka*, S. 118.

[224] Da Loos sich verpflichtet fühlte, die Bilder „der von ihm vermittelten Porträtaufträge selbst zu nehmen, wenn sie dem Dargestellten nicht gefielen" (ebd., S. 117.), befanden sich auch diese beiden Gemälde vorübergehend in seinem Besitz. Zur Provenienz der Bilder Kokoschkas vgl. Winkler/Erling: *Oskar Kokoschka*.

Das Porträt Richard Steins[225] gilt seit dem Zweiten Weltkrieg als verschollen, das vermutlich kurz danach entstandene[226] Doppelbildnis seiner Kinder mit dem Titel *Spielende Kinder* befindet sich heute im Wilhelm-Lehmbruck-Museum der Stadt Duisburg (Abb. 6).[227] Die Umstände seiner Rezeption sichern dem Bild einen Platz in der Kunstgeschichte: Das Publikum reagierte bei der ersten Ausstellung 1911 im Wiener „Hagenbund" verstört. Die verbalen Reaktionen reichten von „Menschenkarikaturen" bis hin zu „wüster Erotik".[228]

Außer diesen – selbst für eine privilegierte Kindheit aufsehenerregenden – Umständen ist über die Kinder- und Jugendjahre Lotte Steins kaum etwas bekannt. Auch über ihre Ausbildung können nur Mutmaßungen angestellt werden. In ihrer Korrespondenz als Erwachsene schrieb sie flüssig, wenn auch nicht fehlerlos, auf Englisch; sie empfing Briefe auf Französisch und Italienisch, was darauf schließen lässt, dass sie diese beiden Sprachen zumindest lesen konnte; sie beherrschte die Gabelsberger Kurzschrift. Als Tochter stand sie – gemäß der damaligen Auffassung von Kindererziehung – wohl mehr unter dem Einfluss ihrer Mutter Frieda, zu der sie, nach Briefen im Familienarchiv zu urteilen, zumindest als Erwachsene ein nahes Verhältnis pflegte. Spätestens seit 1918 dürfte der Vater aufgrund seiner neuen Beziehung zu Maria Luise von Newlinsky noch weniger in Erscheinung getreten sein. Nach der Scheidung von Frieda 1921 zog Richard Stein aus der Familienwohnung in der Pfarrhofgasse aus und wohnte zuerst in V., Gartengasse 22, dann, seit 1924, im Firmensitz am Kohlmarkt 20 (heute 16).[229]

Kokoschkas Doppelbildnis der Kinder Walter und Lotte aus 1909 zeigt ein neugierig den Betrachter fixierendes Mädchen; der Bruder hingegen blickt mit niedergeschlagenen Augen zu Boden (vgl. Abb. 6).[230] Auch

[225] Öl auf Leinwand, Maße unbekannt (ca. 91 x 71 cm).

[226] Vgl. Winkler/Erling: *Oskar Kokoschka*, S. 12.

[227] Öl auf Leinwand, 72 x 108 cm, Inv.Nr.WLM 573/655.

[228] Diese und andere Stimmen versammelt W. J. Schweiger: *Der junge Kokoschka*, S. 165ff. 1924 schließlich wurde das Bild in einer Ausstellung von einem Besucher mit einem Messer zerstochen und angeblich mit Exkrementen beschmiert (vgl. Natter [Hrsg.]: *Oskar Kokoschka. Das moderne Bildnis 1909 bis 1914*, S. 108).

[229] *Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger*.

[230] „Der Maler verzichtete in der Darstellung der beiden Kinder auf Posen heiler Kindheit. Lotte, eigentlich Maria Charlotte [. . .] liegt vorne, der ältere Bruder Walter [. . .] hinter ihr. Ähnlich wie im Bildnis des Ehepaares Tietze [. . .] ist der Junge im Profil, das weibliche Modell aber en face wiedergegeben. Hier wie dort schaffen die Arme der Dargestellten einen kommunikativen Brückenschlag. Doch er ist nicht frei von Spannungen: Die linke Hand des Jungen trifft auf die geballte Faust des Mädchens"

das Bild, das Helene Stein[231] 1914 von ihrer zehnjährigen Nichte malte, vermittelt den Eindruck eines selbstbewussten Kindes (vgl. Abb. 5).

6.6.2 Ehe und Leben im Hochhaus

Selbstbewusstsein legte Lotte Stein an den Tag, als sie – selbst für damalige Verhältnisse jung und gegen den Willen ihres Vaters[232] – am Stephanitag des Jahres 1925, also 21-jährig, mit dem um vier Jahre älteren Industriellen-Sohn und Ingenieur Otto Carl Adolf Sweceny (1900–1969), genannt „O. C.", im Evangelischen Pfarramt in Wien I., Dorotheergasse 18,[233] eine Ehe schloss, die von Beginn an auf Liberalität und Toleranz aufgebaut sein sollte, ja von den Eheleuten mitunter als eine Art antibürgerliches Experiment[234] begriffen wurde (vgl. Kap. 6.6.4). Dem Vater O. C.s gehörten die Sirocco-Werke White, Child & Beney, ein 1888 gegründeter, auf industrielle Lufttechnik spezialisierter Industriebetrieb,[235] in dem – entgegen ursprünglicher Pläne – bald auch der Sohn als Direktor tätig war.[236] Otto C. Sweceny – den Lotte „Peter" oder „Peterl" nannte – wird von ihrem Neffen Markus Stein als integrer Charakter, als

(ebd., S. 108). Am Rande: Die Beziehung Lottes und Walters als Erwachsene sollte jedenfalls immer wieder von Konflikten, insbesondere um das gemeinsame Landhaus in Hochrotherd, geprägt sein (vgl. Kap. 6.6.3).

231 Zu Helene Winger-Stein vgl. S. 367ff.

232 „Ich fordere Dich auf, Dir Deine Eheschließung mit Otto nochmals zu überlegen. – Ich bilde mir gewiss nicht ein ihn zu kennen und sage Dir rundheraus, dass er ein sympathischer Mensch ist und gewiss auch sehr gute Eigenschaften besitzt. – Aber ob Ihr zusammenpasst, auf die Dauer zusammenpasst, das ist doch eine andere Frage. – [. . .] Ich übernehme auch für alles Weitere keine Verantwortung und wenn Du eines Tages etwa zu mir kämest, Du wollest wieder mit ihm auseinander, so wirst Du mich nicht an Deiner Seite finden" (Richard Stein: Brief an Maria Charlotte Stein [SteinFA]. Wien. 21. Nov. 1924).

233 NSDAP Gau Wien: „Kleiner" Abstammungsnachweis Sveceny [sic!] Maria Charlotte, Zahl 71701 (Besitz Barbara Netscher, Ronneburg). Wien. 3. Nov. 1939. Im selben Pfarramt waren seinerzeit Markus Stein und seine Familie zum evangelischen Glauben konvertiert (vgl. Kap. 6.2.3).

234 In seinem warnenden Brief an seine Tochter einen Monat vor deren Hochzeit mit Otto C. Sweceny hatte Richard Stein geschrieben: „Aber vor Allem [. . .] scheint Ihr selbst Euren Bund nicht von vornherein als Lebensbund aufzufassen und, ein bisschen mehr oder weniger eingestanden, Euch zu denken: ja nun, geht es nicht, so lassen wir uns eben scheiden" (Richard Stein: Brief an Maria Charlotte Stein [SteinFA]. Wien. 21. Nov. 1924).

235 Firmenwebsite SIROCCO Luft- und Umwelttechnik GmbH [Unternehmen/Geschichte]. URL: www.sirocco.at/sir/content.php?Page_ID=16, abgerufen am 6. März 2011.

236 „Der Peterl [O. C. Sweceny] ist brav. Er ist am richtigen Posten, arbeitsmäßig, im Werk. Eigentlich wollte er ja Organisator u. Wirtschaftsberater sein, das liegt ihm, wenn's dann

„ein ganz zauberhafter Mann, ein blendender Gesellschafter“ beschrieben, allerdings habe er einen fatalen Hang zum Alkohol gehabt und sei schließlich „daran zugrunde gegangen“.[237] In den ersten Jahren ihrer Ehe wohnte Lotte vermutlich bei ihrem Mann in XII., Wolfganggasse 30, wo die Familie Sweceny ihren Wohnsitz hatte,[238] 1927 übersiedelte man in die Nibelungengasse 1–3 (Wien I.), bis das junge, kinderlose Paar schließlich 1934 eine moderne Wohnung im neuen Hochhaus in der Herrengasse (2. Stiege, 8. Stock), in Sichtweite des Manz-Firmensitzes am Kohlmarkt, bezog.

Die Architekten Siegfried Theiß und Hans Jaksch hatten das „erste Hochaus Wiens“ 1931/32 errichtet. Der funktionale, subtil in die Stadtlandschaft des Ersten Bezirks eingepasste Bau übte auf Künstler und Intellektuelle eine große Anziehungskraft aus: Hier war komfortables Wohnen in erstklassiger Lage zu vergleichsweise günstigen Preisen zu haben. „Das Hochhaus war Wohn- und Arbeitsplatz von Cabaret-Autoren, Lyrikerinnen, Feuilletonisten und Übersetzerinnen [. . .]“,[239] Grafikern, Schauspielern[240] usf.; wer dort, im „ersten wirklich großstädtischen Wohnhauskomplex Wiens“, wohnte, gab damit ein „Statement“ ab.[241] Ebenfalls im Hochhaus wohnten zahlreiche Freunde des Paars, etwa der Architekt Max Fellerer[242] und seine Frau, die Bühnenbildnerin Erni Kniepert[243], Milan Dubrovic[244] und seine Frau Erika Kriechbaum;[245] außerdem Lottes Bruder Walter Stein und seine Partnerin und spätere Ehefrau Liane Hudelist (in getrennten Wohnungen). Dubrovic, Chro-

lauft [sic!], stundenfuchsen ist fad“ (Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an Hans [A. Vetter] [SteinFA]. o. O. [Wien]. o. D. [Herbst 1938]).

[237] Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Wien. 16. Juli 2009. Otto C. Sweceny starb am 19. Oktober 1969. Einen intensiven Umgang mit Nikotin und Alkohol pflegte auch Lotte Sweceny: „Die Lotte war eine sehr schöne Frau, aber eine Frau, die Kette geraucht hat, die alles mitgemacht hat, was die Männer mitgemacht haben, an Trinken [. . .]“ (ebd.). An Lernet schreibt Lotte einmal: „Ich glaube ich bin am Rande einer Nikotinvergiftung“ (undatiertes Konzept, SteinFA).

[238] Sowohl Otto C. Sweceny als auch sein Vater Otto Sweceny sen. (1869–1956) sind dort in dieser Zeit gemeldet, vgl. *Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger*.

[239] Meder/Eiblmayr: *Haus Hoch*, S. 100.

[240] Ein Nachbar Walter Steins im Hochhaus war etwa Curd Jürgens (Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [Tonbandprotokoll]. Wien. 16. Juli 2009).

[241] Meder/Eiblmayr: *Haus Hoch*, S. 91.

[242] Vgl. S. 229, Anm. zu *Max*.

[243] Vgl. ebd.

[244] Vgl. S. 259, Anm. zu *Die Milan-Sache*.

[245] Dubrovic war allerdings in der Gentzgasse 56 (Wien XVIII.) hauptgemeldet (*Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger*)

nist dieser Jahre, nennt die Gegend um den Michaelerplatz und die Herrengasse – vor allem auch in Hinblick auf das benachbarte „Café Herrenhof" – „Gehirn und Zentralnervensystem des pulsierenden Wiener Geisteslebens"[246].

Nach dem „Anschluss" 1938 mussten viele „Hochhäusler" ihre Wohnungen verlassen und emigrieren.[247] Auch für die Stein-Geschwister brachte die neue politische Lage gravierende Veränderungen mit sich. Sie gehörten einer Bevölkerungsschicht an, deren Mitglieder ihre jüdische Herkunft bisher höchstens zur Kenntnis genommen hatten, wenn sie – wie dies nun verstärkt der Fall war – von anderen darauf hingewiesen wurden. Religion und Bräuche der Vorfahren wurden in der Familie Stein längst nicht mehr praktiziert, als Protestanten helvetischen Bekenntnisses feierte man die Feste des christlichen Kalenders. Seit der Heirat von Lottes Vater Richard mit einer Reichsdeutschen war auch die Ehe mit einem nicht-jüdischen Partner zur Regel geworden (und damit die Assimilation vollendet, siehe dazu Kap. 6.2.3).

Die „Rassengesetze" der Nationalsozialisten machten Lotte, Robert, Walter und Edith Stein nun zu „Mischlingen 1. Grades".[248] Diese waren zwar in der Regel nicht von den „Arisierungen" betroffen; dennoch musste Robert Stein seine berufliche Tätigkeit niederlegen (vgl. S. 380) und hielt es für sicherer, die Firmenanteile auf „arische" Mitarbeiter zu übertragen, um einer kommissarischen Verwaltung oder gar einer „Arisierung" des Verlags vorzubeugen. Auch Lotte Sweceny, bis dato Gesellschafterin, ging auf diese Weise im August 1939 ihrer Firmenanteile verlustig. Da sie in einer Ehe mit einem „Arier" lebte, hatte sie – zumin-

[246] Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 34.

[247] Vgl. Meder/Eiblmayr: *Haus Hoch*, S. 122ff.

[248] Wer als solcher anzusehen war, regelte ex negativo § 5 der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz, RGBl Teil I 1935 vom 14. Nov. 1935, S. 1333–1334. Hatte man zwei „volljüdische" Großeltern, gehörte jedoch nicht der „jüdischen Religionsgemeinschaft" an und war nicht mit einem Juden verheiratet, galt man als „Mischling 1. Grades" bzw. – so der inoffizielle Begriff – als „Halbjude" (§ 5 Abs. 2 leg. cit.). „Mischlinge 1. Grades" mussten keinen Judenstern tragen. „Die Mischlinge waren die ständigen Problemkinder der deutschen Bürokratie. [. . .] Sie waren weder schwarz noch weiß, weder Juden noch Deutsche. Die Diskriminierung der Mischlinge war vergleichsweise gering" (Hilberg: *Die Vernichtung der europäischen Juden*, S. 436). Allerdings waren sie empfindlichen Beschränkungen unterworfen: Sie konnten nicht Chefredakteur oder Verleger sein (das betraf Robert Stein), keine landwirtschaftlichen Güter erben, keiner Parteiorganisation angehören, keinen (Unter-)Offiziersrang in der Wehrmacht bekleiden, nicht Vormund eines „deutschen" Kindes sein usf. (vgl. ebd., S. 436f.). Auch der Zugang zu höheren Schulen und Hochschulen war ihnen seit Herbst 1942 verwehrt (ebd., S. 444 FN 94).

dest vorerst – keine Übergriffe zu befürchten, die über diejenigen auf ihr Eigentum hinausgingen.[249] Mit fortschreitendem Krieg und im Zuge des Näherrückens der „Endlösung“ lebten jedoch „Mischlinge in der ständigen Gefahr, etwas Unpassendes zu tun oder zu sagen. Ein Mischling 1. Grades mußte stets darauf achten, daß nicht eine übereifrige Parteistelle von ihm melden konnte, er benehme sich wie ein ‚Volljude‘. Ein solcher Vorwurf konnte ihn das Leben kosten.“[250] – Vielleicht ist Lotte Swecenys fehlende „offizielle“ Berufstätigkeit auch vor diesem Hintergrund zu sehen.[251] Als „Private“ – die freilich in den Jahren ihrer Beziehung zu Alexander Lernet-Holenia de facto den Status einer Privatsekretärin hatte – stand sie weniger im Zentrum der behördlichen Aufmerksamkeit.[252]

Aufschlussreich für Lotte Swecenys Selbstverständnis in diesen Jahren ist ein Briefkonzept an unbekannt, das wohl auf die Zeit um den „Anschluss“ herum datiert werden kann:

> Ich möchte die Beziehung die zwischen uns besteht lösen. Anlaß dazu ist im Moment die pol[itische]. Lage, die Schwierigkeiten in Dir, und die sind mir wichtig, bringen können, denen Du nicht gewachsen bist. Ich möchte Dir um Dir kein falsches Bild zu hinterlassen aber noch einmal meinen Standpunkt dessen ich mich nicht zu schämen brauche klar zu [sic!] machen. Ich verfalle nicht in den Fehler im N[ational]. S[ozialimus]. nur den Antisemit[ismus]. zu sehen. Er ist viel wesentlicher ein Glaube an ein Ideal das ich nicht teile, und von dem ich für die Menschheit nichts gutes erwarte. [. . .] Ein ehrlicher Glaube ist aber schon an sich erfreulich wenn ich auch als Konsequenz dieses nur Gewalt und Unglück sehen kann. [. . .] Ich erkläre feierlich ich bin keine Jüdin u. fühle mich auch nicht so.

[249] Gleichwohl forderten Parteikreise seit Ende 1941, „Mischlinge 1. Grades“ mit Juden gleichzusetzen und also der „Endlösung“ zuzuführen bzw. sie zwangszusterilisieren (vgl. Hilberg: *Die Vernichtung der europäischen Juden*, S. 437ff.). „[. . .] als Träger ‚jüdischen Blutes‘ und jüdischer Merkmale inmitten der deutschen Volksgemeinschaft waren sie der lebendige Beweis einer unvollendeten Aufgabe. Mit dieser Art der Durchdringung des deutschen Volkskörpers wurde die deutsche Bürokratie nicht fertig; die Mischlinge überlebten“ (ebd., S. 445).

[250] Ebd., S. 445.

[251] Auf ihrem „Kleinen Abstammungsnachweis“ gibt sie 1939 als Beruf „Haushalt“ an (NSDAP Gau Wien: „Kleiner“ Abstammungsnachweis Sveceny [sic!] Maria Charlotte, Zahl 71701 [Besitz Barbara Netscher, Ronneburg]. Wien. 3. Nov. 1939).

[252] Seit 1934 scheint Lotte Sweceny in *Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger* namentlich überhaupt nicht auf; in den Jahren davor war sie bei ihrem Mann Otto C. Sweceny mitgemeldet gewesen. Im Nachfolge-Werk, dem *Adressbuch von Wien*, ist sie nach dem Zweiten Weltkrieg wieder unter der Adresse Herrengasse 6–8 verzeichnet.

> Ich persönlich erwarte auch in der Zukunft keine Schwierigkeiten in dieser Richtung, wenigstens nicht mehr als für meine Freunde rein arischer Abstammung auch entstehen können. [...] Es gibt Gott sei Dank immer u. überall Überdurchschnittsmenschen, die wie schon der Name sagt aus der Masse herausfallen. Ich bin also deswegen, weil ich etwas gescheiter bin als Frauen im Allgemeinen darum nicht jüdischer wie die anderen wie Du es manchmal glaubst. Und Du bist nicht arischer weil Deine Begabungen einseitiger sind, weil Du weniger Interesse für prinzipielle Zusammenhänge hast begründet wahrscheinlich in Deinem geringen Einfühlungsvermögen. Nein sei deshalb nicht gekränkt weil Du keinen Erfolg hast, da Du Dich in dieser Richtung ja nie bemüht hast. Leider. [...] Wir gehen doch als Freunde auseinander. Übrigens noch. Glaub nicht daß Du in mir eine wilde Feindin des pol[itischen]. Umschwunges siehst, dessen Anzeichen wir eben spüren. Ich war immer hauptsächlich auf mein Privatleben konzentriert und hoffe, daß mir das auch weiterhin von außen nicht zu sehr beeinflußt wird. Sonst will ich über jeden Menschen der jetzt glücklicher ist, mich freuen. Wärest Du nicht glücklicher wenn Du Dich nun einseitig der andern Seite verschriebest.[253]

Hier spricht jemand, der sich seines intellektuellen Wertes und seiner gesellschaftlichen Position sicher ist; aber auch jemand, der seinen Wirkungskreis im Privaten verortet. Dieses Privatleben spielte sich – auf für damals durchaus typische Art und Weise – vor allem auch auf Reisen und Kuren ab: Man verbrachte die Sommerwochen im Salzkammergut, etwa am Attersee, kurte im Winter in Bad Gastein und im Frühjahr in Franzensbad.[254] O. C. Sweceny, der als Fabriksdirektor stark beansprucht war, leistete seiner Frau oft nur tageweise oder gar nicht Gesellschaft. Nicht selten reiste Lotte Sweceny in Begleitung von Familienmitgliedern und Freunden, immer wieder war sie auch alleine unterwegs.

Die Freiheit, die sie in finanzieller, intellektueller und auch erotischer Hinsicht genoss, brachte ihr mitunter die „Verachtung des sogenannten Arbeitenden gegen jemanden der nicht im Büro sitzt“[255] ein. Gleichwohl

[253] Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an unbekannt (SteinFA). o. O. [Wien]. o. D. [Ende 1930er-Jahre] (Ergänzungen C. D).

[254] An diesen Orten hielt sich Lotte Sweceny während des Briefwechsels mit Alexander Lernet-Holenia auf; außerdem in Bulgarien sowie (mit ihm) in der Karibik und in Nordamerika.

[255] Lotte Sweceny: Undatiertes Briefkonzept an Alexander Lernet-Holenia (SteinFA). In einem anderen undatierten Konzept an Lernet heißt es: „Es ist ja kein Zufall, daß ich

verbrachte Lotte Sweceny ihre Tage nicht in Müßiggang: Auf Rechnungen im SteinFA sowie im *Adressbuch von Wien*[256] findet sich die Berufsbezeichnung „Dolmetsch". Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete sie im Sommer gelegentlich als Fremdenführerin für englischsprachige Gäste und nahm Unterricht im Modezeichnen.[257]

Die Abgehobenheit[258] Lotte Swecenys, ihr einem regulären Broterwerb Enthoben-Sein begünstigte ihr Interesse für Fragen der Philosophie, der Literatur, aber auch der Astrologie und der Mystik.[259] Im Werk – und wohl auch in der Person – Alexander Lernet-Holenias fand sie viele ihrer eigenen Interessen und Neigungen wieder: „Wollen Sie mich nicht ein wenig teilhaben lassen an Ihrer Arbeit? – Ich traue mir genug Einfühlungsvermögen zu, mich nicht gerade dort mit Meinung bemerkbar zu machen, wo es nicht sein soll und erwarte wirklichen Genuß vom Miterleben dürfen."[260] Zur Teilhabe an Lernets Werk kam es dann auch, wenn auch vielleicht auf andere Weise, als Lotte Sweceny es sich vorgestellt hatte: Lernet-Holenia nahm für die Liebesgeschichte zwischen Cuba Pistohlkors und Graf Wallmoden im *Mars im Widder* die Situation,

so bin wie ich bin. [...] der Zwang von außen zu irgendwelchen Taten [war] weit schwächer als bei anderen. [...] Wenn ich mir so meine Umgebung anschau, wie die sich überpurzeln und vorbei gejagt werden am Wichtigen finde ich ihre leicht neidige Verachtung zwar nicht berechtigt, aber begreiflich."

256 Stichprobe aus dem Jahr 1949.

257 „I will, possibly, be able in summer to get the same job I had last year, kind of gentleman guide for English people. I liked it very much. [...] I'm a very lucky person, still not working in any office and so able to do and plan what I like to do. [...] I know, you do think now, oh those lazy Austrians! I am, but most of my friends do work very hard; but we are poor beggars and you are not" (vgl. Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an Betsy und Reid Denis [SteinFA]. Wien. o. D. [nach 1945]).

258 „Die Lotte könnte man bezeichnen als eine – wie soll ich sagen: die war sehr abgehoben. Die hat ja nichts gearbeitet. [...] Sie war eine Frau in einer sehr kritischen historischen Emanzipationsphase" (Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [Tonbandprotokoll]. Wien. 16. Juli 2009). An Milan Dubrovic schreibt Lotte Sweceny einmal aus St. Wolfgang, wo sie für Lernet Schreibarbeiten verrichtet: „Am Schluß werde sogar ich noch ein reichsdeutsches Arbeitstier – weitgebracht – es ist eben das Mittel, an persönlich unangenehme Dinge nicht denken zu müssen. Oder, ein Glücklicher hat leicht nix arbeiten" (Maria Charlotte Sweceny: Brief an Milan Dubrovic [WienB, Handschriftensammlung, Nachlass Milan Dubrovic, ZPH 944, Archivbox 3]. St. Wolfgang. 25. Mai 1944).

259 Im Familienarchiv finden sich zahlreiche für und von Lotte Sweceny erstellte Horoskope; Neffe Markus berichtet u. a. von spiritistischen Séancen (Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [Tonbandprotokoll]. Wien. 16. Juli 2009).

260 Maria Charlotte Sweceny, Briefkonzept an Lernet-Holenia vom 5. (?) Juli 1938 (SteinFA).

in der Lotte und er sich bei Kriegsausbruch befanden, zum Vorbild.[261] Im Sommer 1942 schließlich war Lotte Sweceny ihm beim Erstellen des Manuskripts der *Trophae* behilflich, indem sie die ihr aus Berlin und St. Wolfgang übermittelten Gedichte ordnete und in Form brachte.[262] Nicht nur dies wird der Grund gewesen sein, warum Lernet ihr die *Trophae*, das ihm liebste seiner Werke, widmete.[263]

6.6.3 Hochrotherd: Refugium im Wienerwald

Nach dem „Anschluss" 1938 kauften Lotte und O. C. Sweceny sowie Lottes Bruder Walter Stein von Anna Freud[264], die nach England emigrieren musste, ein vom Architekten Felix Augenfeld umgebautes „uraltes behäbiges Bauernhaus"[265] in Hochrotherd im Wienerwald (heute zu Breitenfurt bei Wien).[266] Der Architekt Hans A. Vetter, ein enger Freund des Ehepaars Sweceny, vermittelte den Kauf; O. C. Sweceny war der „arische" Strohmann bei der Transaktion.[267] Das Haus verfügte über einen großen Grund mit Baumbestand; verwaltet wurde es von einem dauerhaft dort wohnenden Ehepaar namens Fadenberger.[268] Man nutzte das Anwesen vor allem im Sommer zum Sonnenbaden, Lesen und Beisammensein.[269] Meist fanden sich dort eben jene Freunde ein, die gemeinsam mit den Steins das Hochhaus in der Herrengasse bewohnten und im nahegelegenen Café Herrenhof verkehrten.[270] Zu Bekanntheit

[261] Siehe hierzu ausführlich Kap. 2.2.4.
[262] Vgl. die Briefe Nr. 141, Nr. 142 und Nr. 152.
[263] Vgl. S. 71.
[264] Tochter Sigmund Freuds, Psychoanalytikerin (1895–1982). Anna Freud kehrte in der 1950er- und 1960er-Jahren noch mehrmals als Gast in ihr geliebtes Landhaus zurück (Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [Tonbandprotokoll]. Wien. 16. Juli 2009).
[265] Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 262.
[266] Vgl. Abb. 16.
[267] Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Wien. 14. Aug. 2009.
[268] Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Wien. 16. Juli 2009.
[269] Vgl. die Abb. 14 und 15.
[270] „Erika's [Kriechbaum] Freund [M. Dubrovic], unser Epikuräer hat an den Schläfen eine Menge Grau; mit ihm, ihr, Blümerl [A. Inngraf], Mimi, manchmal Max [Fellerer] u. Walter [Stein], ab und zu ein Outsider, der vielleicht herpassen könnte, ist unser Umgang ziemlich erschöpft" (Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an Hans [A. Vetter] [SteinFA]. o. O. [Wien]. o. D. [Herbst 1938], Anmerkungen C. D.).

gelangten sie durch die Würdigung in Milan Dubrovic' Buch *Veruntreute Geschichte*:

> Das Haus wurde während der nationalsozialistischen Ära zum Refugium eines oppositionell gesinnten Freundeskreises, der sich um die künstlerisch und literarisch interessierte Hausfrau scharte. [...] Zu den engsten Freunden des Hauses in Hochrotherd zählte als stärkste Persönlichkeit der Dichter Alexander Lernet-Holenia, ferner der schon in den ersten Tagen des nationalsozialistischen Regimes abgesetzte Direktor der Staatlichen Kunstgewerbeschule Max Fellerer mit seiner Frau, der Bühnenbildnerin Erni Kniepert, sein Bruder, der Rechtsanwalt Dr. Josef Fellerer, ehemals Syndikus der Creditanstalt, der schriftstellernde Arzt Dr. Alexander Hartwich mit seiner Frau Trude, die eine entfernte Verwandte des deutschen Staatspräsidenten Hindenburg war, dann die der Frankfurter Gelehrten- und Industriellenfamilie Euler entstammende Jaspers-Schülerin Bobby Löcker, verheiratet mit einem Direktor der Wiener Creditanstalt, der Kulturkritiker Zeno von Liebl und Dr. Egon Seefehlner, später Chefredakteur der ersten nach dem Krieg erschienenen österreichischen Zeitschrift „Der Turm" [...].[271]

Laut Markus Stein, dem Neffen Lotte Swecenys, handelte es sich dabei weniger um einen Widerstands-Zirkel – als den etwa Roček ihn schildert[272] – als um einen „Schmelztiegel von sehr unterschiedlichen Persönlichkeiten"[273], die freilich weltanschaulich durch ihre Abneigung gegen die neuen Machthaber geeint wurden. Der Architekt Max Fellerer, der in den Briefen Lernets an Lotte Sweceny mehrmals erwähnt wird, wurde von den Nationalsozialisten aus seiner Position des Direktors der Kunstgewerbeschule gedrängt (siehe oben), Hans A. Vetter, ebenfalls Architekt, floh 1938 mit seiner jüdischen Frau Jadwiga Orsul nach London.[274] Der Kriminalbeamte Alexander Inngraf („Blümerl") wiederum setzte Existenz und Leben aufs Spiel, indem er jüdische Mitbürger

[271] Dubrovic: *Veruntreute Geschichte*, S. 262ff.

[272] „Es war eine dieser in Österreich gar nicht so seltenen Urzellen des Widerstands gegen Hitler, aus denen sich nach 1945 die Kräfte für den materiellen wie kulturellen Wiederaufbau rekrutieren werden" (Roman Roček: *Glanz und Elend des P.E.N. Biographie eines literarischen Clubs*. Wien–Köln–Weimar: Böhlau 2000, S. 241).

[273] Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Wien. 16. Juli 2009.

[274] Vgl. S. 257, Anm. zu *mit Hans*. Vetter taucht zwar in Dubrovic' Aufzählung nicht auf, gehörte aber zweifellos bis zu seiner Emigration zu jener Gruppe. In einem undatierten Brief an Dubrovic aus Pittsburgh, wo er sich seit 1948 aufhielt, umreißt Vetter in seinen Grüßen genau jenen Personenkreis: „Hochgeehrtes Arschloch, [...] grüße alle sehr sehr

dem Zugriff der Nazis entzog.[275] Diesen recht bunten Freundeskreis hat Alexander Lernet-Holenia, der ihm eher als Trabant denn als Integrationsfigur angehörte, zum Vorbild für die mysteriöse Gruppe konservativer Regimegegner genommen, den er in *Mars im Widder* auftreten lässt.[276]

Das Haus in Hochrotherd war vor allem während des Kriegs wegen seines Obst- und Gemüsegartens für die Lebensmittelversorgung von großer Bedeutung. In den letzten Kriegsmonaten, als die Rote Armee von Osten her auf Wien zukam, wurden die Cousins Franz und Markus Stein zeitweise in einem Keller auf dem Anwesen versteckt gehalten.[277] Nach dem Ende des „Tausendjährigen Reichs“ scheint Otto C. Sweceny seiner Frau seine Anteile überschrieben zu haben; jedenfalls verkaufte Lotte Sweceny 1954 ihren fünfzigprozentigen Anteil an ihren Bruder Walter Stein[278] und beendete damit die Unstimmigkeiten, zu denen es zwischen den Geschwistern in Bezug auf die Nutzung des Anwesens immer wieder gekommen war.[279] Walter Stein, seither Alleinbesitzer, verstarb am 19. Januar 1979 in dem Haus, das in jenen wechselhaften Jahren für Familie und Freunde zu einem Refugium geworden war. Sein Sohn Markus bewohnte es noch einige Jahre mit seiner Familie und verkaufte es schließlich.

sehr E + M + L + OC + M + Bl“ (Hans A. Vetter: Brief an Milan Dubrovic [WienB, Handschriftensammlung, Nachlass Milan Dubrovic, ZPH 944, Archivbox 3]. Pittsburgh. o. D. [nach 1948]). Gemeint sind damit Erika Kriechbaum, Max Fellerer, Lotte Sweceny, Otto C. Sweceny, Mimi oder evtl. Milan Dubrovic selbst und „Blümerl“ alias Alexander Inngraf.

[275] Vgl. S. 224, Anm. zu *Blümerl*.

[276] Vgl. S. 47f.

[277] Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Wien. 16. Juli 2009.

[278] Beschluss des Bezirksgerichts Liesing, Abt. 1 (SteinFA). 12. Juni 1954. Der Preis dürfte bei 66.000,– Schillingen gelegen haben; zumindest verständigten sich die Geschwister im Oktober 1953 schriftlich auf diesen Preis (Walter Stein: Brief an Maria Charlotte Sweceny [SteinFA]. Wien. 8. Okt. 1953).

[279] Von „endlosen Korrespondenzen“ zwischen Lotte und Walter berichtet Markus Stein (Markus F. Stein: Persönliche Mitteilung an den Verfasser [Tonbandprotokoll]. Wien. 16. Juli 2009). Ein Brief aus dieser Korrespondenz lautete etwa: „Der Ordnung halber [. . .] möchte ich in diesem Schreiben festhalten, dass Du [. . .] erklärt hast, Du wünschest in der Angelegenheit Freud-Hochrotherd künftig mit mir nicht zusammen zu arbeiten“ (Walter Stein: Kurzbrief an Maria Charlotte Sweceny [SteinFA]. Wien. 2. Juli 1948).

6.6.4 Ende eines Experiments

Wie eingangs erwähnt, war die Ehe zwischen Lotte und Otto C. Sweceny von großer Liberalität und dem Anspruch auf Unabhängigkeit geprägt. Das bestätigen sowohl Nichte und Neffe Lottes, Barbara Netscher und Markus Stein, als auch Briefe im Familienarchiv. An Lernet schreibt Lotte einmal (da ist die Trennung von O. C. schon vollzogen):

> Peter und ich haben von allem Anfang an bewußt keinen Wert auf die sogenannte Treue, im körperlichen Sinn, gelegt, also die Untreue mit keiner Schuld belastet, was leider nicht hindert, daß der andere darunter leiden kann, aber das sind schlechte Gewohnheiten die zu unterdrücken sind.[280]

Im Sommer 1938 – im selben Zeitraum nehmen Alexander Lernet-Holenia und Lotte Sweceny ihren Briefwechsel auf – kam es dann zwischen den Ehepartnern immer häufiger zu Auseinandersetzungen.[281] Von einem Sommerfrische-Aufenthalt am Attersee schreibt Lotte am 15. August an ihren Mann, der berufsbedingt in Wien zurückgeblieben ist:

> Wenn Du sagst, neulich bei dem nächtlichen Streit: „Du sollst aber nicht gegen mich ankämpfen“, oder mit anderen Worten: „vertrau’ mir ich will auch Dein Bestes Dir ja nie schaden, auch wenn ich einmal etwas scharf bin, Du sollst Dich nicht wehren, ob ich recht oder unrecht habe – wirklich tu ich Dir ja nichts, im Gegenteil.“ Eine Einstellung von Dir, die der wirkliche Sinn dessen ist, daß Du leicht erklärst, ich nörgle fort an Dir herum (selbst wenn es gar nicht wahr ist), nur weil ich auch nicht das Gegenteil tue, Dich unbedingt anerkennen. Unser Vater, der ist gut, gut ist alles was er tut. Richtig verstanden, hat auch er nicht gemeint, daß er immer recht hat, aber, daß er sich nicht zu verteidigen brauchte. Lieber, es ist mir so klar, daß mein Leben viel, viel einfacher für mich wäre, könnte ich vertrauend die Verantwortung für mich Dir überlassen. Ich kann es nicht und werde es, so lange ich nicht kaputt bin, nie

[280] Lotte Sweceny: Undatiertes Briefkonzept an Alexander Lernet-Holenia (SteinFA).

[281] Kurz nach dessen Emigration im August 1938 schreibt Lotte Sweceny an ihren engen Freund Hans A. Vetter: „Ich habe, wie es so ganz tragisch ausgeschaut hat, mir vorgesagt: wenn’s gut ausgeht mach ich eine große Seereise – im Dezember geht ein deutsches Schiff in 6 Wochen langer Reise nach Indien. [. . .] Ich schlafe jetzt immer im Wohnzimmer am Diwan“ (Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an Hans [A. Vetter] [SteinFA]. o. O. [Wien]. o. D. [Herbst 1938]). Die Seereise unternahm sie dann tatsächlich, allerdings nicht nach Indien, sondern in die Karibik und die USA – und in Begleitung von Alexander Lernet-Holenia (vgl. S. 32ff.).

> können, das hat aber gewiß nichts mit Deinem Wert zu tun, der wäre vorhanden, aber ich, ob ich will oder nicht, gäbe jede Basis für irgend welche Selbstachtung auf, das, worauf ich, nicht ob der Leistung, sondern des Prinzipes wegen, ich stehe für mich ein, stolz bin und ich brauche, auch wenn es nicht ganz leicht erkämpft ist, meine Selbstachtung heute dringender denn je. Und Dir, geschieht Dir ein Unrecht damit? – Du hast immer eher einen Kerl zur Frau haben wollen als ein braves Walperl.[282]

Aufschlussreich ist der Bezug Lotte Swecenys auf ihren Vater Richard Stein, dessen Anspruch auf Unterordnung sie hier als mit ihrer Selbstachtung unvereinbar anführt.[283] Bei Otto C. Sweceny, den sie als „nobler u. selbstloser als die meisten anderen Menschen"[284] schildert, konnte sie mit Toleranz und Respekt rechnen.

Ob die Beziehung zu Lernet-Holenia Folge oder Auslöser der Ehekrise war, war nicht festzustellen (und tut letztlich nichts zur Sache). Mehrere Konzepte, die sich durch den Zusammenhang auf den Oktober 1939 – die Zeit, zu der Lernet vom „Polenfeldzug" zurückkehrt – datieren lassen, dokumentieren jedenfalls für diesen Zeitraum eine erneute schwere Krise zwischen den Eheleuten Sweceny; man lebt getrennt, Freunde legen die Scheidung nahe.

In Dubrovic' Hommage an den Kreis von Hochrotherd ist von all dem freilich nichts zu lesen. Das Verhältnis Lotte Swecenys mit Alexander Lernet-Holenia blieb jedoch auch auf den Freundeskreis nicht ohne Auswirkung, ja, es spaltete ihn erwartungsgemäß in zwei Lager: eines, das für Lotte Partei ergriff, und ein anderes, das es mit ihrem Ehemann hielt.

> Es ist auch ganz ohne Zweifel, daß Peter durch seinen aufregenden Beruf derjenige von uns beiden ist, der den größeren Anspruch auf Nachsicht hat, und speziell Anspruch auf Rücksichtnahme von meiner Seite. Es ist Euch ja nicht möglich zu beurteilen ob ich die auch übe – Ihr meint jedenfalls nach dem was Ihr zu beobachten Gelegenheit hattet, nicht genügend. [. . .] fragt sich nur ob ich nicht auch gerade von meinen Freunden Nachsicht erwarten kann, denn

[282] Maria Charlotte Sweceny: Brief an Otto C. Sweceny (SteinFA). o. O. [Attersee]. 15. Aug. 1938. Walperl (österr. ugs.) = schutzbedürftiges, naives Geschöpf.

[283] In einem Briefkonzept schreibt sie auch davon, dass ihre Mutter Frieda Stein unter der mangelnden Empathiefähigkeit ihres Mannes sehr gelitten habe (Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an Walter Stein [SteinFA]. Wien. o. D. [nach Ende Juni 1945]).

[284] Lotte Sweceny: Undatiertes Briefkonzept an Alexander Lernet-Holenia (SteinFA).

> ich stecke ja auch nicht in einer allzu guten Haut. [. . .] dann möchte ich Dich doch einmal fragen, was gerade Dir die Überlegenheit gibt, Dich für den Wahrer des objektiven Rechtes zu halten. Bei Milan u. Erika ist das etwas anderes. Ich habe oft dankbar empfunden ihre liebevolle Hilfsbereitschaft in schwierigen Situationen u. ich hoffe, daß sie auch wissen, daß ich immer für sie da bin u. ich habe mich bemüht u. auch Peter denkt wohl so, Dir dieses gleiche Gefühl zu geben [. . .] – es hat uns bisher auch nicht beeinflußt, daß von Gegenseitigkeit bei Dir keine Rede sein kann.[285]

An Lernet schreibt Lotte Sweceny über die Entfremdung von ihren Freunden:

> Heidi[286] ist in ihren Augen, sehr zu Unrecht, nur eine Art Lückenbüßerin, also: der arme Peter. Daß es noch andere Gründe gibt, nicht fröhlich zu sein vergessen sie vollkommen u. die Lotte treibt's doch zu arg, u. man mag mich, weil sie ja auch meinen mich läßt das völlig kalt, irgendwie nicht mehr, die Verachtung des sogenannten Arbeitenden, gegen jemanden der nicht im Büro sitzt kommt noch dazu u. auch wahrscheinlich, daß ich ihnen, so wie sie mir, da uns so verschiedene Dinge beschäftigen, fremd geworden bin. [. . .] Deine Gegenwart immunisiert mich weitgehend gegen das alles, auch weil Dein Nimbus ein wenig auf mich abfärbt, aber Du bist um weitere 2 Monate mindestens nicht da, was ja keine große Sache ist, es ist aber doch bitter. [. . .] Der einzige der vielleicht Verständnis hat ist der Milan u. der sagt, aber es geht wahrscheinlich doch nicht und auch Du, wenn auch aus anderen Gründen, deutest es an.[287]

Über einen gewissen Zeitraum schien es Lotte und O. C. Sweceny möglich gewesen zu sein, trotz aller Widrigkeiten die offene Ehe zu führen, zu der sie sich selbst verpflichtet hatten. Bis in die 1940er-Jahre unterhielten sogar Lernet-Holenia und Otto C. Sweceny ein freundschaftliches Verhältnis.[288] Im Laufe der 1940er-Jahre jedoch ließ sich die labile Konstruktion dann offenbar nicht mehr aufrechterhalten. In einem undatierten Konzept an Alexander Lernet-Holenia gesteht sich Lotte Sweceny das Scheitern des Versuchs ein:

[285] Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an Max [Fellerer] (SteinFA). o. O. [Wien]. o. D.

[286] Otto C. Sweceny war spätestens seit 1942 mit der Berlinerin Heidi Ebenstein liiert.

[287] Lotte Sweceny: Undatiertes Briefkonzept an Alexander Lernet-Holenia (SteinFA).

[288] Die ersten Briefe, die Lernet aus Polen an Lotte Sweceny schreibt, sind mitunter zugleich an Otto C. Sweceny gerichtet. Immer wieder lässt Lernet in seinen Briefen an Lotte auch O. C. grüßen; im Mai 1941 etwa tauschen sich die beiden Männer über die Besorgung alkoholischer Getränke aus (siehe S. 281, Anm. zu *eine lebhafte Schnapskorrespondenz*).

> Ich will nicht glauben, daß darum weil ich nicht mit Peter im Bett liege, um kein derberes Wort zu gebrauchen, alles andere was uns verbunden hat u. verbindet unmöglich wird, zerfällt wie die kalte Asche im Ofen. Du weißt es, daß ich viel für die ‚amour' übrig hab' aber gerade diesen ausschließenden Einfluß räum' ich hier nicht ein. Und wenn ich etwas mit meinem Leben zu beweisen versucht habe, ist es das. [. . .] Und verzeih den Hochmut, wenn ich es nicht – in einer anständigen Weise – zu leben im Stande bin, können es andere annähernd normale Menschen auch nicht.

Und, in einem weiteren, ebenfalls undatierten Konzept an Lernet:

> Die Leute mögen nicht, daß eine Frau so lebt wie ich es tue. [. . .] Wir [Lotte und Otto C. Sweceny] haben beide den Kampf gegen das Herkömmliche (nicht gegeneinander sondern miteinander) halb verloren, wie zu Joseph.[inischen] Zeiten unsere Ehe im bürgerlichen Sinn aufgehört hat eine zu sein. Ich hab' ihm damals angeboten von ihm wegzugehen, er wollte es nicht, auch aus diesem Grund nicht.[289]

Die Scheidung erfolgte wohl erst, als Otto C. Sweceny Heidi Ebenstein heiraten wollte. Im Nachlass Lotte Swecenys findet sich ein Brief O. C. Swecenys an seine Frau vom 20. November 1945, in dem er die juristische Schuld für die Scheidung auf sich nimmt und sie seiner anhaltenden Verbundenheit versichert:

> Im Zusammenhang mit unserer bevorstehenden Scheidung, halte ich das mündlich Besprochene mit Erläuterungen hiermit fest: Alles untenstehend Gesagte versteht sich unter der Voraussetzung, dass unsere Scheidung einverständlich und ohne Streit von Deiner Seite beschleunigt erfolgt. In diesem Falle haben wir vereinbart, dass ich mich von Dir wegen Ehestörung klagen, dagegen keinen Einwand erheben und mich als schuldigen Teil verurteilen lassen werde. Im Sinne des Vorgesagten will ich hiemit das oftmals mündlich aufgestellte Prinzip wiederholen, dass es mein stärkster Wunsch ist, die weiteren Jahre meines Lebens in einem Verhältnis wahrer Freundschaft und Herzlichkeit zwischen Dir und mir und auch zwischen Dir und meiner zukünftigen Frau Heidi zu verbringen.[290]

[289] Anmerkungen C. D.

[290] Otto C. Sweceny: Brief an Maria Charlotte Sweceny (SteinFA). o. O. 20. Nov. 1945. „My divorce is going to court now. I'm glad to tell you that the arrangements with Peter [O. C. Sweceny] were carried through very smoothly, without a coarse word" (Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an „Geeby" [SteinFA]. o. O. [Wien]. o. D. [1945]).

Als O. C. Sweceny diese Zeilen schreibt, ist auch die Beziehung zwischen Lotte Sweceny und Alexander Lernet-Holenia schon seit Längerem zu Ende.[291] „Du, Neni, scheinst mir der, mit dem es möglich scheint eine Zeit halbwegs richtig zu leben u. sei es auch nur in Gedanken“, hatte Lotte einmal ihrem „Neni“ geschrieben,[292] wohl schon in dem Wissen, dass sie die meiste Zeit auf ihre Gedanken angewiesen sein würde. Die Abkommandierung Lernets in die Heeresfilmstelle nach Berlin im September 1941 hatte die Beziehung einer wichtigen Grundlage beraubt; Ende 1942 war dann vermutlich die Trennung des Paars erfolgt.[293]

Lotte Sweceny verkehrt jedoch noch freundschaftlich mit Lernet und verrichtet auch weiterhin Schreibarbeiten für ihn.[294] Im Mai 1944, als sie bereits von ihm getrennt und er bereits mit seiner späteren Frau Eva Vollbach liiert war, schreibt Lotte an Milan Dubrovic:

> [. . .] unter den Bekannten herrscht die Meinung, daß ich Eva ‚den Gatten raube‘, was so zum Lachen ist, daß man fast weinen möchte, denn man ist doch immer viel zu empfindlich und es wird ja auch nichts gesagt, aber man begegnet einer schwer zu fassenden Kälte [. . .]. Alexander hat, wenn man’s sehen will, sich ohnehin gegen mich nett genug benommen und mit der Zeit müssen’s die andern ja kapieren, daß ich nicht aufdringlich bin und nur das mit und von ihm habe was er selber will. Dann werden „die Leute“ wieder scheißfreundlich sein und es ist nicht mehr wert, als wenn sie unfreundlich sind.[295]

Es ist schwer zu beurteilen, ob das ehemalige Liebespaar tatsächlich einen für beide befriedigenden Modus vivendi gefunden hat. Noch im Juli 1945 – es ist dies der letzte im Archiv der Familie Stein überlieferte Brief zwischen den beiden – schreibt Lotte Sweceny besorgt, aber guter Dinge aus dem zerbombten Wien: „Ich hoffe sehr, daß endlich doch gute

[291] Vgl. Kap. 2.2.6.

[292] Lotte Sweceny: Undatiertes Briefkonzept an Alexander Lernet-Holenia (SteinFA).

[293] Vgl. Kap. 2.2.6.

[294] „Ich habe tatsächlich viel für Alexander zu schreiben sonst hätte ich es an Euch schon getan, weil ich immer gerne auch von Euch hören möchte“ (Maria Charlotte Sweceny: Brief an Walter Stein [Besitz Barbara Netscher, Ronneburg]. Wien. 17. Mai 1944). Noch 1946 widmet Lernet ihr einige seiner Bücher mit „Dem Hasen“ und „Dem Hasentier“ (Bücher im Besitz von Anton C. Hilscher, Sulz).

[295] Maria Charlotte Sweceny: Brief an Milan Dubrovic (WienB, Handschriftensammlung, Nachlass Milan Dubrovic, ZPH 944, Archivbox 3). St. Wolfgang. 25. Mai 1944.

Nachricht von Dir kommen wird! Ich wünsche Dir alles, alles Gute und schicke Dir in alter Herzlichkeit alles Liebe Dein Hase.“[296]

Einige Wochen später, am 17. November 1945, heiratet Alexander Lernet-Holenia die Deutsche Eva Vollbach, die er spätestens seit 1940 kennt.[297] Kurz darauf erfolgt die Scheidung Lotte Swecenys von ihrem Mann. Lotte Stein, geschiedene Sweceny, wird bis zu ihrem frühen Tod nicht mehr heiraten. Mit ihrem geschiedenen Ehemann und dessen zweiter Frau stellt sich bald das gewünschte freundschaftliche Verhältnis ein.[298] Sie unternimmt Studienreisen nach Paris und Venedig, lernt Russisch und Italienisch, korrespondiert mit alten und neuen Freunden, fährt gerne mit ihrem Auto[299] und ist in ihrer geliebten Wohnung im Hochhaus, ihrem „Turm“, wie sie sie häufig nennt, viel mit sich alleine – und zwar nach eigener Auskunft in zahlreichen Briefen bewusst und gerne.[300]

Maria Charlotte Sweceny stirbt am 15. März 1956 an Herzschwäche[301] und wird im Familiengrab auf dem Döblinger Friedhof in Wien beigesetzt.[302] Eine der Blumenspenden auf dem Grab kommt von Alexander Lernet-Holenia.[303]

[296] Vgl. Brief Nr. 154. An ihren Bruder Walter schreibt Lotte im selben Zeitraum: „Ich war in den letzten Jahren oft sehr unglücklich [. . .]“ (Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an Walter Stein [SteinFA]. Wien. o. D. [nach Ende Juni 1945]).

[297] Vgl. S. 254, Anm. zu *Eva Vollbach*.

[298] Das belegen Briefe im SteinFA, darunter einer, in dem es heißt: „There is, of course Peter and Heidy, our friendship still being the same without any disturbances“ (Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an Betsy Denis [SteinFA]. o. O. [Wien]. o. D.).

[299] Sie nennt den kleinen Fiat in Briefen „Emanuel“.

[300] Exemplarisch etwa: „Ich bin auch viel allein, – es ist merkwürdig wie das was früher eine Kränkung war, zum Bedürfnis wird“ (Maria Charlotte Sweceny: Briefkonzept an Emerich von Infeld [SteinFA]. o. O. [Wien]. 12. Dez. 1948).

[301] Anton C. Hilscher: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Wien. 1. Okt. 2010

[302] Sie hinterließ kein Testament (Bezirksgericht Innere Stadt Wien: Einantwortungsurkunde Maria Charlotte Sweceny 5 A 251/56/9 [SteinFA]. Wien).

[303] „Für die uns erwiesene freundliche Anteilnahme an dem schweren Verlust, den wir durch den Tod unserer Schwester, Frau Maria Charlotte Sweceny, erlitten haben,[*] sagen wir herzlichen Dank. Edith Hilscher geb. Stein – Robert Stein – Walter Stein. Wien, im April 1956.“ Handschriftlicher Zusatz: „* sowie für die schöne Blumenspende“ (Edith Stein/Robert Stein/Walter Stein: Dankesbillett an Alexander Lernet-Holenia [WienB, Handschriftensammlung, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia (M09H), ZPH 630]. Apr. 1956).

7 Verwendete Literatur

7.1 Unveröffentlichte Quellen

Anon.: Pro-memoria Besprechung mit Direktor Lorbek am 12. Juni 1972 (WienB, Handschriftensammlung, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia [M09H], ZPH 630, Mappe Bio- und bibliographisches Material). 12. Juni 1972.

Bezirksgericht Innere Stadt Wien: Einantwortungsurkunde Maria Charlotte Sweceny 5 A 251/56/9 (SteinFA). Wien.

Breidbach-Bernau, Hans: Brief an den Verfasser (+ Typoskript „Erinnerung an Alexander Lernet-Holenia“). Bad Ischl. 15. Apr. 2010.

Ders.: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Bad Ischl. 19. Mai 2010.

Buchholz, Gerhard T.: Brief an Maria Charlotte Sweceny (SteinFA). Berlin. o. D. [Sept. 1941].

Dienststelle, Deutsche: Brief an den Verf. Berlin. 14. Dez. 2011.

Haider, Hans: Brief an Kajetan Mühlmann (SteinFA). Wien. 21. März 1938.

Hartwich, Alexander: Brief an Hilde Spiel (ÖLA, Nachlass Hilde Spiel, 15/91, Mappe 2 [1960–1975]). o. O. 21. Okt. 1969.

Ders.: Brief an Maria Charlotte Sweceny (SteinFA). o. O. 26. Aug. 1941.

Hilscher, Anton C.: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Wien. 1. Okt. 2010.

Ders.: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Wien. 30. März 2011.

Kernmayr, Hans Gustl: Brief an Alexander Lernet-Holenia (WienB, Handschriftensammlung, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia [M09H], ZPH 630, Archivbox 1). o. O. [Zinkenbach?] 26. Nov. 1969.

Kohlhuber-Kollontay, Manon-Marcelle: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). St. Wolfgang. 16. Feb. 2011.

Lernet-Holenia, Alexander: Brief an die Nationalbibliothek (ÖNB, Sammlung von Handschriften und alten Drucken, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia, Inv.Nr. 199/32-1). o. O. 2. März 1943.

Ders.: Brief an die Redaktion des *Kurier* (WienB, Handschriftensammlung, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia [M09H], ZPH 630, Briefe an Redaktionen). o. O. 12. Dez. 1967.

Lernet-Holenia, Alexander: Brief an Ernst Schönwiese (ÖLA, Nachlass Ernst Schönwiese, 20/93). 9. Feb. 1968.

Ders.: Brief an Felix Braun (WienB, Handschriftensammlung, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia [M09H], ZPH 630, Inv.Nr. 198.868). o. O. 15. Okt. 1948.

Ders.: Brief an Lambert Binder (WienB, Handschriftensammlung, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia [M09H], ZPH 630). o. O. o. D.

Ders.: Brief an Milan Dubrovic (WienB, Handschriftensammlung, Nachlass Milan Dubrovic, ZPH 944). Berlin (Hotel Kaiserhof). 11. Apr. 1942.

Ders.: Brief an Peter de Mendelssohn (ÖLA, Nachlass Hilde Spiel, 15/91, Mappe 1 [1951–1959]). o. O. 30. Okt. 1952.

Lernet-Holenia, Eva: Brief an Hilde Spiel (ÖLA, Nachlass Hilde Spiel, 15/91, Mappe 1 [1951–1959]). Wien. 19. Mai 1958.

Netscher, Barbara: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Ronneburg. 22. Feb. 2010.

Dies.: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Ronneburg. 1. Apr. 2011.

Dies.: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Ronneburg. 26. Apr. 2011.

Dies.: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Ronneburg. 28. Feb. 2011.

Neubauer, Erika: Brief an Auguste Hasterlik [Übersetzung Giulia Hine] (Hine Collection, Institute on World War II and the Human Experience, Florida State University, item 4041). o. O. 4. Okt. 1947.

Noack, Frank: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Berlin. 29. Mai 2010.

NSDAP Gau Wien: „Kleiner“ Abstammungsnachweis Sveceny [sic!] Maria Charlotte, Zahl 71701 (Besitz Barbara Netscher, Ronneburg). Wien. 3. Nov. 1939.

Peter, Helmut: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). St. Wolfgang. 5. Aug. 2009.

Präsident der Reichsschrifttumskammer [Hanns Johst]: Brief an Dr. Robert Stein (SteinFA). Berlin. 16. Juli 1938.

Ders.: Brief an Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung (SteinFA). Berlin. 26. Sep. 1944.

Roček, Roman: Persönliche Mitteilung an den Verfasser. Wien. 25. Juli 2009.

Röm.-kath. Pfarramt St. Joseph: Geburts- und Taufschein Otto Stein, 1919/49/140 (SteinFA). Wien V. 29. Okt. 1919.
Sabitzer, Werner: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail + Kurzlebenslauf Dr. Alexander Inngraf). Wien, Bundesministerium für Inneres. 26. Feb. 2010.
Spiel, Hilde: Brief an Alexander Hartwich (ÖLA, Nachlass Hilde Spiel, 15/91, Mappe 2 [1960–1975]). o. O. 24. Okt. 1969.
Standesamt Wien-Innere Stadt: Heiratsurkunde für Erika Kriechbaum und Milan Dubrovic. Nr. 1331/53 (WienB, Handschriftensammlung, Nachlass Milan Dubrovic, ZPH 944, Archivbox 15). Wien. 17. Dez. 1953.
Stein, Edith, Robert Stein und Walter Stein: Dankesbillett an Alexander Lernet-Holenia (WienB, Handschriftensammlung, Teilnachlass Alexander Lernet-Holenia [M09H], ZPH 630). Apr. 1956.
Stein, Markus F.: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Wien. 6. Nov. 2009.
Ders.: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Wien. 1. März 2011.
Ders.: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Wien. 16. Juli 2009.
Ders.: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Wien. 14. Aug. 2009.
Stein, Richard: Brief an Maria Charlotte Stein (SteinFA). Wien. 21. Nov. 1924.
Stein, Robert: Brief an Albert Rosenberg (SteinFA). Wien. 20. Nov. 1945.
Ders.: Brief an Ernst Geutebrück (SteinFA). Wien. 24. Nov. 1941.
Ders.: Brief an Hans Haider (SteinFA). Wien. 22. März 1938.
Ders.: Brief an Hans Haider (SteinFA). Wien. 24. März 1938.
Ders.: Brief an Heinrich Weisshappel, Geschäftsführer der Korporation der Wiener Buch-, Kunst- u. Musikalienhändler (SteinFA). Wien. 22. Okt. 1945.
Ders.: Brief an Paula Kemperling (SteinFA). Wien. 30. Nov. 1938.
Ders.: Gedenkblatt für Frau Emmy von Sax (1. Mai 1882 – 23. Dezember 1969) (SteinFA). o. D. [1969].
Stein, Walter: Brief an Maria Charlotte Sweceny (SteinFA). Wien. 8. Okt. 1953.
Ders.: Kurzbrief an Maria Charlotte Sweceny (SteinFA). Wien. 2. Juli 1948.

Stein-Dichtl, Susanne: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Mitschrift). Wien. 16. Juli 2009.
Sweceny, Maria Charlotte: Brief an Erika Kriechbaum [Briefpapier der Hamburg-Amerika-Linie, SteinFA]. An Bord M. S. Milwaukee. o. D. [Jan./Feb. 1939].
Dies.: Brief an Milan Dubrovic (WienB, Handschriftensammlung, Nachlass Milan Dubrovic, ZPH 944, Archivbox 3). St. Wolfgang. 22. Juli 1940.
Dies.: Brief an Milan Dubrovic (WienB, Handschriftensammlung, Nachlass Milan Dubrovic, ZPH 944, Archivbox 3). St. Wolfgang. 25. Mai 1944.
Dies.: Brief an Otto C. Sweceny (SteinFA). o. O. [Attersee]. 15. Aug. 1938.
Dies.: Brief an Robert und Walter Stein (Besitz Barbara Netscher, Ronneburg). Hochrotherd. 2. Apr. 1945.
Dies.: Brief an Walter Stein (Besitz Barbara Netscher, Ronneburg). Wien. 17. Mai 1944.
Dies.: Briefkonzept an Alexander Hartwich (SteinFA). o. O. [St. Wolfgang]. o. D. [Okt. 1941].
Dies.: Briefkonzept an Betsy Denis (SteinFA). o. O. [Wien]. o. D.
Dies.: Briefkonzept an Betsy und Reid Denis (SteinFA). Wien. o. D. [nach 1945].
Dies.: Briefkonzept an Emerich von Infeld (SteinFA). o. O. [Wien]. 12. Dez. 1948.
Dies.: Briefkonzept an „Geeby“ (SteinFA). o. O. [Wien]. o. D.
Dies.: Briefkonzept an „Geeby“ (SteinFA). o. O. [Wien]. o. D. [1945].
Dies.: Briefkonzept an Gerhard T. Buchholz (SteinFA). o. O. [St. Wolfgang]. o. D.
Dies.: Briefkonzept an Hans [A. Vetter] (SteinFA). o. O. [Wien]. o. D. [Herbst 1938].
Dies.: Briefkonzept an Max [Fellerer] (SteinFA). o. O. [Wien]. o. D.
Dies.: Briefkonzept an unbekannt (SteinFA). o. O. [Wien]. o. D. [Ende 1930er-Jahre].
Dies.: Briefkonzept an Walter Stein (SteinFA). Wien. o. D. [nach Ende Juni 1945].
Dies.: Konzepte zu Briefen an Alexander Lernet-Holenia (SteinFA). Verschiedene Orte. Ca. Juni 1938 – Juni 1943.
Sweceny, Otto C.: Brief an Maria Charlotte Sweceny (SteinFA). o. O. 20. Nov. 1945.

Thiel, Georg: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (E-Mail). Sammlungen JTI/Austria Tabak, Wien. 31. Mai 2010.

Trauungsschein Dr. Richard Stein/Maria Luise von Newlinsky, Evang. H. B. 1922/49/94 (SteinFA). 28. Mai 1922.

Vermögensverkehrsstelle des Reichsgaues Wien: Schreiben an Ernst Geutebrück (Kopie im Besitz Tamara Loitfellner, Mödling). Wien. 7. März 1940.

Vetter, Hans A.: Brief an Milan Dubrovic (WienB, Handschriftensammlung, Nachlass Milan Dubrovic, ZPH 944, Archivbox 3). Pittsburgh. o. D. [nach 1948].

Winger, Helene: Verzeichnis über das Vermögen von Juden nach dem Stand vom 27. April 1938 (Kopie im Besitz Tamara Loitfellner, Mödling). Wien. 28. Juni 1938.

Wurmbrand-Stuppach, Ernst Gundaccar: Persönliche Mitteilung an den Verfasser (Tonbandprotokoll). Frohsdorf. 9. Juli 2010.

7.2 Primärliteratur Alexander Lernet-Holenia

Lernet-Holenia, Alexander: *Das lyrische Gesamtwerk*. Hrsg. v. Roman Roček. Wien–Darmstadt: Paul Zsolnay Verlag 1989.

Ders.: *Der Baron Bagge. Novelle*. Wien: Paul Zsolnay Verlag 1998.

Ders.: *Der Graf von St. Germain* (Die phantastischen Romane). Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1977.

Ders.: *Der Mann im Hut*. Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1975.

Ders.: *Die Auferstehung des Maltravers. Die Abenteuer eines jungen Herrn in Polen. Ich war Jack Mortimer. Beide Sizilien. (Jubiläumsausgabe anlässlich des sechzigjährigen Bestehens des Verlags)*. Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1984.

Ders.: *Die Titanen. Gedichte*. Hrsg. v. Österreichische Kulturvereinigung in der Reihe der Turm-Schriften. Wien: Amandus Edition 1945.

Ders.: *Die Trophae*. Zürich: Pegasus 1946.

Ders.: Ein Ariernachweis oder Der umgekehrte Radetzkymarsch. In: Karl-Heinz Kramberg (Hrsg.): *Vorletzte Worte. Schriftsteller schreiben ihren Nachruf*. München: Goldmann Verlag 1985, S. 175–182.

Ders.: Jahrgang 1897. In: Gustav Hillard, Alexander Lernet-Holenia und Otto Brües (Hrsg.): *Jahr und Jahrgang 1897*. Hamburg: Hoffmann & Campe 1966, S. 115–161.

Ders.: *Mars im Widder. Roman*. Wien: Paul Zsolnay Verlag 1997.

Lernet-Holenia, Alexander: *Pilatus. Ein Komplex*. Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1967.

Ders.: *Beide Sizilien*. In: *Die Auferstehung des Maltravers. Die Abenteuer eines jungen Herrn in Polen. Ich war Jack Mortimer. Beide Sizilien. (Jubiläumsausgabe anlässlich des sechzigjährigen Bestehens des Verlags)*. Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1984, S. 476–703.

Ders.: *Die Auferstehung des Maltravers*. In: *Die Auferstehung des Maltravers. Die Abenteuer eines jungen Herrn in Polen. Ich war Jack Mortimer. Beide Sizilien. (Jubiläumsausgabe anlässlich des sechzigjährigen Bestehens des Verlags)*. Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1984, S. 7–192.

Lernet-Holenia, Alexander und Carl Zuckmayer: *Briefwechsel und andere Beiträge zur Zuckmayer-Forschung*. Hrsg. v. Gunther Nickel (Zuckmayer-Jahrbuch, Bd. Band 8, 2005/06). Göttingen: Wallstein Verlag 2006.

7.3 Primärliteratur anderer Autoren

Benn, Gottfried: Antwort an die literarischen Emigranten. In: Dieter Wellershoff (Hrsg.): *Gesammelte Werke. Band III: Vermischte Schriften. Autobiographische Schriften*. Frankfurt am Main: Zweitausendeins 2003, S. 1695–1704.

Ders.: *Briefe an F. W. Oelze 1932–1945*. Wiesbaden: Limes Verlag 1977.

Ders.: *Gesammelte Werke. Band I: Gedichte*. Hrsg. v. Dieter Wellershoff. Frankfurt am Main: Zweitausendeins 2003.

Ders.: *Gesammelte Werke. Band II: Essays & Aufsätze – Reden und Vorträge – Prosa – Stücke aus dem Nachlass – Szenen*. Hrsg. v. Dieter Wellershoff. Frankfurt am Main: Zweitausendeins 2003.

Benn, Gottfried und Alexander Lernet-Holenia: *Monologische Kunst –? Ein Briefwechsel zwischen Alexander Lernet-Holenia und Gottfried Benn*. Wiesbaden: Limes 1953.

Doderer, Heimito von: *Commentarii 1957 bis 1966. Tagebücher aus dem Nachlass. Zweiter Band*. Hrsg. v. Wendelin Schmidt-Dengler. München: Biederstein Verlag 1986.

Ders.: *Die Dämonen. Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff. Roman*. 3. Aufl. München: dtv 1993.

Ders.: Sexualität und totaler Staat. In: Wendelin Schmidt-Dengler (Hrsg.): *Die Wiederkehr der Drachen. Aufsätze – Traktate – Reden.*

Vorwort von Wolfgang H. Fleischer. 2., durchges. Aufl. München: C. H. Beck 1996, S. 275–298.

Joseph, Albrecht: *Ein Tisch bei Romanoff's. Vom expressionistischen Theater zur Westernserie. Erinnerungen*. Mönchengladbach: Juni-Verlag 1991.

Kraus, Karl: Dorfkirchl schaut zu. In: *Die Fackel* 588–594 (März 1922), S. 27–30.

Ders.: In einer Nummer. In: *Die Fackel* 876–884 (Okt. 1932), S. 54–55.

Lessing, Gotthold Ephraim: *Werke Band VII – Theologiekritische Schriften I und II*. Hrsg. v. Herbert G. Göpfert und Helmut Göbel. München: Hanser 1976.

Österreichisches Theater. 6 Theaterstücke. Mit einem Nachwort von Siegfried Melchinger. Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg 1964.

Rilke, Rainer Maria: *Briefe. 2. Band (1914–1926)*. Frankfurt am Main: Insel 1950.

Ders.: *Sämtliche Werke: Gedichte. Teil 2: Verstreute und nachgelassene Gedichte aus den Jahren 1906–1926. Gedichte in französischer Sprache*. Hrsg. v. Ruth Sieber-Rilke und Ernst Zinn. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1986.

Ders.: *Tagebuch Westerwede und Paris. 1902*. Hrsg. v. Hella Sieber-Rilke. Frankfurt am Main: Insel Verlag 2000.

Schnitzler, Arthur: *Jugend in Wien*. Frankfurt am Main: Fischer 1994.

Ders.: *Tagebuch 1920–1922*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1993.

Torberg, Friedrich: *In diesem Sinne … Briefe an Freunde und Zeitgenossen. Mit einem Vorwort von Hans Weigel.* (Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Bd. Bd. XII). München–Wien: Langen Müller 1981.

Ders.: *Wien oder der Unterschied. Ein Lesebuch*. München: Langen Müller 1998.

Weininger, Otto: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. München: Matthes & Seitz Verlag 1980.

Zuckmayer, Carl: *Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1969.

7.4 Sekundärliteratur zu Alexander Lernet-Holenia

Barrière, Hélène: Ein Ritter von der traurigen Gestalt? Zur Aufnahme des *Grafen Luna* zehn Jahre nach Kriegsende. In: Hélène Barrière,

Thomas Eicher und Manfred Müller (Hrsg.): *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 169–191.

Barrière, Hélène: *Le fantastique dans l'œuvre narrative d'Alexander Lernet-Holenia*. Université d'Artois (Arras): Diss. 1998.

Dies.: Östliche Steppe, nördlicher Wald, mittelmeerisches Licht: Himmelsrichtungen in der erzählerischen Welt Alexander Lernet-Holenias. In: Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?" Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 105–124.

Barrière, Hélène, Thomas Eicher und Manfred Müller (Hrsg.): *Personalbibliographie Alexander Lernet-Holenia* (Übergänge – Grenzfälle. Österreichische Literatur in Kontexten, hrsg. v. Thomas Eicher, Fritz Hackert und Bernd Hamacher, Bd. 4). Oberhausen: Athena Verlag 2001.

Dies. (Hrsg.): *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004.

Beer, Otto F.: Lernet im Mars. In: Thomas Hübel und Manfred Müller (Hrsg.): *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit* (zuerst erschienen als Nachwort zu: Alexander Lernet-Holenia: *Mars im Widder. Phantastischer Roman*. München: dtv 1979, S. 157–161). Wien: Zsolnay 1979, S. 42–50.

Berger, Günther: Ein dichtender Grandseigneur: Beiträge zur Vervollständigung der Biographie und des Werkes von Alexander Lernet-Holenia (1897–1976). In: *Österreich in Geschichte und Literatur mit Geographie* 2 (1989), S. 89–113.

Blaser, Patrice und Manfred Müller: *Alexander Lernet-Holenia 1897–1976. Katalog einer Ausstellung veranstaltet vom Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten*. Wien: Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten 1998.

Dies. (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Beharren im Wandel. Katalog der Ausstellung im Kassensaal der Creditanstalt (16. Juni bis 25. Juli 1997)*. Wien: Creditanstalt 1997.

Dassanowsky, Robert: *Phantom empires: The novels of Alexander Lernet-Holenia and the question of postimperial Austrian identity*. Riverside, CA: Ariadne Press 1996.

Daviau, Donald G.: Alexander Lernet-Holenia in der Kritik. Mit besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Auernheimer, Bahr, Kraus und Hofmannsthal. In: Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 69–94.

Ders.: Alexander Lernet-Holenia in seinen Briefen. In: Thomas Eicher und Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 39–63.

Dietz, Christopher: *„Ich bin wohl der Dichter mit einem der lächerlichsten Schicksale“ – Die Briefe Alexander Lernet-Holenias an Maria Charlotte Sweceny*. Universität Wien: Diss. 2011.

Dreihann-Holenia, Alexander: Alexander Lernet-Holenia: Herkunft, Kindheit und Jugend. In: Thomas Eicher und Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 17–37.

Eicher, Thomas: Alexander Lernet Holenia: Mars im Widder. In: *Quarber Merkur* 87 (1998), S. 139–141.

Ders.: Alexander Lernet-Holenia und die österreichische Nachkriegszeit. In: Hélène Barrière, Thomas Eicher und Manfred Müller (Hrsg.): *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 9–24.

Ders.: Grandseigneur und mehr: Alexander Lernet-Holenia (1897–1976). In: Jattie Enklaar, Hans Ester und Evelyne Tax (Hrsg.): *Im Schatten der Literaturgeschichte. Autoren, die keiner mehr kennt? Plädoyer gegen das Vergessen* (Duitse Kroniek, Bd. Bd. 45). Amsterdam–New York: Rodopi 2005, S. 149–158.

Eicher, Thomas und Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999.

Dies.: Zwischen Poesie und Boulevard. In: dies. (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 9–16.

Esslin, Martin: Der Theatermacher Lernet-Holenia. In: Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 57–68.

Felsenreich, Maria und Annie Reney: Alexander Lernet-Holenia: ein Komplex. Notizen zu ‚Der Graf von Saint-Germain' [Nachwort]. In: *Alexander Lernet-Holenia: Der Graf von St. Germain* (Die phantastischen Romane). Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1977, S. 265–272.

Funk, Gerald: *Artistische Untergänge. Alexander Lernet-Holenias Prosawerk im Dritten Reich* (Schriftenreihe u. Materialien, Bd. 68). Wetzlar: Phantastische Bibliothek 2002.

Gamber, Charlotte: *Der „Fall" Lernet-Holenia*. Wien: Heraldisch-Genealogische Gesellschaft „Adler" o. D. [1999].

Görner, Rüdiger: „Die Bruchflächen funkeln lassen". Über Gottfried Benns „Erwiderung an Alexander Lernet-Holenia". In: Hélène Barrière, Thomas Eicher und Manfred Müller (Hrsg.): *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 133–146.

Ders.: Nach-Worte. Über die melancholisch-lyrische Formlust des Alexander Lernet-Holenia [Nachwort]. In: *Fragmente aus verlorenen Sommern. Gedichte. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Rüdiger Görner*. Wien: Paul Zsolnay Verlag 2001, S. 99–107.

Gruber, Bettina: Lernet-Holenia als ästhetizistischer Dramatiker: „Alkestis". In: Thomas Eicher und Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 101–112.

Gruber, Marianne: Vorwort. In: Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?" Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 7–11.

Hamacher, Bernd: Alexander Lernet-Holenia und das Judentum. In: Hélène Barrière, Thomas Eicher und Manfred Müller (Hrsg.): *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 45–64.

Ders.: „Der unvermeidliche Goethe": Alexander Lernet-Holenias „Der wahre Werther" im Kontext der neueren „Werther"-Rezeption. In: Thomas Eicher und Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 65–81.

Han, Yeong-Suk: *Alexander Lernet-Holenia. Studien zu einer Monographie*. Universität Wien: Diss. 1985.

Haslinger, Adolf: Das Detektivische im Werk Alexander Lernet-Holenias, besonders im Roman *Beide Sizilien*. In: Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 140–156.

Hauser, Erik: Zwischenreiche. Alexander Lernet-Holenias erzählerisches Werk zwischen Traum und Wirklichkeit. In: Thomas Eicher und Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 145–162.

Hübel, Thomas: Die leichte Last. Figuren des Opferausschlusses in Lernet-Holenias *Germanien*. In: Hélène Barrière, Thomas Eicher und Manfred Müller (Hrsg.): *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 91–117.

Ders.: Von der Mongolisierung zur Modernisierung. Zu einigen Aspekten von Alexander Lernet-Holenias Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. In: Thomas Eicher und Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 225–235.

Hübel, Thomas und Manfred Müller (Hrsg.): *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit*. Wien: Zsolnay 1997.

Hübel, Thomas, Manfred Müller und Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005.

Kriegleder, Wynfrid: Der Irre und die sieben Soldaten. Alexander Lernet-Holenias „Beide Sizilien“ als politischer Roman. In: *Modern Austrian Literature* Bd. 40 Nr. 1 (2007), S. 59–70.

Lernet-Holenia, Alexander: Gruß des Dichters [Ausschnitt]. In: Thomas Hübel und Manfred Müller (Hrsg.): *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit* (zuerst in: *Der Turm*. Monatsschrift für österreichische Kultur 1. Jg. Heft 4/5 [1945/46], S. 109). Wien: Zsolnay 1997, S. 60.

Luehrs-Kaiser, Kai: Der Gebrauch des Trivialen. Zur Funktion des Gattungsklischees in den Romanen Alexander Lernet-Holenias. In: Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?“ Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag*

des Dichters (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 41–56.

Lüth, Reinhard: *Drommetenrot und Azurblau. Studien zur Affinität von Erzähltechnik und Phantastik in Romanen von Leo Perutz und Alexander Lernet-Holenia* (Studien zur phantastischen Literatur, Bd. 7). Meitingen: Corian 1988.

Mayer, Franziska: *Wunscherfüllungen. Erzählstrategien im Prosawerk Alexander Lernet-Holenias*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 2005.

Müller, Manfred: Ein Versuch, ein Staatsdichter zu sein. Alexander Lernet-Holenia 1945–1955. In: Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?" Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 219–237.

Müller-Widmer, Franziska: *Alexander Lernet-Holenia. Grundzüge seines Prosa-Werks dargestellt am Roman „Mars im Widder". Ein Beitrag zur neueren österreichischen Literaturgeschichte* (Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik, hrsg. v. Armin Arnold und Alois M. Haas, Bd. Bd. 94). Bonn: Bouvier Verlag 1980.

Nowakowski, Tadeusz: „Charmant, charmant ..." Lernet-Holenias Roman „Mars im Widder". In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 16. Nov. 1976, S. L 4.

Pein, Michael: „Germanien" nach Auschwitz. Notwendige Anmerkungen zu Alexander Lernet-Holenias Lyrik seit 1945. In: Thomas Eicher und Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 237–252.

Pollet, Jean-Jacques: Die Phantastik der Annexion. Alexander Lernet-Holenias Lektüre des Anschlusses in *Der Graf von St. Germain* (1948). In: Hélène Barrière, Thomas Eicher und Manfred Müller (Hrsg.): *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 119–131.

Ders.: Prädestination und Phantastizität: Randbemerkungen über Alexander Lernet-Holenias Phantastik in *Mars im Widder*. In: Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?" Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 205–218.

Pott, Peter: *Alexander Lernet-Holenia – Gestalt, dramatisches Werk und Bühnengeschichte* (Wiener Forschungen zur Theater- und Medienwissenschaft Bd. 2). Wien–Stuttgart: Wilhelm Braumüller 1972.

Roček, Roman: *Die neun Leben des Alexander Lernet-Holenia. Eine Biographie*. Wien–Köln–Weimar: Böhlau 1997.

Ders.: *Die Waage der Welt. Diskurse über Alexander Lernet-Holenia*. Perchtoldsdorf: edition hic@hoc 2010.

Ders.: Gesichter und Gesichte des Alexander Lernet-Holenia. In: *Die Presse*, 16. Dez. 1976.

Ruthner, Clemens: Erzählte Zwischen-Reiche. Die Stellung Lernet-Holenias in der (phantastischen) Literatur des 20. Jahrhunderts. In: Thomas Eicher und Bettina Gruber (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 177–207.

Ders.: Fatale Geschichte(n) im „Zwischenreich". Zur postkakanischen Fantastik Alexander Lernet-Holenias (überarb. u. erw. Fassung des Beitrags in Thomas Eicher und Bettina Gruber [Hrsg.]: *Alexander Lernet-Holenia. Poesie auf dem Boulevard.* Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1999, S. 177–207). In: *Kakanien Revisited*, 13. Apr. 2002. URL: www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/CRuthner2.pdf.

Schmidt-Dengler, Wendelin: Österreich als Wille, Unwille und Vorstellung. Lernet-Holenia und die österreichische Literatur. In: Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?" Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 12–24.

Sokel, Walter H.: Politik als Verdrängung des Eros. Zu Alexander Lernet-Holenias Romanwerk in der Epoche des Faschismus. In: Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion. „Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?" Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters* (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 188–204.

Sommer, Gerald: „Er dient um die Erlaubnis, eine öffentliche Heimsuchung sein zu dürfen." Anmerkungen zu Willkür und Wohlwollen fiskalischer Organe, ausgehend von Alexander Lernet-Holenias Roman *Das Finanzamt*. In: Thomas Hübel, Manfred Müller und Gerald Sommer (Hrsg.): *Alexander Lernet-Holenia. Resignation und Rebellion.*

„Bin ich denn wirklich, was ihr einst wart?" Beiträge des Wiener Symposions zum 100. Geburtstag des Dichters (Studies in Austrian Literature, Culture And Thought). Riverside, CA: Ariadne Press 2005, S. 171–187.

Spiel, Hilde: Alexander Lernet-Holenia. In: *Welt im Widerschein*. München: C. H. Beck 1960.

Dies.: Eine vielschichtige Figur (zuerst in: Hilde Spiel: *Die Dämonie der Gemütlichkeit – Glossen zur Zeit und andere Prosa*. München: List 1991, S. 214ff.). In: Thomas Hübel und Manfred Müller (Hrsg.): *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit*. Wien: Zsolnay 1997, S. 5–12.

Strigl, Daniela: Eine Tagung, die weiter ging. Alexander Lernet-Holenia in Dortmund. In: *Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands* 4 (2004), S. 59.

Dies.: „Es gibt Taten, die so ungeheuer sind, daß keine Sühne hilft." Über das Zeitgemäße an Lernets *Germanien*. In: Hélène Barrière, Thomas Eicher und Manfred Müller (Hrsg.): *Schuld-Komplexe. Das Werk Alexander Lernet-Holenias im Nachkriegskontext*. Oberhausen: Athena Verlag 2004, S. 65–90.

Torberg, Friedrich: Ein schwieriger Herr [Ausschnitt] (zuerst in: *Alexander Lernet-Holenia. Festschrift zum 70. Geburtstag des Dichters*. Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1967, S. 15–18). In: Thomas Hübel und Manfred Müller (Hrsg.): *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit*. Wien: Zsolnay 1997, S. 33.

Wingertszahn, Christof: Blaue Stunde im Krieg. Alexander Lernet-Holenias fantastisches Zwischenreich. In: Reiner Wild u. a. (Hrsg.): *Dennoch leben sie. Verfemte Bücher, verfolgte Autorinnen und Autoren. Zu den Auswirkungen nationalsozialistischer Literaturpolitik*. München: edition text + kritik 2003.

Zondergeld, Rein A.: Blaue Augen, nackte Füße oder Die Herrschaft des Anderen. Zu Lernet-Holenia. In: ders. (Hrsg.): *Phaïcon 5. Almanach der phantastischen Literatur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982, S. 90–100.

Zuckmayer, Carl: Die Siegel des Dichters [Ausschnitt] (zuerst in: *Alexander Lernet-Holenia. Festschrift zum 70. Geburtstag des Dichters*. Wien–Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1967, S. 7–13). In: Thomas Hübel und Manfred Müller (Hrsg.): *Die Lust an der Ungleichzeitigkeit*. Wien: Zsolnay 1997, S. 31–32.

7.5 Weitere Sekundärliteratur

Aly, Götz und Susanne Heim: *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1995.

Anon.: o. T. [Nachruf Markus Stein]. In: *Anzeiger für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel* 14 (Juni 1935), S. 73.

Arnold, Dietmar: *Neue Reichskanzlei und „Führerbunker". Legenden und Wirklichkeit*. Berlin: Ch. Links 2005.

Balkow, Marén: Der instrumentalisierte Schriftsteller. In: *DeutschlandRadio Kultur*, 14. Aug. 2008. URL: www.dradio.de/dkultur/sendungen/thema/831579/.

Beller, Steven: Soziale Schicht, Kultur und die Wiener Juden um die Jahrhundertwende. In: Gerhard Botz u. a. (Hrsg.): *Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert*. 2., neu bearb. und erw. Aufl. Wien: Czernin Verlag 2002, S. 67–83.

Biccari, Gaetano: *„Zuflucht des Geistes"? Konservativ-revolutionäre, faschistische und nationalsozialistische Theaterdiskurse in Deutschland und Italien 1900–1944* (Schriftenreihe Forum Modernes Theater, Bd. Bd. 28). Tübingen: Gunter Narr Verlag 2001.

Blaschke, Bertha und Luise Lipschitz: *Architektur in Wien 1850 bis 1930. Historismus – Jugendstil – Sachlichkeit*. Wien: Springer 2002.

Bock, Ralf: *Adolf Loos. Works and Projects*. Milano: Skira 2007.

Brezinka, Thomas: *Erwin Stein. Ein Musiker in Wien und London*. Wien–Köln–Weimar: Böhlau 2005.

Dietz, Christopher: „Absolut nichts Verrücktes ..." In: *Der Standard [Album]*, 18. Aug. 2012.

Dietz, Christopher und Burkhardt Rukschcio (Hrsg.): *100 Jahre Loos-Portal der Buchhandlung Manz*. Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung 2012.

Dopsch, Heinz und Hans Spatzenegger (Hrsg.): *Geschichte Salzburgs – Stadt und Land*. Salzburg: Verlag Anton Pustet 1981–1991.

Dörr, Marianne: Buchstadt Wiesbaden? Einblicke in die Wiesbadener Verlagsgeschichte. Vortrag, gehalten am 3. Januar 2004 in der Hessischen Landesbibliothek Wiesbaden. URL: www.rotary-wiesbaden.de/site/clubs/nassau/Doerr_Verlagsgeschichte.pdf.

Dubrovic, Milan: *Veruntreute Geschichte. Die Wiener Salons und Literaturcafés*. Wien/Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1985.

Ehrke-Rotermund, Heidrun und Erwin Rotermund: *Zwischenreiche und Gegenwelten. Texte und Vorstufen zur ‚Verdeckten Schreibweise' im „Dritten Reich"*. München: Wilhelm Fink Verlag 1999.

Fabian, Tanja: *Analyse der Zeitschrift „Die Dame" 1932–1941.* Universität Wien: Dipl. 2006.

Festreden anläßlich der Betriebsfeiern zum 100jährigen, bzw. 125jährigen Firmenjubiläum der Manzschen Verlags und Universitätsbuchhandlung. o. O. [Wien]: Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung o. D. [1974].

Fetz, Bernhard: Der Stoff, aus dem das (Nach-)Leben ist. Zum Status biographischer Quellen. In: ders. (Hrsg.): *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Berlin–New York: Walter de Gruyter 2009, S. 103–156.

Firmenwebsite SIROCCO Luft- und Umwelttechnik GmbH [Unternehmen/Geschichte]. URL: www.sirocco.at/sir/content.php?Page_ID=16.

Fleischer, Wolfgang: *Das verleugnete Leben. Die Biographie des Heimito von Doderer*. Wien: Kremayr & Scheriau 1996.

Foucault, Michel: Das Leben der infamen Menschen [Ausschnitt]. In: Bernhard Fetz und Wilhelm Hemecker (Hrsg.): *Theorie der Biographie: Grundlagentexte und Kommentar* (De Gruyter Studium). Berlin: De Gruyter 2011, S. 257–275.

Frübis, Hildegard: Die Schöne Jüdin. Bilder vom Eigenen und vom Fremden. In: *Projektionen. Rassismus und Sexismus in der Visuellen Kultur*. Marburg: Jonas Verlag 1997, S. 112–124.

Gilman, Sander L., Robert Jütte und Gabriele Kohlbauer-Fritz (Hrsg.): *„Der schejne Jid." Das Bild des jüdischen Körpers in Mythos und Ritual*. Wien: Picus Verlag 1998.

Grasberger, Thomas: Der Totenwald. In: *Die Zeit*, 20. Jan. 2011.

Gruber, Ch. und J. Mentschl: Eintrag „Stein Richard, Verleger". In: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950*. Bd. 13 (60. Lieferung: Staudigl–Stich [2008]). Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 2003–2009, S. 153–154.

Günther, Robert und Ulrich Tragatschnig: Das Einkaufszentrum – Betrachtungen zu aktuellen und historischen Problemlagen. In: Zweintopf (Hrsg.): *Imagineering. Shoppingwelten als Performanceraum. Konstruierte Bilder über Scheinöffentlichkeit.* Graz: Forum Stadtpark 2009.

Hall, Murray G.: *Der Paul Zsolnay Verlag. Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1994.

Ders.: *Österreichische Verlagsgeschichte 1918–1938*. Bd. I: Geschichte des österreichischen Verlagswesens. Wien–Köln–Graz: Hermann Böhlaus Nachf. 1985.

Hamann, Birgitte: *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*. München: Piper 1996.

Hermann, R.: Nachruf auf Dr. Richard Stein (Kopie im SteinFA). In: *Gerichts-Zeitung [?]* o. D. [1932].

Hilberg, Raul: *Die Vernichtung der europäischen Juden*. 10., durchges. u. erw. Aufl. Bd. 2. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag Januar 2007.

Hofer, Walther (Hrsg.): *Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933–1945. Hrsg., eingeleitet und kommentiert von W. H.* Frankfurt am Main und Hamburg: Fischer Bücherei 1957.

Jasper, Willi: *Zauberberg Riva*. Berlin: Matthes & Seitz 2011.

Jayawardena, Kumari: *The White Woman's Other Burden: Western Women and South Asia During British Colonial Rule*. New York–London: Routledge 1995.

Jinarajadasa, C.: Services of Colonel Olcott for Buddhism. In: *Theosophist Magazine* Feb. 1951–Oct. 1951, S. 385–393.

Junker, Carl: Der österreichische Buchhandel. In: Murray G. Hall (Hrsg.): *Zum Buchwesen in Österreich. Gesammelte Schriften 1896–1927*. Wien: Edition Praesens 2001, S. 142–150.

Ders.: Der Verlagsbuchhandel in der Republik Österreich. Betrachtungen anläßlich der ersten Wiener Buchmesse. In: Murray G. Hall (Hrsg.): *Zum Buchwesen in Österreich. Gesammelte Schriften 1896–1927*. Wien: Edition Praesens 2001, S. 180–192.

Ders.: *Zum Buchwesen in Österreich. Gesammelte Schriften 1896–1927*. Hrsg. v. Murray G. Hall. Wien: Edition Praesens 2001.

Keil, Martha: Eintrag „Newlinski, Philipp Michael von". In: *Neue Deutsche Biographie* 19 (1998), S. 194. URL: www.deutsche-biographie.de/pnd138232547.html.

Kleffel, Walter F.: Eine geschlossene Gesellschaft von Gentlemen. In: *Die Zeit*, 25. Aug. 1967.

Klein, Michael: Aschinger-Konzern. Landesarchiv Berlin, Findbücher Bd. 34, Bestandsgruppe A Rep. 225. URL: www.landesarchiv-berlin.de/php-bestand/arep225-pdf/arep225.pdf.

Knes, Ulrike: *Frank Thiess: Ein Autor zwischen Realität und Selbststilisierung*. Universität Wien: Dipl. 1995.

Kohlbauer-Fritz, Gabriele: „La belle juive“ und „die schöne Schickse“. In: Sander L. Gilman, Robert Jütte und Gabriele Kohlbauer-Fritz (Hrsg.): *„Der schejne Jid.“ Das Bild des jüdischen Körpers in Mythos und Ritual*. Wien: Picus Verlag 1998, S. 109–122.

Königseder, Angelika und Wolfgang Benz (Hrsg.): *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*. Bd. 2: Frühe Lager, Dachau, Emslandlager. München: C. H. Beck 2005.

Korte, Barbara und Horst Tonn (Hrsg.): *Kriegskorrespondenten: Deutungsinstanzen in der Mediengesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag 2007.

Krisch, Laurenz: Bad Gastein: Die Rolle des Antisemitismus in einer Fremdenverkehrsgemeinde in der Zwischenkriegszeit. In: Robert Kriechbaumer (Hrsg.): *Der Geschmack der Vergänglichkeit: Jüdische Sommerfrische in Salzburg*. Wien: Böhlau 2002, S. 175–226.

Ders.: *Zersprengt die Dollfußketten. Die Entwicklung des Nationalsozialismus in Bad Gastein bis 1938* (Schriftenreihe des Forschungsinstitutes für politisch-historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek, Bd. Bd. 19). Wien–Köln–Weimar: Böhlau 2003.

Le Rider, Jacques: *Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität*. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1990.

Leiser, Erwin: *„Deutschland erwache“ – Propaganda im Film des Dritten Reiches*. Erweiterte Neuausgabe (21.–28. Tausend). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978.

Lichtblau, Albert: *„Arisierungen“, beschlagnahmte Vermögen, Rückstellungen und Entschädigungen in Salzburg* (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich Bd. 17/2). München: Oldenbourg 2004.

Loitfellner, Tamara: Österreichs vergessene Malerinnen. URL: www.frauenkunst.at.

Lorenz, M.: Österreich-Ungarns bewaffnete Macht 1900–1914. URL: www.mlorenz.at.

Luchesi, Friederike: Rede anläßlich ihrer 65jährigen Zugehörigkeit zum Verlag Manz, gehalten bei der 125-Jahrfeier der Firma, im Dezember 1974. In: *Festreden anläßlich der Betriebsfeiern zum 100jährigen, bzw. 125jährigen Firmenjubiläum der Manzschen Verlags und Universitätsbuchhandlung*. o. O. [Wien]: Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung o. D. [1974], S. 27–31.

Mangold, Ijoma: Alles Propaganda? In: *Die Zeit*, 5. Jan. 2011, S. 40.

Manz GmbH (Hrsg.): *150 Jahre Manz*. Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung 1999.

Meder, Iris: Wer war Max Fellerer? In: *Die Presse [Spectrum]*, 12. Sep. 2009.

Meder, Iris und Judith Eiblmayr: *Haus Hoch. Das Hochhaus Herrengasse und seine berühmten Bewohner*. Wien: Metroverlag 2009.

Mendelssohn, Peter de: *Nachbemerkungen zu Thomas Mann I. Buddenbrooks – Der Zauberberg – Doktor Faustus – Der Erwählte*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1982.

Ders.: *S. Fischer und sein Verlag*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1970.

Mentschl, J.: Eintrag „Stein Markus, Verleger". In: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950*. Bd. 13 (60. Lieferung: Staudigl–Stich [2008]). Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2003–2009, S. 154–155.

Minkmar, Nils: Budapester Balance. In: *Die Zeit*, 21. Okt. 1999.

Müller, Hans-Harald und Brita Eckert: *Leo Perutz 1882–1957. Eine Ausstellung der deutschen Bibliothek Frankfurt am Main. Ausstellung und Katalog*. Wien: Paul Zsolnay Verlag 1989.

Müller, Karl: *Karl Heinrich Waggerl. Eine Biographie mit Bildern, Texten und Dokumenten*. Salzburg–Wien: O. Müller 1997.

Mumelter, Catherine: *Die Geschichte des Verlagshauses Manz*. Universität Innsbruck: Diss. 2001.

Muscheler, Ursula: *Haus ohne Augenbrauen. Architekturgeschichten aus dem 20. Jahrhundert* (Beck'sche Reihe 1773). München: C. H. Beck 2007.

Natter, Tobias (Hrsg.): *Oskar Kokoschka. Das moderne Bildnis 1909 bis 1914. Im Auftrag der Neuen Galerie New York herausgegeben von Tobias G. Natter*. Köln: Dumont 2002.

Noack, Frank: *Jannings*. München: Belleville 2009.

Officering: Webster's Quotations, Facts and Phrases. San Diego: ICON Group International 2008.

Opitz, Kathrin und Katrin Sohns: Bücherverbrennung 1933 – Hintergründe (Website zur Austellung „Wider den deutschen Ungeist" an der Humboldt-Universität zu Berlin 2000). URL: www.buecherverbrennung33.de.

Pfeiffer, Engelbert: Heimito von Doderers „Rittmeister Eulenfeld": Otto Dressel. In: ders. (Hrsg.): *Anhänger haben keine Motoren. Verstreutes – Nachgelassenes – Dokumentation*. Wien: Selbstverlag 2008, S. 67–75.

Plachta, Bodo: *Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte*. 2., erg. und akt. Aufl. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2006.

Putschögl, Martin: Wo Beethoven einst die Nachbarn nervte. In: *derstandard.at*, 19. Mai 2011. URL: http://derstandard.at/1304552329564/Wiener-Stadtgeschichte-Wo-Beethoven-einst-die-Nachbarn-nervte.

Quinn, Tony: Men's magazines: an A to Z (Eintrag „Men only“). URL: www.magforum.com/mens/mensmagazinesatoz8.htm#333.

Rathkolb, Oliver: *Führertreu und gottbegnadet. Künstlereliten im Dritten Reich*. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1991.

Reiter-Zatloukal, Ilse: Die österreichische Rechtsanwaltschaft 1918 bis 1938. In: Verein zur Erforschung der anwaltlichen Berufsgeschichte der zwischen 1938 und 1945 diskreditierten Mitglieder der österreichischen Rechtsanwaltskammern (Hrsg.): *Advokaten 1938. Das Schicksal der in den Jahren 1938 bis 1945 verfolgten österreichischen Rechtsanwältinnen und Rechtsanwälte*. Wien: Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung 2010, S. 1–72.

Riedel, Dirk: Der „Wildpark“ im KZ Dachau und das Außenlager St. Gilgen. Zwangsarbeit auf den Baustellen des KZ-Kommandanten Loritz. In: *Dachauer Hefte* 16 (2000), S. 54–70.

Riedl, Joachim: Der ewige Piefke. In: *Die Zeit*, 23. Aug. 2007.

Roček, Roman: *Glanz und Elend des P.E.N. Biographie eines literarischen Clubs*. Wien–Köln–Weimar: Böhlau 2000.

Ders.: Mittlerin zwischen den Welten – Anna Lifezis (Lifczis). In: *Mit der Ziehharmonika. Zeitschrift der Theodor-Kramer-Gesellschaft [seit 2000: Zwischenwelt]*, Mai 1996, S. 12–17.

Roloff, Hans-Gert (Hrsg.): *Wissenschaftliche Briefeditionen und ihre Probleme. Editionswissenschaftliches Symposion*. Berlin: Weidler Buchverlag 1998.

Rotermund, Erwin: Vorüberlegungen zur Poetik, Rhetorik und Hermeneutik der „Verdeckten Schreibweise“ im „Dritten Reich“. In: Johann Holzner und Karl Müller (Hrsg.): *Literatur der Inneren Emigration aus Österreich* (Im Auftrag der Theodor-Kramer-Gesellschaft. Zwischenwelt 6). Wien: Döcker 1998, S. 27–38.

Rozenblit, Marsha L.: *Die Juden Wiens 1867–1914. Assimilation und Identität* (Forschungen zur Geschichte des Donauraumes, Bd. Bd. 11). Wien–Köln–Graz: Böhlau 1989.

Rukschcio, Burkhard und Roland Schachel: *Adolf Loos. Leben und Werk*. Salzburg: Residenz 1982.

Salzer, Monika und Peter Karner: *Vom Christbaum zur Ringstraße. Evangelisches Wien*. 2., verb. Aufl. Wien: Picus Verlag 2009.

Sandfuchs, Uwe, Jörg-W. Link und Andreas Klinkhardt (Hrsg.): *Verlag Julius Klinkhardt 1834–2009*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt 2009.

Schorske, Carl E.: *Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de siècle*. München–Zürich: Piper 1994.

Schriftleitung der Österreichischen Juristen-Zeitung: Dr. Robert Stein [Nachruf]. In: *Österreichische Juristen-Zeitung* 16 (1970), S. 1.

Schweiger, Hannes: „Biographiewürdigkeit". In: Christian Klein (Hrsg.): *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Stuttgart–Weimar: Metzler 2009, S. 32–36.

Schweiger, Werner J.: *Der junge Kokoschka. Leben und Werk 1904–1914*. Wien–München: Edition Christian Brandstätter 1983.

Sieder, Erika und Dieter Klein: *... tout Vienne! Gustav Orglmeister 1861–1953. Der letzte Wiener k. u. k. Hofbaumeister* (Architektur der Provinz. Künstler um 1900 im Wechselgebiet II). Weitra: Bibliothek der Provinz 2011.

Staudacher, Anna: *Jüdisch-protestantische Konvertiten in Wien 1782–1914. Teil 2*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 2004.

Stein, Markus: *„Unser Roman beginnt ..." (Rede anlässlich der goldenen Hochzeit von Markus und Nanette Stein am 6. 1. 1919)*. o. O. [Wien]: Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung o. D. [1919].

Stein, Robert: Festrede anläßlich der Betriebsfeier zum 100jährigen Firmenjubiläum der Manzschen Verlags- und Universitätsbuchhandlung am 25. Mai 1949. In: *Festreden anläßlich der Betriebsfeiern zum 100jährigen, bzw. 125jährigen Firmenjubiläum der Manzschen Verlags und Universitätsbuchhandlung*. o. O. [Wien]: Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung o. D. [1974], S. 1–20.

TU Dresden/Referat Gleichstellung von Frau und Mann: Berühmte TU-Absolventinnen: Dr. Marie Frommer. URL: http://tu-dresden.de/die_tu_dresden/gremien_und_beauftragte/beauftragte/gleichstellung/dateien/marie-frommer.pdf.

Venezia, La Biennale di: Archivio Storico delle Arte Contemporanee. URL: www.labiennale.org.

Verdone, Mario: Mussolini's ‚Theatre of the Masses'. In: Günther Berghaus (Hrsg.): *Fascism and theatre: Comparative studies on the aesthetics and politics of performance in Europe, 1925–1945*. Providence: Berghahn Books 1996, S. 131–139.

V[ölker], K[arl]: Markus Stein †. In: Karl Völker (Hrsg.): *Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus im ehemaligen und im neuen Österreich 1936. 57. Jahrgang*. Wien und Leipzig: Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung 1936, S. 167–168.

Volkov, Shulamit: *Antisemitismus als kultureller Code. Zehn Essays*. 2., durch ein Register erw. Aufl. München: C. H. Beck 2000.

Wagner, Claudia: *Die Zentralkommission zur Bekämpfung der NS-Literatur. Literaturreinigung auf Österreichisch*. Universität Wien: Dipl. 2005.

Weissengruber, Thekla: *Zwischen Pflege und Kommerz. Studien zum Umgang mit Trachten in Österreich nach 1945*. Berlin et. al.: LIT Verlag 2005.

Werner, Martin: *Die Kälte-Metaphorik in der modernen deutschen Literatur*. Universität Düsseldorf: Diss. 2006.

Wild, Reiner u. a. (Hrsg.): *Dennoch leben sie. Verfemte Bücher, verfolgte Autorinnen und Autoren. Zu den Auswirkungen nationalsozialistischer Literaturpolitik*. München: edition text + kritik 2003.

Dies.: Vorwort der Herausgeber. In: dies. (Hrsg.): *Dennoch leben sie. Verfemte Bücher, verfolgte Autorinnen und Autoren. Zu den Auswirkungen nationalsozialistischer Literaturpolitik*. München: edition text + kritik 2003, S. 11–13.

Winkler, Johann und Katharina Erling: *Oskar Kokoschka. Die Gemälde 1906–1929*. Salzburg: Verlag Galerie Welz 1995.

Woesler, Winfried: Richtlinien der Briefkommentierung. In: Hans-Gert Roloff (Hrsg.): *Wissenschaftliche Briefeditionen und ihre Probleme. Editionswissenschaftliches Symposion*. Berlin: Weidler Buchverlag 1998, S. 87–96.

Wolf, Yvonne: *Frank Thiess und der Nationalsozialismus. Ein konservativer Revolutionär als Dissident*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2003.

Wonnenberg, Naomi Felice: Hakensprünge durch die Kunstgeschichte: Das Drei-Hasen-Symbol. In: *David. Jüdische Kulturzeitschrift* 76 (Apr. 2008).

Wrede, Alfons von: *Geschichte der k. u. k. Wehrmacht. Die Regimenter, Corps, Branchen und Anstalten von 1618 bis Ende des 19. Jahrhunderts (3 Bände)*. Bd. 1. Wien: L. W. Seidel und Sohn 1898ff.

Ziegler, Volker: *Die Familie Jobst und das Chinin. Materialwarenhandel und Alkaloidproduktion in Stuttgart 1806–1927*. Diepholz: GNT-Verlag 2003.

Zott, Regine: Die unzeitgemäßen Hundsposttage … Fragen nach einer Brieftheorie. In: Hans-Gert Roloff (Hrsg.): *Wissenschaftliche Briefedi-*

tionen und ihre Probleme. Editionswissenschaftliches Symposion. Berlin: Weidler Buchverlag 1998, S. 43–72.

7.6 Nachschlagewerke, Lexika etc.

AEIOU Österreich-Lexikon. URL: http://austria-lexikon.at/af/AEIOU.

Architekturzentrum Wien (Hrsg.): Architektenlexikon Wien 1880–1945. URL: www.architektenlexikon.at.

Bautz, Friedrich-Wilhelm (Hrsg.): *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon [ab Bd. III fortgeführt von Traugott Bautz]*. Bd. IV. Herzberg: Verlag Traugott Bautz 2002.

Bolbecher, Siglinde und Konstantin Kaiser: *Lexikon der österreichischen Exilliteratur (in Zusammenarbeit mit Evelyn Adunka, Nina Jakl, Ulrike Oedl)*. Wien–München: Deuticke 2000.

Brockhaus Enzyklopädie Online. URL: www.brockhaus-enzyklopaedie.de.

filmportal.de. URL: www.filmportal.de.

Gabler Verlag (Hrsg.): Gabler Wirtschaftslexikon. URL: http://wirtschaftslexikon.gabler.de/.

Geschichte Online. URL: http://gonline.univie.ac.at/htdocs/site/browse.php?a=2266&arttyp=k.

Golther, Wolfgang: *Handbuch der Germanischen Mythologie*. Wiesbaden: Fourier Verlag 2003 [Erstaufl. 1895].

Internet Movie Database. URL: www.imdb.com.

Klee, Ernst: *Das Kulturlexikon zum Dritten Reich: Wer war was vor und nach 1945*. Frankfurt am Main: S. Fischer 2007.

Lehmann, Adolph: *Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger nebst Handels- und Gewerbe-Adreßbuch für die k.k. Reichshaupt und Residenzstadt Wien und Umgebung*. Wien: A. Hölder 1859–1942.

Lexikon der Wehrmacht. URL: www.wehrmachtslexikon.de.

Munzinger Online – Internationales Biographisches Archiv. URL: www.munzinger.de.

Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2003–2009.

Pierer's Universal-Lexikon. 4. Aufl. (1857–1865). Bd. 16. Altenburg: Verlagsbuchhandlung von A. H. Pierer 1863.

Ranglisten des kaiserlichen und königlichen Heeres 1918. Abgeschlossen mit Personalverordnungsblatt Nr 40/18. Wien: K. k. Hof- und Staatsdruckerei 1918.

Schmidt, Rudolf: *Deutsche Buchhändler. Deutsche Buchdrucker. Beiträge zu einer Firmengeschichte des deutschen Buchgewerbes*. Bd. 3. Berlin: Verlag der Buchdruckerei Franz Weber 1902.

Wurzbach, Constant von: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Fünfundzwanzigster Teil: Rasner – Rhederer*. Wien: k. u. k. Hof- und Staatsdruckerei 1873.

8 Anhang

8.1 Abbildungen

Verfasser und Verlag haben sich bemüht, sämtliche Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen, und ihre Zustimmung zur Verwendung der Bilder in dieser Arbeit eingeholt. Sollte dennoch eine Urheberrechtsverletzung bekannt werden, ersuchen sie um Meldung.

Abbildungsverzeichnis



Abb. 1: Alexander Lernet-Holenia als Leutnant des k. u. k. Dragoner-Regiments „Erzherzog Albrecht" Nr. 9 mit zahlreichen Dekorationen, u. a. dem Eisernen Kreuz 2. Klasse (Alexander Dreihann-Holenia, Kitzbühel)



Abb. 2: Alexander Lernet-Holenia als Leutnant der Deutschen Wehrmacht mit der Spange „1939“ zum Eisernen Kreuz 2. Klasse von 1914 (über der re. Brusttasche), dem auf seine Handverletzung im „Polenfeldzug“ zurückgehenden Verwundetenabzeichen (auf der li. Brusttasche), evtl. der Spange „Anschluss Sudetenland“ (über der li. Brusttasche) und einer zweiten, nicht identifizierbaren Spange, um 1940 (Fotoatelier Kitty Hofmann, Wien/Alexander Dreihann-Holenia, Kitzbühel)



Abb. 3: Alexander Lernet-Holenia um 1940 (Alexander Dreihann-Holenia, Kitzbühel)



Abb. 4: Alexander Lernet-Holenias Haus in St. Wolfgang (Alexander Dreihann-Holenia, Kitzbühel)

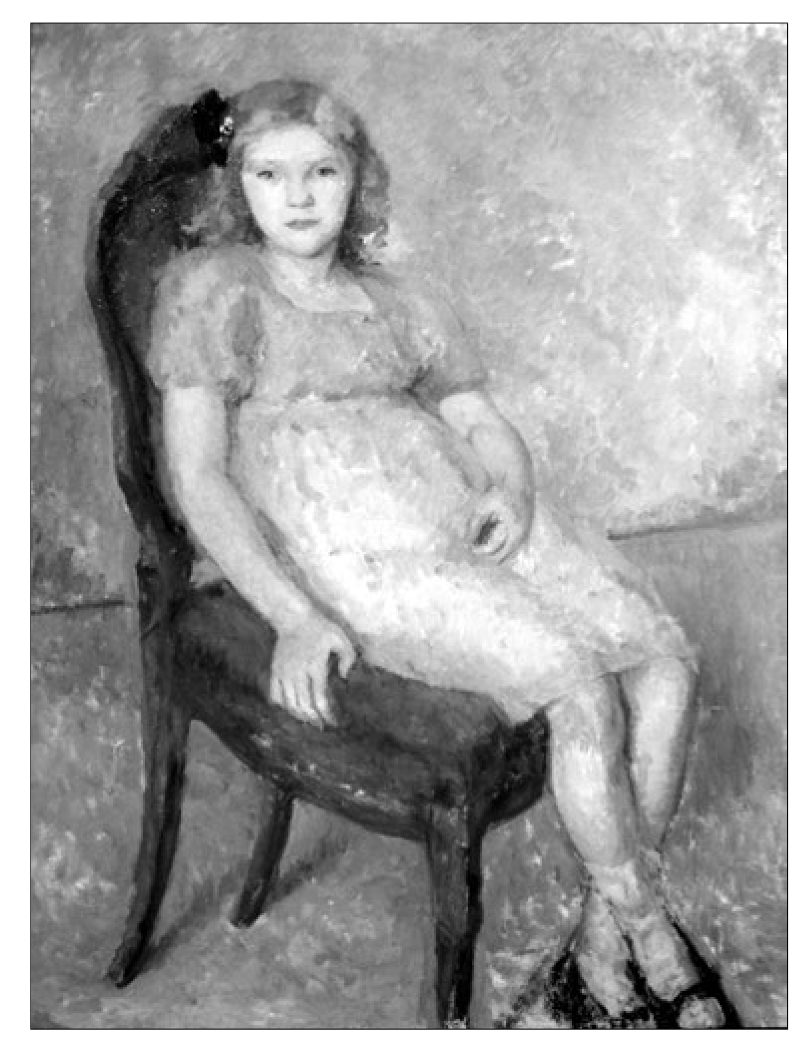


Abb. 5: Helene Winger-Stein, *Porträt Maria Charlotte Stein*, um 1914 (Privatbesitz Hilscher, Sulz)



Abb. 6: Oskar Kokoschka, *Spielende Kinder*, 1909 (Wilhelm-Lehmbruck-Museum, Duisburg/VG Bild-Kunst, Bonn)



Abb. 7: Maria Charlotte Sweceny, um 1930 (Barbara Netscher, Ronneburg)



Abb. 8: Maria Charlotte Sweceny, um 1940 (SteinFA)



Abb. 9: Maria Charlotte Sweceny in ihren letzten Lebensjahren (SteinFA)



Abb. 10: Alexander Lernet-Holenia und Maria Charlotte Sweceny im Ruderboot, im Vordergrund Lernets Dackel Waldi, Ende 1930er-Jahre (Alexander Dreihann-Holenia, Kitzbühel)



Abb. 11: Maria Charlotte und Otto C. Sweceny in Hochrotherd (Barbara Netscher, Ronneburg)



Abb. 12: Frieda Stein (im Vordergrund) mit ihren Kindern und deren PartnerInnen (v. l.): Walter Stein, Robert Stein, Edith Hilscher (geb. Stein), Hanns Hilscher, Maria Charlotte Sweceny (geb. Stein), Otto C. Sweceny, um 1930 (Barbara Netscher, Ronneburg)



Abb. 13: Otto C. Sweceny mit seiner späteren zweiten Frau Heidi Ebenstein und seinem Schwager Walter Stein auf der Terrasse des Hochhauses in der Wiener Herrengasse, 1940er-Jahre (Barbara Netscher, Ronneburg)



Abb. 14: Der Freundeskreis auf der Terrasse in Hochrotherd (v. l.): Erika Kriechbaum, Milan Dubrovic, Alexander Inngraf, Lotte Sweceny, Otto C. Sweceny und Walter Stein, Ende 1930er-Jahre (Barbara Netscher, Ronneburg)



Abb. 15: Kaffeejause in Hochrotherd (v. l.): Emmy von Sax, Milan Dubrovic, Alexander Inngraf, Max Fellerer, Erika Kriechbaum, Liane Stein und Erni Kniepert, um 1950 (Barbara Netscher, Ronneburg)



Abb. 16: Das von Anna Freud übernommene Bauernhaus in Hochrotherd (SteinFA)

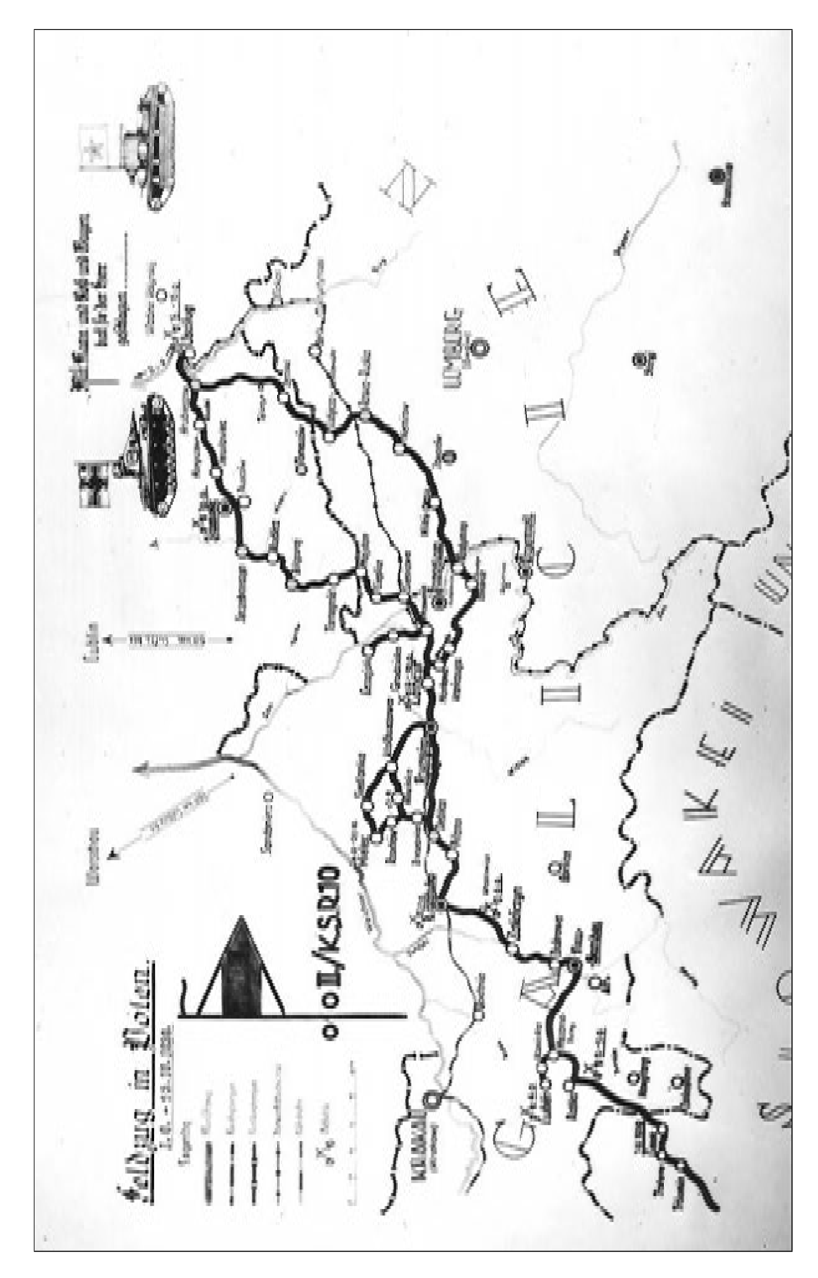


Abb. 17: „Feldzug in Polen", Postkarte (Photohaus Schoft, St. Pölten/SteinFA)

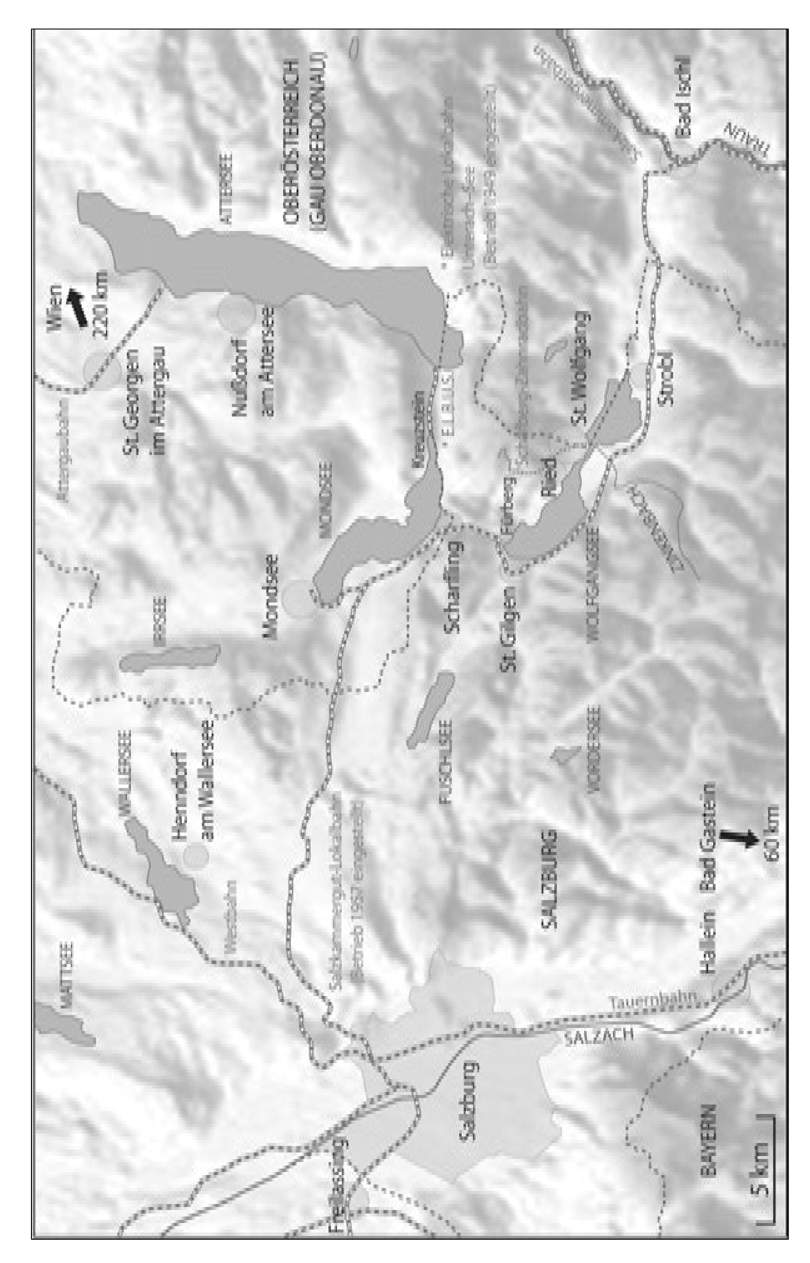


Abb. 18: Der Wolfgangsee mit Umland in den 1940er-Jahren (Peter Gerngross, www.picus-pr.at)

P.S. Vom "Gedicht, ungefähr", habe ich einen neuen Satz gehört: "Ist es wahr, dass Sylvia einen Dreispitz getragen hat?"

Liebe Hase,

in Wien habe ich noch einen trefflichen Platz bekommen, in jenem Waggon, in den ich durchaus gewollt habe. In München habe ich alles gut geregelt, nur haben sie mir schon wieder, noch für dieses Jahr, ein Geld angehängt, was mir, wegen der Steuer, gar nicht sehr recht ist. Ich habe auch noch, in München selbst, rasch etwas umgearbeitet, und jetzt soll ich so hier den "Doppelgänger", der aber einen andern Titel kriegen wird, schreiben. Ich bin erst Sonntag, nicht schon Samstag, hier angekommen. Rehe habe ich aus dem Zuge zwei gesehen, aber keine Hasen. Gestern war der erste schöne Tag seit langem, heute ist es auch noch schön.

Nun bereite dir Deine Herreise vor, liebe Hase, und habe in Ur. eine recht gute Zeit. Ich schreibe rasch diese paar Zeilen, damit der Brief noch weggeht. Das Liebste und Schönste!

St. Wolfgang,
d. 14. Juli 1943.

N.

Abb. 19: Alexander Lernet-Holenia: Brief an Maria Charlotte Sweceny vom 14. Juli 1943 (Nr. 153) (SteinFA, Wien)

8.2 Abkürzungen

ALH	Alexander Lernet-Holenia*
BS	*Beide Sizilien**
dt.	deutsch
engl.	englisch
frz.	französisch
griech.	griechisch
HFS	Heeresfilmstelle
hs.	handschriftlich
lat.	lateinisch
LS	Maria Charlotte (Lotte) Sweceny (geb. Stein)*
MW	*Mars im Widder**
o. D.	ohne Datum
o. O.	ohne Ort
ÖLA	Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek
ÖNB	Österreichische Nationalbibliothek, Wien
ÖStA	Österreichisches Staatsarchiv, Wien
österr.	österreichisch
OKH	Oberkommando des Heeres
poln.	polnisch
RM	Reichsmark
RSK	Reichsschrifttumskammer
SteinFA	Stein-Familienarchiv, Wien
ugs./Ugs.	umgangssprachlich/Umgangssprache
v. frd. Hd.	von fremder Hand
WienB	Wienbibliothek im Rathaus (vormals Wiener Stadt- und Landesbibliothek)
WStLA	Wiener Stadt- und Landesarchiv

* Im Kommentarteil abgekürzt, sonst ausgeschrieben.

8.3 Register

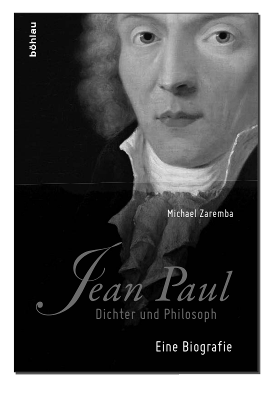
Das Namensregister beinhaltet die Namen von Personen, Institutionen (z. B. Heeresfilmstelle) und Firmen (z. B. S. Fischer Verlag). Personen, deren Vorname nicht eruiert werden konnte, werden – wenn möglich – durch eine Berufs- oder sonstige Bezeichnung (z. B. Oberleutnant) näher bestimmt; wo dies nicht möglich war, steht anstelle des Vornamens „Frau“ bzw. „Herr“. Einzelne Personen, die häufiger vorkommen bzw. für den Zusammenhang eine besondere Rolle spielen, werden im Kommentar ausführlicher vorgestellt; kursive Seitenangaben markieren diese Stellen. Häufig verwendete Spitz- und Kosenamen (z. B. Peperchen) werden eigens verzeichnet und verweisen auf den zugehörigen vollen Namen.
Im Ortsregister finden sich die Namen von Städten, Stadtteilen (z. B. Ruhleben), Ländern, Regionen (z. B. Salzkammergut); ebenso die Namen der „ostmärkischen Reichsgaue“ (z. B. Oberdonau). Österreich und „Ostmark“ werden unter Österreich, Deutschland und „Deutsches Reich“ unter Deutschland subsumiert.
Das Werkregister enthält sowohl die Primärtexte Alexander Lernet-Holenias (alle Genres inkl. Filme bzw. deren Drehbücher) als auch diejenigen anderer Autorinnen und Autoren (in *kursiver* Schrift).

8.3.1 Namensregister

8.3.2 Ortsregister

8.3.3 Werkregister

böhlau



MICHAEL ZAREMBA

JEAN PAUL

DICHTER UND PHILOSOPH

EINE BIOGRAFIE

Am 21. März 2013 jährt sich sein Geburtstag zum 250. Mal: Jean Paul, 1763 in Wunsiedel geboren, 1825 in Bayreuth verstorben, war schon zu Lebzeiten einer der bedeutendsten und erfolgreichsten deutschen Schriftsteller. Mehrfach wurde er zum »Lieblingsdichter der Deutschen« ausgerufen. Seine literarischen Werke fanden viele Bewunderer. Die Weimarer Klassiker Wieland und Herder zählten dazu, ebenso wie die Philosophen Fichte und Hegel. Auch nachfolgenden Dichtergenerationen galt er als großes Vorbild. Doch seine ausufernden Textlabyrinthe stießen bisweilen auch auf Kopfschütteln und Unverständnis. Als autodidaktisch gebildeter Literat und Philosoph stand Jean Paul als Solitär zwischen Weimarer Klassik und Romantik, zwischen Aufklärung und Idealismus.
Michael Zaremba stellt das Leben und Wirken des freigeistigen und feinsinnigen Dichters und Denkers nach dem neuesten Forschungsstand kompetent und kurzweilig vor. Seine Biografie ist eine Einladung, diesen liebenswert versponnenen Romantiker und scharfzüngig spottenden Realisten (neu) kennen und schätzen zu lernen.

2012. 336 S. 20 S/W-ABB. GB. MIT SU. 135 X 210 MM. | ISBN 978-3-412-20930-8

BÖHLAU VERLAG, URSULAPLATZ 1, D-50668 KÖLN, T: +49 221 913 90-0
INFO@BOEHLAU-VERLAG.COM, WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM | WIEN KÖLN WEIMAR

Zentrum des Buches bildet die Edition der Briefe des österreichischen Schriftstellers Alexander Lernet-Holenia an die Verlagsgesellschafterin Maria Charlotte Sweceny aus den Jahren 1938 bis 1945.

Die 155 Schriftstücke enthalten Hinweise zur Entstehungs- und Publikationsgeschichte von „Mars im Widder“, „Beide Sizilien“ und „Die Trophae“ und liefern Details zu den Lebens- und Arbeitsbedingungen Lernets. Maria Charlotte Sweceny gewinnt in einer biografischen Skizze Profil.



ISBN 978-3-205-78887-4 | WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM